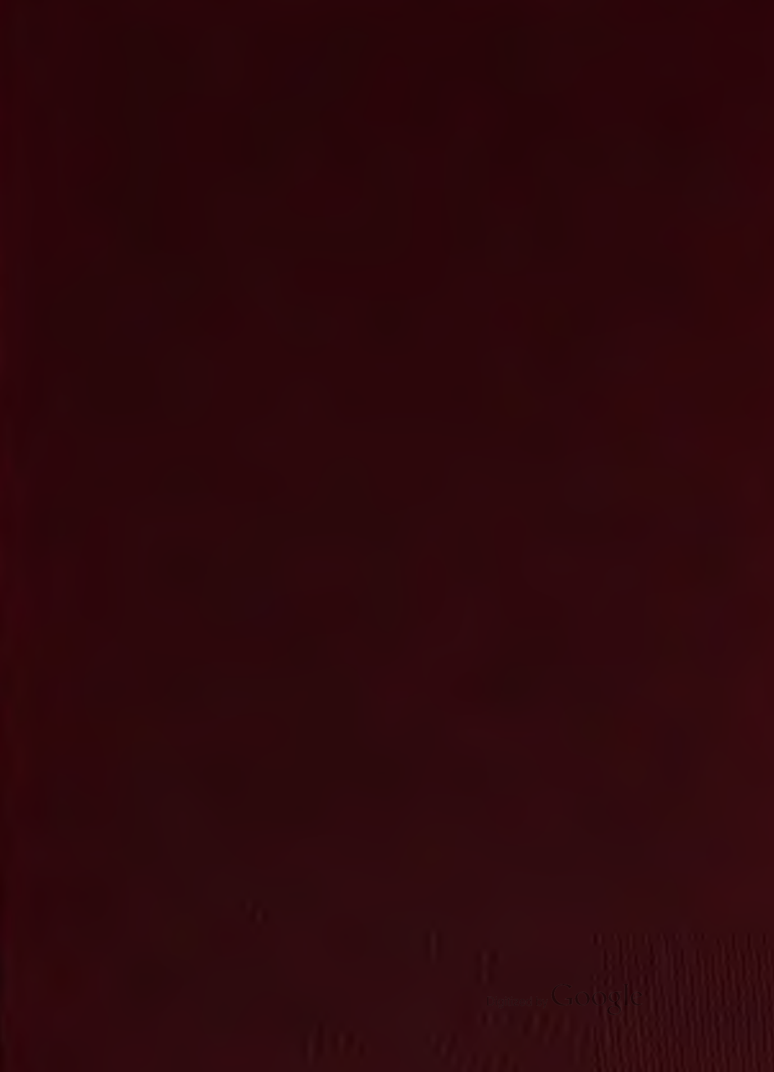
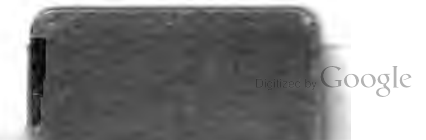



HARVARDIANA · IN · NOV · ANG · ACADEMIA
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS





# Geschichte

des

# dreißigjährigen Krieges.

Nach den besten Quellen bearbeitet

von

O. Schmidt.

Weimar, 1853.
Verlag von Rauschke und Schmidt.



# Geschichte

des

# eißigjährigen Krieges.

---

Nach den besten Quellen bearbeitet

von

D. Schmidt.

---

Weimar, 1853.
Verlag von Rauschke und Schmidt.

# Vorrede.

Die Geschichte des großen dreißigjährigen Kampfes der religiösen Parteien ist mit seinen Schrecknissen und seinen Folgen noch nicht genug bekannt, um Allen ein warnender Spiegel für Entzweiung der deutschen Bruderstämme unter sich und ein ernster Mahner der Duldsamkeit zu sein. Nur dann, wenn vom Thron herab bis zur Hütte sich um alle das Band der Eintracht und der Vaterlandsliebe schlingt, wenn die Worte unseres großen Herrn und Meisters „Liebt Eure Nächsten wie Euch selbst", zur vollbrachten That geworden sind, können das Glück und die Ruhe in jeder Hütte wohnen und unserem Vaterlande der Jammer und das Elend erspart werden, welche ihm so oft im unnatürlichen Bruderkampf die eiserne Hand des Krieges schlug. Die Pforten der Geschichte, die fast auf jeder Seite Friede und Eintracht predigt, müssen den Völkern geöffnet werden, damit die Trümmern der zerstörten Reiche, das Anschauen

des menschlichen Ach und Weh in den tausendfachen Schreckgestalten zu ihnen sprechen und sie den Ruf der Eintracht und des Friedens vernehmen können.

Als ich die Geschichte des dreißigjährigen Krieges schrieb, lag mir jenes hohe Ziel, durch Bildung den Menschen zur Demuth und Duldsamkeit zu führen, vor, ich wollte ihn an den Schutthaufen einst blühender Wohnsitze, an den Leichnamen seiner erschlagenen Brüder vorbei zu der Stelle der Selbsterkenntniß führen, wo unwillkürlich in seinem Herzen der edle Vorsatz aufsteigt: „Du willst lieben und dulden.“

Mein Buch soll kein Buch für Gelehrte, nein es soll, das wünsche ich, ein Volksbuch werden, das sich den Weg nach Aller Hände bahnt. Möge mein Bestreben, mit schwachen Kräften einen kleinen Baustein zu dem großen Werke der geistigen Ausbildung zu bringen, Anerkennung und schonende Nachsicht finden.

**Der Verfasser.**

Wie in der Natur den Gewitterstürmen drohende Zeichen vorausgehen, so zeigen sich auch den Fürsten und Völkern Vorboten großer, wichtiger Begebenheiten, die sich entwickeln. Doch fast immer lassen Fürsten und Völker, die einen aus Stolz und Selbstvertrauen auf ihre Macht von Gottes Gnaden, die andern aus strafbarer Sorglosigkeit und Mangel an Entschiedenheit und Thatkraft, den Donner des fernen Gewittersturms unbeachtet an ihren Ohren vorüberziehen, bis daß das Unglück da ist und Völker und Fürsten als ohnmächtige Geschöpfe des Herrn, der Aller Geschicke lenkt, zu Boden geschmettert und vernichtet werden. Wie viel namenloses Unheil wäre Europa schon erspart worden, hätte man stets auf die Zeichen der Zeit Obacht gehabt und wäre durch weise, kluge Maßregeln dem drohenden Sturm zuvorgekommen. Auch dem dreißig-

jährigen Krieg, diesem fürchterlichen Kampf des geistigen Lichts mit der Finsterniß, gingen solche warnende Zeichen voraus, die aber, wie immer, von dem engherzigen, kurzsichtigen Menschengeschlecht übersehen wurden, das lieber später im Unglück elendiglich untergehen, als rechtzeitig den alten Schlendrian verlassen und Mißbräuche, mit denen es großgezogen, abschaffen will. Hätte den deutschen Kaiserthron anstatt eines Rudolph II., der von 1576 bis 1612 regierte, ein mit wahren Regententugenden und scharfem Verstand ausgerüsteter Mann inne gehabt, gewiß wäre der Menschheit ein Krieg erspart worden, der fast ganz Europa erschütterte, unter dessen eiserner Hand blühende Städte und Dörfer in Schutthaufen versanken, tausende von Familien in's Elend gestürzt und unzähliche Kämpfer getödtet wurden. Aber anstatt sein Streben, wie es des Regenten heiligste Pflicht sein soll, auf das Wohl der unter seinem Scepter stehenden Völker zu richten, saß Kaiser Rudolph II. bei seinen Frauen oder im Stall bei seinen Pferden und kam nur erst dann aus seiner Sorglosigkeit, als sein liebes Ich in Gefahr gerieth, und man ihm eine Krone vom Haupte nahm, die zu tragen er schon längst nicht mehr fähig war.

Anstatt daß Rudolph die Rechte der Lutheraner, welche man diesen nach der Augsburger Confession bewilligt, hätte sichern sollen, ließ er sich, schwach wie ein Kind, von seinem papistischen Anhang leiten und duldete, ja begünstigte sogar, daß die Katholiken den Lutheranern ihre Rechte entzogen. An Rudolph hatten die Jesuiten und Pfaffen ein Werkzeug gefunden, mit dessen Hülfe sie ihren Haß gegen Alle, die nicht strengkatholisch waren, d. h. gegen Alle, die da nicht blind glaubten, was ihnen die Pfaffen vorlogen, Luft machen konnten; dieser Rudolph zeigte, daß ein Fürst, der, ohne Muth und Talent, sich willenlos von seiner Umgebung führen läßt, ein Unglück für das Volk ist, an dessen Spitze er dem Namen nach steht. In Oesterreich, Ungarn, und Siebenbürgen wurde mit Feuer und Schwert das große Werk der Bekehrung, oder besser gesagt, die Vertilgung alles bessern Wissens, die Vernichtung der geistigen Freiheit und wahren Erkenntniß, welche uns nur allein zu unserem Gott führen, begonnen; die Engel im Himmel sangen Klagelieder, die Teufel in der Hölle und auf Erden frohlockten.

Im Reiche selbst wurde mit der Stadt Aachen, von der Karl der Große gesagt hatte, daß sie

stets streng katholisch sein solle, der Anfang gemacht; dort hatten die Lutheraner gleiche Rechte mit den Katholiken verlangt und ihre Ansprüche mit Gewalt durchgesetzt. Zur Strafe dafür ließ Rudolph, der Kaiser, auf Anrathen seines Anhangs, über Aachen die Acht aussprechen, die auch später wirklich durch spanische Hülfe vollzogen wurde. Die lutherische Geistlichkeit und Obrigkeit wurde verjagt und der katholischen Macht ihr altes Ansehen wiedergegeben.

Unter der höheren katholischen Geistlichkeit hatte der Ehestand seine Verehrer gefunden. So heirathete Magnus von Mecklenburg, Bischof von Schwerin, und behielt sein Stift; sein Nachfolger im Amte nahm auch die Wittwe. Kurfürst Gebhard von Köln verheirathete sich, unbekümmert um den Widerstand des kölnischen Domkapitels, mit der reizenden Gräfin Agnes von Mannsfeld, und wurde dafür vom Papst abgesetzt und vom Kaiser in die Acht erklärt.

In einer Sache, nämlich das Lutherthum zu unterdrücken, war man katholischer Seits stets einig. Um dieses Ziel zu erreichen, wurden alle Triebfedern in Bewegung gesetzt. Nicht so war es bei den Protestanten, die ewig zwischen ihren Confessionen schwankten und sich deshalb sogar

feindselig begegneten, bis endlich die drohende, gemeinsame Gefahr sie Alle zu einem engeren Anschluß aneinander vermochte. Pfalzgraf Friedrich IV. veranlaßte 1594 eine Vereinigung mit Würtemberg und andern Fürsten, um den planvollen und unermüdeten Angriffen der Katholiken gegen den Protestantismus entschiedener entgegenzutreten. Es war hohe Zeit, daß von Seiten der Protestanten wenigstens Etwas geschah, denn gerade jetzt erhielt die katholische Parthei zwei kräftige Stützen in dem Herzog Ferdinand von Steiermark und dem Herzog Maximilian von Baiern. Ferdinand, von dem berüchtigten Jesuiten Lamormain erzogen, war fast bis zum Wahnsinn fanatisch, und er glaubte Gott wohlgefällige Werke zu thun, wenn er Lutheraner, sogenannte Ketzer, bekehrte, wozu ihm jede Mittel und Wege recht waren. „Ich will", äußerte Ferdinand, „lieber mein Brod vor den Thüren betteln und mich in Stücken hauen lassen, als das Unrecht der Ketzerei länger in meinem Lande dulden. Ich liebe die Ketzer, da ich sie vom Bösen bekehren will, und würde mich köpfen lassen, wenn ich sie dadurch alle von der Ketzerei befreien könnte." Gleich nach seinem Regierungsantritt wurden in ganz Steiermark die protestan-

tischen Geistlichen fortgejagt und katholische Priester an deren Stelle gesetzt. Wer nicht katholisch werden wollte, mußte das Land verlassen, in dem alle Kirchen und Schulen der Lutheraner niedergerissen, verbrannt oder in die Luft gesprengt wurden. Am 8. August 1600 verbrannten die Henker 10,000 Bibeln und Ferdinand ließ an derselben Stelle ein Kloster bauen.

Ein würdiges Seitenstück zu diesem Ferdinand war Maximilian I. von Baiern, der 1597 die Regierung übernahm, da sein Vater, welcher das Land durch unsinnige Verschwendungen in's tiefste Elend gestürzt hatte, der Regierung müde war. Wäre Maximilian durch verkehrte Erziehung nicht zum Fanatiker herangebildet worden, gewiß hätte er einen guten Regenten abgegeben, denn gleich nach seinem Regierungsantritt verringerte er das Hauptübel so vieler Staaten, das Beamtenheer, Hofgesinde und sonst noch viel Entbehrliches, und erließ zweckmäßige Verordnungen für Handel und Gewerbe. Von Jesuiten erzogen, stimmte er mit diesen in Allem, was die Vernichtung des Protestantismus anbelangte, vollkommen überein; er gestattete nicht nur, daß unter seinen Augen die heftigsten Schriften gegen den Protestantismus erschienen, sondern führte

auch die Kapuziner ein, die das Hauptgegenmittel wider die in Baiern herrschende Unwissenheit und Zuchtlosigkeit der Geistlichkeit sein sollten.

Auch in Baden wirkten die Jesuiten mächtig gegen das Lutherthum, und es gelang ihnen, Philipp II., sowie den Markgrafen Jakob von Baden-Hochberg in den Schooß der alleinseligmachenden Kirche zurückzuführen.

Bald fanden die Katholiken Gelegenheit, ihrem Haß gegen die protestantischen Reichsstädte freien Lauf zu lassen. In der schwäbischen Reichsstadt Donauwörth war Alles, bis auf die Glieder des Klosters zum heiligen Kreuz, lutherisch, und der Abt desselben, Lienhard, hatte seit dem Jahre 1567 keine Prozession mehr gehalten. Als es ihm eingefallen war, im April 1606 trotz der an ihn vom Magistrat ergangenen Verwarnung, doch eine Prozession zu halten, wurde diese bei ihrer Rückkehr an den Thoren von mit Knitteln bewaffneten Bürgern überfallen und die Pfaffen gemißhandelt. In Folge der vom Abt beim Kaiser Rudolph II. erhobenen Beschwerde, wurde der Herzog Maximilian I. von Baiern mit der Untersuchung dieser Angelegenheit beauftragt. Er that Alles, um jeden gütlichen Vergleich zu vereiteln, und als der Kaiser die Acht über Donau-

wörth ausgesprochen, rückte Maximilian mit 12,000 Mann am 17. December 1607 in die Stadt ein, die er mit Plünderung verschonte, aber den protestantischen Rath und die Geistlichkeit fortjagte. Umsonst klagte der schwäbische Kreis über Beeinträchtigung seiner Stadt, umsonst verlangte der Kaiser, daß Maximilian ziehen solle; er blieb, weil man ihm die Kriegskosten von fünf Tonnen Goldes nicht bezahlen konnte, und machte Donauwörth zur bairischen Landstadt.

Als nun auch auf dem Reichstage zu Regensburg 1608 die Protestanten nichts von den Katholiken erhielten, diese sich weigerten, den Religionsfrieden nach den Wünschen ihrer Gegner zu bestätigen, traten die Führer der Protestanten, besonders auf Anrathen des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, zum Abschluß eines engern Bundes zusammen. So entstand die Union, geschlossen am 4. Mai 1608 zu Anhausen im Ansbachschen. Der thätigste Fürst dabei war Christian von Anhalt, und Friedrich IV. von der Pfalz führte den Vorsitz. Die allmählig schlaff gewordene Verbindung mit Frankreich wurde erneuert, aber ebenso wie damals forderte auch jetzt Frankreich's König, Heinrich IV., daß die verbündeten Fürsten und Stände um jeden Preis einig sein

müßten, trotz der Verschiedenheit ihrer Religions-Auffassung.

So stand diese Union gewaffnet und in schreckbarer Größe dem heranbringenden österreichischen Romthum gegenüber und der Katholizismus sah sich jetzt selbst genöthigt, der drohenden Gewalt Schranken entgegenzusetzen, wollte man nicht umsonst triumphirt haben. Ein Bündniß war auch hier das Geeignetste, denn auf einen Kaiser, der sein eigenes Ansehen so gründlich ruinirt hatte, war nicht mehr zu rechnen. Den Plan zu diesem Bündniß hatte der Bischof von Würzburg entworfen, und mit mancherlei Mühe brachten endlich Maximilian von Baiern, die drei geistlichen Kurfürsten, Ferdinand von Steiermark und mehrere Bischöfe und Aebte ein solches zu Stande am 10. Juli 1609, das seinen Hauptsitz zu München hatte und mit dessen Führung und Leitung man Maximilian beauftragt hatte. Man nannte dies Bündniß zum Unterschiede von der protestantischen Union: die katholische Liga, und war sie auch weder an Gliedern so zahlreich, noch so mächtig als jene, so hatte sie doch den großen Vortheil, daß Anordnung und Ausführung in der Hand eines Mächtigen lagen, außerdem auch die Geldbeiträge von den reichen

Prälaten weit richtiger einflossen, obgleich auch diese häufig die Zahlungen scheueten, als von den armen evangelischen Ständen.

Daß bei solchen Spaltungen im Innern des Reichs und bei der Scheinregierung eines Kaisers, wie Rudolph II. war, das deutsche Reich bei den fremden Mächten mehr und mehr an Ansehen sank, war ganz natürlich. Zwietracht ist bis zur heutigen Stunde immer der Fluch gewesen, der auf unserem unglücklichen Deutschland lastet, an dem Zwiespalt der Partheien scheiterten bis jetzt alle besseren Werke und durch ihn ist der Einfluß fremder Mächte auf unsere staatlichen Verhältnisse möglich geworden.

Der Krieg mit den Türken ward lässig und ebendeshalb unglücklich geführt; Spanien brach in's Reich und seine Soldaten wüsteten auf das Fürchterlichste in einem Theil von Kleve, Jülich, Münster und Osnabrück. Von allen Seiten wurden Klagen über die Regierung Rudolph's laut, der bei allem Unglück und Jammer rath- und thatenlos, wie ein Kind, dastand. Durch Vermittelung des Papstes und der Kurfürsten mußte der schwache Kaiser am 29. Juni 1608 seinem Bruder Mathias Oesterreich und Ungarn abtreten, wo Mathias freie Religionsausübung

gestattete. Aus Furcht, auch sein Böhmen zu verlieren, gab Rudolph den Böhmen, und später auch den Schlesiern, den sogenannten Majestätsbrief, durch welchen den Protestanten freie Ausübung ihrer Religion zugesichert wurde. Doch auch dieser Schritt sollte dem Kaiser die Krone Böhmen's nicht schützen, welche ihm der eigene Bruder Mathias schon am 11. April 1611 vom Haupte riß. Am Tage, wo Mathias zum König von Böhmen gekrönt wurde, ging Rudolph in das entlegenste Zimmer des Schlosses, um die Trompeten und das Beifalljauchzen nicht zu hören und rief weissagend: „Undankbares Prag, ich habe dich erhöht und du stößt mich von dir; die Rache Gottes soll dich verfolgen und der Fluch über ganz Böhmen kommen." Das war der schöne Wunsch eines Kaisers, unter dessen Regierung das Volk so viel gelitten hatte. Den Verlust der böhmischen Königskrone hatte der Kaiser selbst dadurch beschleunigt, daß er die Absicht kundgegeben, dieselbe dem Erzherzog Leopold, einem Eiferer gegen die Protestanten, auf's Haupt zu setzen.

Im Jahr 1609 entstand ein heftiger Streit zwischen Sachsen, Brandenburg und dem Pfalzgrafen von Neuburg über die jülich-klevische

Erbschaft. Letztere besetzten ohne Weiteres das Herzogthum Jülich, Kleve und Berg, und Sachsen suchte sein Recht schriftlich zu verfechten. Der Kaiser Rudolph aber ließ durch den Erzherzog Leopold Truppen werben und die Länder in Sequestration erklären. Besorgt, der Kaiser möge die Länder für sich selbst behalten, schlossen die Fürsten, welche die Erbschaft derselben beanspruchten, sich an die Union und Frankreich an, dessen König, Heinrich IV., mit Freuden die Gelegenheit ergriff, sich in die deutschen Händel zu mischen, um aus ihnen für seine Pläne Nutzen zu ziehen. Schon wollte Heinrich IV. nach Deutschland aufbrechen, als ihn Ravaillac's Dolch den 14. Mai 1610 traf. Dennoch setzten die Unirten ihre Rüstung fort, aber auch die Liga rüstete; der Kaiser konnte die Sequestration nicht vollziehen, da die vom Erzherzog Leopold geworbenen Truppen keinen Sold erhielten und sich auflösten.

Nach dem Verlust der böhmischen Königskrone war der Kaiser Rudolph nur noch ein Schattenkaiser, der oft von der Gnade der Kurfürsten und Stände leben mußte und den man endlich zwang, einen Nachfolger zu wählen. Ehe jedoch dieses geschah ereilte Rudolph am 20. Ja-

nuar 1612 der Tod und so trat aus der Reihe der deutschen Kaiser wieder einer, von dem man wohl sagen kann: es wäre für dich und das Volk besser gewesen, du wärest nie geboren worden.

Nach einigen Zweifeln, wen man zum deutschen Kaiser wählen sollte, wurde am 12. Juni 1612 Mathias zum Kaiser gewählt. Mathias Stellung war eine schwierige, von allen Seiten Klagen und nirgends Mittel, um kräftig aufzutreten.

Der Feindseligkeiten müde, hatten die Possidirenden einander allerlei Vergleichsvorschläge gemacht, bis man endlich auf den Einfall kam, durch eine Heirath zwischen dem Pfalzgrafen und des Kurfürsten Tochter die Angelegenheit auf einmal ins Reine zu bringen, und beschloß nun eine Zusammenkunft zu Düsseldorf, um den Vertrag zu besiegeln. Schon war Alles recht schön im Gange, da geriethen die beiden Häupter während der Tafel in Streit und der von Zorn und Wein berauschte Kurfürst von Brandenburg gab dem Pfälzer eine Ohrfeige. Da hörten natürlich alle Unterhandlungen auf, der Bruch war unheilbar und Wolfgang Wilhelm — folgte den Jesuiten; die letzten Bedenken hob Maximilian von Baiern und dessen Beichtvater, der Jesuit Bus-

lwins; der Pfalzgraf, der die Bibel über 20mal durchgelesen, und mit rother, blauer, grüner und gelber Tinte Anmerkungen daneben gemacht, ward im Mai 1613 katholisch und Maximilian's Schwager. Sein Hofprediger ward nun der Jesuit Reihing, der von da ab noch sieben Jahre lang mit Glück unter den Protestanten für den Katholizismus warb, dann aber selbst evangelisch und Professor in Tübingen ward. Der Pfalzgraf stützte sich jetzt, wie es ihm die Jesuiten zuvor gerathen, auf den katholischen Beistand, wogegen der Kurfürst von Brandenburg, um sich die Niederländer ganz geneigt zu machen, zum Calvinismus übertrat. Aus den oranischen Niederlanden zog dem Kurfürsten Graf Moritz zu Hülfe, dem Pfalzgrafen dagegen aus dem spanisch gebliebenen Antheil der Niederlande der Spanier Spinola und die unglückliche Erbschaft erseufzte unter der Last und den Gräueln des verheerendsten Krieges, bis die Possidirenden endlich nur zu deutlich einsahen, wie die zu Hülfe Gerufenen vielmehr auf den eigenen Erwerb bedacht wären, als den Berechtigten zu genügen, und ein Vergleich, ohne der gegenseitigen Feindschaft Eintrag zu thun, die fremden Völker wieder aus den Erbschaftsländern wegführte.

Allen diesen Streitigkeiten hatte Matthias, wie sein Bruder, Rudolph II., rath- und thatenlos zugesehen; es schien, als wenn mit dem Purpurmantel ihn alle männliche Kraft und Entschlossenheit verlassen habe.

So standen die Dinge, als die Frage, wer des kinderlosen Kaisers Mathias Nachfolger sein solle, immer mehr in Vordergrund trat. Des Kaisers Brüder, Maximilian, Albert und der König von Spanien entsagten allen Ansprüchen zu Gunsten des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark, den auch später die Lausitz, Schlesien und Böhmen wählten, nachdem derselbe den Protestanten alle ihre Freiheiten und Rechte bestätigt hatte. Ferdinand wurde am 29. Juni 1617 als designirter König von Böhmen gekrönt.

In der theologischen Welt war damals leidlicher Friede, die Herren hatten in den früheren Religionsgesprächen ihrer Galle gehörige Luft gemacht.

Die Ruhe, die Böhmen durch den von Rudolph II. gegebenen und von Mathias gewährleisteten Majestätsbrief genoß, war nicht von zu langer Dauer, sie war schwül wie vor einem schweren Gewitter, bevor der Sturm anhebt; Zustände und Meinungen hatten in den Gemüthern

eine Fülle so entzündlicher Stoffe aufgehäuft, daß es nur einer Reibung bedurfte, um die ganze vernichtende Wuth der gegen einander gewaffneten Elemente sich entladen zu lassen. Mit Ferdinands Königskrönung von Böhmen grollte schon der ferne Donner; Aller Augen waren gen Westen, nach den Jülich'schen Landen, gerichtet und man fürchtete von dort das Losbrechen des längst gefürchteten Kriegssturmes; allein die Partheien fürchteten in gleichem Maaße, wenn auch aus verschiedenen Beweggründen, den Entscheid der Kräfte, die dort gegen einander rechteten; dies Glied war noch nicht der Schlußring in der unlöslich verschlungenen Kette der Verhältnisse, der lag in Böhmen; es bedurfte keines Herzogthums, Deutschland in Flammen zu setzen, ein Paar eingerissene Kirchen waren dazu genügend.

Der Zustand der Dinge war darum so gefährlich, weil von allen Verhältnissen kein einziges rein ausgeprägt, Alles zu sehr ineinander verwachsen war, so daß der Knoten nur mit dem Schwerte zertrennt werden konnte; die Protestanten unter sich so uneins, daß sie sich mit dem glühendsten Hasse verfolgten, die Fürsten von ihren Geistlichen entweder gehindert oder auf der Bahn der Verfolgung fortgetrieben; schon seit

langer Zeit ein Reichsoberhaupt so gut wie keins, an der Spitze des Katholizismus aber Ferdinand von Steyermark mit seiner fanatischen Entschiedenheit und nunmehr ungeheuer erweiterten Gewalt, ihm zur Seite Maximilian von Baiern, ein kriegerisches Talent; vor Allem das Trachten der Habsburger, nach Verschmelzung ihrer politischen und Familieninteressen in Deutschland und Spanien und dazu der Reichsverband fast aufgelöst; hinter Ferdinand schon jetzt, noch mehr später als Kaiser, die päpstliche Curie mit ihren Nuntien, endlich die ihr Ziel unverrückt im Auge habenden und ihre Wirksamkeit überall hin verbreitenden Jesuiten, die sogar Mitglieder hatten, denen das äußere katholische Bekenntniß, so wie die Ordenstracht erlassen war, denen überhaupt jedwedes Mittel, auch das verworfenste, gerechtfertigt war, wenn es nur zum Ziele führte.

Man kann mit Recht behaupten, daß drei der damals lebenden Männer Deutschlands Geschick in Händen hatten; der vielfach berüchtigte Beichtvater Ferdinand's, Pater Lamormain (Lämmermann), mit dessen Namen man noch heute gern einen abgefeimten Schurken bezeichnet; der pfälzische Hofprediger Skultetus (als Vertreter des Kalvinismus) und der kursächsische Hofpredi-

ger und wüthende Kalvinistenfeind Hoë von Hoënegg. In diesen drei Männern war das Wesen ihrer respektiven Partheien konzentrirt; wäre es möglich gewesen, ihre Meinungen zu vereinigen, so wäre gewiß Deutschland ein dreißigjähriger Vernichtungskrieg erspart und ihm eine andere, vielleicht glücklichere Geschichte gegeben worden!

Zur Unentschiedenheit und Unthätigkeit des Kaisers Matthias hatte sich auch allmählig eine hinfällige Gesundheit gesellt, die seine Unfähigkeit vollendete. Sein erwählter Nachfolger geberdete sich bereits wie der unumschränkte Herr in den kaiserlichen Landen, vollzog alle Befugnisse und mehr als das, ohne daß Matthias es verhindern konnte; so rächte sich an ihm, was er seinem Vorgänger gethan, ohne daß ein eigentlicher Genuß seiner ertrotzten Vorrechte ihm nur einige Entschädigung hätte angedeihen lassen; und doch war es jetzt so nöthig, daß der Kaiser ein Wort der Entscheidung über frühere Zugeständnisse gesprochen hätte, das keiner Deutelei unterworfen gewesen wäre.

In dem Majestätsbrief der Böhmen war ebenfalls, wie in dem Augsburger Religionsfrieden, ein Punkt unentschieden, wenigstens einer doppelten Deutung möglich geblieben. Es heißt da, daß

die Stände, Herren, Adel, Städte, sammt ihren Unterthanen ohne Ausnahme bei ihrem Glauben im Frieden gelassen werden, — — daß, wenn die Stände noch neue Schulen und Kirchen bauen wollen, ihnen dies in Städten, Städtlein und Dörfern unverwehrt sein solle. Dies bezogen die Unterthanen der geistlichen Stände auch auf sich, denn sie achteten sich den Unterthanen in den königlichen Städten gleich, weil sie die geistlichen Güter unter die Krongüter zählten; sie hatten aus diesem Grunde in der kleinen Stadt Klostergrab, die dem Erzbischof zu Prag, und in Braunau, das dem Abt des dortigen Klosters gehörte, protestantische Kirchen gebaut, ohne auf den Widerspruch ihrer Gutsherren zu achten. Nun konnte zwar der Buchstabe des Majestätsbriefes ohne Mühe so gedeutet werden, daß die Unterthanen, da sie eben nur dies und nicht Stände waren, im Unrecht seien; Billigkeit und Duldung dagegen, sowie die deutlichere Auslegung desselben Falles im Majestätsbrief der Schlesier, sprachen für das Recht der Unterthanen; jeder Theil wählte daher die seiner Gesinnung entsprechende Erklärung.

Da schien es den geistlichen Ständen, als ob die Wachsamkeit der utraquistischen Glaubens-

anwälte, etwas nachgelassen, und sie achteten es an der Zeit, den kaiserlichen Hof zu ernstlichen Schritten zu vermögen, denen zufolge denn auch die Kirche zu Klostergrab niedergerissen, die zu Braunau gewaltsam gesperrt und eine Anzahl der unruhigsten Köpfe ins Gefängniß geworfen wurde. Man schrie laut über Verletzung des Majestätsbriefes. Graf Matthias von Thurn, einer der Glaubensanwälte, zeigte sich jetzt besonders geschäftig, Deputirte aus allen Kreisen des Königreichs wurden berufen, eine Supplik an den Kaiser aufgesetzt und die Loslassung der Gefangenen gefordert.

Graf Thurn ward indeß nicht allein durch sein Defensoramt, sondern auch durch Rachsucht zu dieser Thätigkeit getrieben. Obgleich kein geborener Böhme, doch im Besitz einiger böhmischen Güter, hatte er durch seinen Eifer für den Protestantismus und seine warme Anhänglichkeit an das uneigentliche Vaterland die Herzen der Utraquisten so sehr für sich gewonnen, daß man ihm den wichtigen Posten eines Defensors oder Glaubensanwalts übertrug. Seine kriegerischen, er hatte schon gegen die Türken ruhmvoll gefochten, sowie seine vielen anderen Talente, hatten ihm die Gunst des Kaisers erworben und den

Weg zu den bedeutendsten Stellen geöffnet, der Kaiser übertrug ihm das Amt eines Burggrafen von Karlstein und anvertraute ihm die mit diesem Amte verbundene Verwahrung der böhmischen Krone und der Freiheitsbriefe des Königreichs, und der Majestätsbrief war ja zumeist des Grafen Werk. Allein Thurn war auch ein ungestümer Kopf, eitel genug, um die Verwirrung zu lieben, damit seine Talente darin glänzen können; unbesonnen und vorwitzig, um Dinge zu unternehmen, die eine kalte Vernunft und Ueberlegung verwerfen mußten; sein Stolz war es, eine ganze Nation, wie die böhmische, am Gängelband zu führen, unbekümmert darüber, wenn auch Tausende durch seine Rathschläge und die Befriedigung seiner Leidenschaften elend wurden. Dem hohen Adel war er durch seine Popularität längst verhaßt, und da diese Widersacher den Kaiser fast ganz beherrschten, gelang es ihnen, durchzusetzen, daß der Kaiser Thurn seiner Burggrafenwürde entsetzte. Sie war das einzige Band, das durch Eitelkeit den gefährlichen, ehrgeizigen Mann an die Hofgunst fesselte; man hatte es unbedachtsam zerrissen, damit der Gekränkte und Rachedürstige Muße genug hätte, sich mit ungetheilter Kraft seinem Defensoramte hinzugeben. Man

nahm ihm das todte Kapital, damit er mit dem lebendigen desto besser wuchern könnte.

Unterdessen hatte der Kaiser jene Supplik beantwortet, er verwies den Böhmen ihr Betragen als gesetzwidrig und rebellisch, rechtfertigte das gewaltsame Verfahren in Klostergrab und Braunau und führte überhaupt eine Sprache, die einer Drohung ganz ähnlich sah. Zudem kränkte es die Böhmen über die Maßen, daß der Kaiser die Antwort nicht an die Stände, sondern an die im ganzen Lande verhaßte Statthalterschaft gesendet hatte, durch deren Mund seine Verfügung noch weit gehässiger erscheinen mußte. Wer kann wissen, wie schnell und christlich die Sache unter Maximilian II. entschieden worden wäre? Jetzt aber waren auf beiden Seiten Leidenschaften im Spiel. Unter den kaiserlichen Beamten waren zwei, gegen die der allgemeine Haß sich besonders richtete; Wilhelm von Slawata, der Kammerpräsident des Königs, war schon darum den Utraquisten verhaßt, weil er um einer reichen Heirath willen den Protestantismus verlassen und seine früheren Glaubensgenossen hart bedrückt und verfolgt hatte. Gleiche Gesinnung theilte Martinitz, der neue Burggraf von Karlstein; beide hatten sich schon vor Jahren geweigert, der Sitzung

beizuwohnen, in der der Majestätsbrief in das böhmische Landrecht eingetragen wurde; unter allen katholischen Gutsbesitzern waren sie am härtesten gegen protestantische Unterthanen verfahren und man konnte mit Gewißheit annehmen, daß Alles, was in den letzteren Zeiten dem Protestantismus Schlimmes widerfahren, von ihnen herrühre. Von Martinitz erzählte man sich sogar, daß er seine andersdenkenden Unterthanen mit Hunden habe in die Messe hetzen, sie durch Versagung der Taufe, Heirathen und Begräbniß zum Papstthum zwingen, und ihnen den Mund zum Genuß des katholischen Abendmahls mit Gewalt habe aufreißen lassen. Die Befürchtung lag nahe, daß sie auf die kaiserliche Antwort einen bedeutenden Einfluß gehabt haben.

Gegen solche Kreaturen konnte der Haß des Volkes leicht noch mehr entflammt werden, und sie waren die ersten, die den allgemeinen Zorn empfinden sollten; gegen den Kaiser sich offen zu empören, hielt Graf Thurn für zu gewagt, man wendete sich zuerst gegen die Räthe. Trotz dem Verbote traten zu Prag die Defensoren zusammen und gingen nach vergeblichen Unterhandlungen am 23. Mai 1618 in großer Begleitung auf die Burg, wo die vier Statthalter

Sternberg, Lobkowitz, Slawata und Martinitz versammelt waren und je einzeln über ihren Antheil an des Kaisers Antwort befragt wurden; Sternberg und Lobkowitz empfingen sie mit Mäßigung, und da sie weniger gehaßt waren, wurden sie zum Zimmer hinausgeführt; die beiden letzteren hingegen antworteten trotzig abweisend und wurden deswegen ohne Umstände zum Fenster geschleppt, durch das man sie achtzig Fuß hoch in den Schloßgraben hinunter stürzte; ihren Sekretär Fabricius Platter, eine Kreatur von beiden, schickte man ihnen nach. Zum großen Verdruß der Prager hatten aber die Hinuntergestürzten sich leider nicht die Hälse gebrochen und keiner der nachgefeuerten Pistolenschüsse hatte getroffen; ein Misthaufen, auf den sie fielen, schützte sie vor Beschädigung, nachdem der Wind sich schon zuvor in ihren Mänteln verfangen und die Schwere des Falles verringert hatte. Die Böhmen, die eine derartige Exekution als einen herkömmlichen landesüblichen Gebrauch entschuldigten, wunderten sich nur darüber, wie man von einem so hohen Falle mit heiler Haut aufstehen und sich empfehlen könne, denn alle drei waren entkommen. Als beide Statthalter kurze Zeit darauf in den Grafenstand erhoben wurden, sagte der

Kolowrat: als Freiherren fielen sie hinab, als Grafen standen sie wieder auf. Die Jesuiten aber hatten es ganz deutlich gesehen, wie die heilige Jungfrau ihren Mantel um Martinitz geschlagen habe!

Dahin hatte Thurn die Böhmen haben wollen; daß sie durch diesen Akt der Selbsthülfe nicht in der Gunst des Kaisers gestiegen, mußte ihnen wohl einleuchten; der Unentschiedenheit und Reue waren die Thore zur Rückkehr verschlossen; man mußte jetzt vorwärts, ob man wollte oder nicht; man mußte sich rüsten, um der Strafe und Rache trotzen zu können. —

Dreißig Direktoren wurden gewählt, die den Aufstand gesetzlich weiter führen sollten, sie nahmen alle Regierungsgewalt und Kassen an sich, ließen Soldaten und Beamte sich schwören, forderten in einem Manifest die Nation unter Waffen, vertrieben die Jesuiten als die Urheber aller bisherigen Unterdrückungen und suchten in offenen Schriften alle ihre Maßregeln zu rechtfertigen, die sie überhaupt nur zur Aufrechthaltung der königlichen Macht und der Gesetze ergriffen zu haben vorgaben. Noch bemühte man sich, einen möglichst engen Zusammenhang unter allen Protestanten in den kaiserlichen Staaten herzustellen.

Kaiser Matthias sah das Gefährliche der Lage wohl ein, er fürchtete nicht mit Unrecht, daß er den Krieg nicht auf die Grenzen Böhmens werde einschränken können; die Sympathie aller offenen und heimlichen Protestanten in seinen Staaten war zu groß und ihm zu wohl bekannt, als daß er hätte glauben sollen, während er die Böhmen zu bezwingen suche, würden sich die anderen still verhalten. Auch hatte ihn seine Energie verlassen, der Muth, der ihn bei den früheren Empörungen beseelt, verließ ihn, wo er sich rechtmäßig zu vertheidigen hatte. Uebrigens sah er auch, wie beide Theile sich in einem so gefährlichen Bürgerkriege erschöpften und wenn er auch im besten Falle als Sieger daraus hervorging, so gewann er höchstens die traurige Genugthuung, seine eigenen Unterthanen zu Grunde gerichtet zu haben. Dies bestimmte ihn zur Nachgiebigkeit.

Aber gerade diese Nachgiebigkeit fand Ferdinand strafbar; er seinerseits wünschte dem Kaiser Glück zu einer Begebenheit, die jede Gewaltthat gegen die böhmischen Protestanten rechtfertigen würde. „Der Ungehorsam, hieß es, die Gesetzlosigkeit und der Aufruhr, seien immer Hand in Hand mit dem Protestantismus gegangen. Alle

Freiheiten, welche von ihm selbst und dem vorigen Kaiser den Ständen bewilligt worden, hätten keine andere Wirkung gehabt, als ihre Forderungen zu vermehren. Gegen die landesherrliche Gewalt seien alle Schritte der Ketzer gerichtet; stufenweise seien sie von Trotz zu Trotz bis zu diesem letzten Angriffe hinauf gestiegen, in Kurzem würden sie auch an die noch einzig übrig gebliebene Person des Kaisers greifen. In den Waffen allein sei Hülfe gegen einen solchen Feind, — Ruhe und Unterwerfung über den Trümmern ihrer gefährlichen Privilegien, nur in dem völligen Untergange dieser Sekte Sicherheit für den katholischen Glauben. Ungewiß zwar sei der Ausgang des Krieges, aber gewiß das Verderben bei Unterlassung desselben. Die eingezogenen Güter der Rebellen würden die Unkosten reichlich erstatten, und der Schrecken der Hinrichtungen den übrigen Landständen künftig einen schnellen Gehorsam lehren." *) — Das war denn allerdings eine echt habsburgische Erklärung und man konnte es doch den böhmischen Protestanten nicht verdenken, wenn sie gegen solche Gesinnungen sich rüsteten. Feierlich erklärten sie daher auch, daß ihr Aufstand

*) Schiller, Geschichte des dreißigjähr. Krieges.

durchaus nicht gegen den Kaiser, sondern nur gegen dessen bezeichneten Nachfolger gerichtet sei.

Unbewaffnet indessen durfte der Kaiser den Aufständischen, die doch selbst unter Waffen waren, den Frieden nicht wohl anbieten; umsonst wandte er sich an das Reich und an Baiern um Hülfe, nur Spanien schoß Geld zur Rüstung her und versprach, Truppen aus Italien und den Niederlanden zu schicken. Für den Oberbefehl traute man keinem Einheimischen und dieser Dienst ward daher dem niederländischen Grafen Boucquoi übertragen, unter dem für die Hauptoperationen der Lothringer Graf Dampierre fechten sollte. Ehe sich jedoch die Truppen in Bewegung setzten, versuchte der Kaiser den Weg der Güte in einem besonderen Manifeste, worin er erklärt: „daß der Majestätsbrief ihm heilig sei, daß er nie etwas gegen ihre Religion oder ihre Privilegien beschlossen, daß selbst seine jetzige Rüstung ihm nur durch die ihrige sei abgedrungen worden. Sobald die Nation die Waffen von sich lege, würde auch er sein Heer verabschieden.“

Leider aber fanden die Häupter der Aufständischen für gut, dem Volke die versöhnliche Sprache des Kaisers zu verhehlen, ja sogar die Aufregung der Gemüther zu vergrößern, indem sie

von den Kanzeln und in Flugblättern das Volk vor ersonnenen Bartholomäusnächten zittern machten. Nunmehr nahm ganz Böhmen Theil an dem Aufstand, mit Ausnahme der drei katholischen Städte Budweis, Krummau und Pilsen, die sich für den Kaiser erklärten. Ganz wie dieser suchten auch die Böhmen auswärtige Hülfe und die Union, die in der Unterdrückung Böhmens ihre eigene Gefahr erkannte, schickte ihnen 4000 Mann, die anfänglich für Savoyen geworben waren, unter Führung des Grafen Ernst von Mannsfeld; auch Markgraf Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf führte 3000 Schlesier heran.

Unterdessen hatte aber auch der Kaiser angefangen, mehr Ernst und Thätigkeit zu entwickeln; Boucquoi und Dampierre waren mit zwei Heerhaufen in Böhmen eingefallen. Auch jetzt noch führte der Kaiser die Sprache der Versöhnlichkeit, allein die Böhmen mißtraueten und als sie nun vollends das Heranrücken der Hülfe mit Sicherheit wußten, Mähren sich sogar für sie erklärte, wiesen sie jede Verständigung von sich, zumal sie die Ausschweifungen der fremden Truppen, meist Ungarn und Wallonen, zur wüthenden Rache entflammten. Bald hatte Mannsfeld die wichtige Stadt Pilsen erobert, Graf Thurn hatte schon

zuvor Krummau genommen und nur Budweis hatte erfolgreichen Widerstand geleistet. Aber aus einer festen Stellung nach der andern, die sich die Kaiserlichen erst mit soviel Mühe errungen, wurden sie nun verdrängt und eine Reihe nicht großer Schlachten, nur kleiner aber verheerender Gefechte, trieb sie nach den Grenzen zurück; ja man fing jetzt wieder Unterhandlungen an, um die Thätigkeit der Kaiserlichen zu verringern und selbst die Vermittelung, die Kursachsen angeboten, wurde nicht abgelehnt. Doch erlebte Matthias nicht einmal das Ende jener Unterhandlungen, um zu sehen, mit wie wenig Aufrichtigkeit man dabei verfuhr; längst krank und von Podagra-Schmerzen gepeinigt, gemißhandelt von den Erzherzogen Ferdinand und Maximilian, (der indeß auch bald starb) die ein förmliches Vergeltungsrecht an ihm ausübten, hatte er nichts für Reich und Kaiserkrone gethan, was sein früheres gewaltsames Drängen darnach irgendwie hätte rechtfertigen können; gebeugt durch die Leiden der Zeit und die schlechte Behandlung seiner Familienglieder, raffte ihn unbetrauert der Tod dahin am 20. März 1619.

Mit Matthias war die regierende Linie der Habsburger in Deutschland erloschen, denn der einzige noch lebende Bruder des letzten Kaisers,

Albrecht, der in den Niederlanden lebte, hatte sich seiner Ansprüche zu Gunsten der steyermärkischen Linie begeben, und auch die spanische Linie entsagte in einem geheimen Vertrag zu Gunsten Ferdinands seinen Ansprüchen auf österreichischen Besitz in Deutschland. In den österreichischen Erblanden war durch den Aufstand der Böhmen der Protestantismus regsamer geworden, als seit langer Zeit, soweit nicht die eiserne Hand des glaubenswüthigen Ferdinand darauf lastete; die Böhmen waren durch ihre Revolution in den Zustand ihres ursprünglichen Rechts, die Herrschaft der Nation, zurückgetreten und ihre Stände erklärten, trotz der früher vollzogenen Wahl Ferdinands, den böhmischen Thron für erledigt, die Mähren und Schlesier hielten zu Böhmen; mithin war also nicht einmal ein überwiegender Besitz des österreichischen Hauses vorhanden, den man bei einer neuen Kaiserwahl hätte respectiren müssen; überdies die Erinnerung an die fast zweihundertjährigen Verdienste des Erzhauses um das Reich weniger als dürftig. Es war einer jener kostbaren Momente, wo die Stände des Reiches auch ihrerseits sich der Ansprüche auf die Person Habsburgs begeben konnten, denn das Reich war ein Wahlreich und hatte dies Recht nie aufgegeben, auch da nicht, wo es,

wenngleich nur als herkömmliche Form, die vom Kaiser bestimmte Nachfolge bestätigte. Man benutzte diesen Moment nicht, zum Unheile Deutschlands.

Ferdinands Lage war nicht beneidenswerth; die Herrschaft über seine Erbstaaten mußte er sich erst erobern, allein das — wie — war bedenklich, da er nicht wußte, woher die Mittel nehmen; seine Hoffnung, die er auf Ungarn gesetzt, drohete zu Grunde zu gehen, da Bethlen Gabor, der Fürst von Siebenbürgen, sich zu einem Angriffe auf Ungarn in Bewegung setzte; die östlichen Provinzen der Erblande wurden durch Nachrichten von außerordentlichen Rüstungen der Türken geängstigt; die österreichischen Truppen aus Böhmen zurückgeworfen, die Böhmen in Mähren und schon auf dem Wege nach Wien; man wartete nur auf die Aufständigen; wohin sie kamen, war der Abfall vollendet; fiel auch Wien, so war seine österreichische Herrschaft, und damit die Aussicht auf den deutschen Kaiserthron vernichtet. Hierher eilte er, um es durch seine Gegenwart zu halten, nachdem er seine Kinder nach Tyrol geflüchtet. Aber seine Lage war hier so gefährlich, wie irgend anderswo. Alle Friedensvorschläge, die er in seiner Noth dem heranwälzenden Strome der Aufstän-

digen macht, werden von diesen übermüthig verworfen; ihr Manifest: „daß fortan kein Unterschied der Religion mehr sein solle, gleiche Rechte für alle christliche Kirchen; wie man gehört, daß fremdes Volk geworben werde, die Böhmen zu unterdrücken; wie man dieses Volk aufsuchen und verfolgen werde, nöthigenfalls bis Jerusalem, um den Feind zu vernichten“; rief Alles, was nach Freiheit dürstete, unter Waffen, bis ihre Masse sich vor Wien lagerte. Die Noth stieg aufs höchste, wie selbst die Wiener Bürger sich anschickten, Ferdinand in der Burg zu belagern; die Kugeln der feindlichen Gewehre schlugen in die Mauern der Burg und keine Hülfe, nach der man so sehnsüchtig ausschaute, ließ sich blicken. Man unterhandelt mit böhmischen Abgesandten, sie bedingen sich unbeschränkte Religionsfreiheit aus, Ferdinand bleibt unerschütterlich; die kriegerischen Männer, die um ihn sind, rathen zur Flucht, selbst seine Jesuiten zur Nachgiebigkeit, Ferdinand betet und sagt **nein!** — Da endlich in der größten Noth schmettern Trompeten; einer der Abgesandten nach dem andern stiehlt sich fort, die aufständischen Bürger flüchten ins Thurn'sche Lager und ehe die Bedrängten noch zur Besinnung kommen, ist ihnen Hülfe erschienen; ein Regiment Dampierre'scher

Kürassiere hatte sich bis zur Burg durchgeschlichen. Ferdinand war gerettet und zugleich lief auch die Nachricht ein, wie Boucquoi nach einem glücklichen Einfalle in Böhmen die Aufständischen und ihre Hülfe unter Mannsfeld und Hohenlohe bei Budweis aufs Haupt geschlagen und die Sieger auf dem Wege nach Prag seien. Thurn brach sofort auf, die böhmische Hauptstadt zu entsetzen. Ferdinand hielt sich jetzt für gesichert, die Wege schienen ihm frei und er eilte nach Frankfurt zur Kaiserwahl.

Wohl hatten die deutschen protestantischen Stände erkannt, was nöthig sei; man konnte ihnen nur widerrechtlich zumuthen, den zu ihrem Herrn zu wählen, der der erbittertste Feind ihres Bekenntnisses war. Man hatte Maximilian von Baiern, und da er es ablehnte, dem Herzog Karl Emanuel von Savoyen die deutsche Krone angeboten; aber auch selbst die protestantischen Kurfürsten zeigten keine Einmüthigkeit und trotz ihrer Gegenbemühungen schrieben die geistlichen Kurfürsten den Wahltag aus. Diese drei stimmten für Ferdinand, und trotz der unlängst erlassenen feierlichen Absetzungsurkunde der Böhmen, ward Ferdinand als deren rechtmäßiger König sammt seiner damit verbundenen Kurwürde anerkannt; er selbst konnte

also schon den Ausschlag der Mehrheit geben! Kurbrandenburgs Einwendungen waren bedeutungslos, Kursachsen, das eben von dem Plane der Böhmen hörte, daß sie den kalvinistischen Kurfürsten von der Pfalz zu ihrem Könige wählen wollten, stimmte aus Haß gegen dies Bekenntniß nun auch für Ferdinand, und Kurpfalz erklärte endlich selbst, der Mehrheit nachgeben zu wollen.

So scharf war der Partheihaß ausgeprägt, daß Ferdinand sich zuerst im unbestrittenen Besitze dessen betrachten konnte, was ihm früher richtig als sein letztes Ziel dünkte..... Sein Pater Lamormain aber schrieb ihm voll Freude über sein Glück in der Wahl: wenn es zum Kriege kommt, hoffe ich alles Gute; nie gab es eine schönere Gelegenheit, den Böhmen alle ihre Vorrechte zu entreißen, man wird auch noch mehr thun können!

Unterdessen hatten die Böhmen ihren Plan wahr gemacht und ihre Krone dem jungen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz angetragen. Die Politik, die sie dabei leitete, war nicht ohne Ueberlegung; Friedrich war das Haupt der Union und man glaubte mit Recht auf deren Beistand rechnen zu dürfen; dazu war des Pfälzers schöne Gemahlin, König Jakobs I. von England und Schottland Tochter, auch der englischen Hülfe

schien man im Nothfall versichert zu sein; selbst auf die Niederländer hoffte man, nicht allein aus Gründen des Bekenntnisses, sondern auch weil Friedrichs Mutter die Tochter des großen Wilhelms von Oranien war, endlich war er sogar ein naher Anverwandter des Herzogs von Baiern.

Allein die böhmische Krone war ein gefährliches Geschenk; zu den Beweggründen, welche die Böhmen bei ihrer Wahl bestimmten und die dem jungen Churfürsten nur zu sehr einleuchteten, kamen bei diesem noch ganz andere; er sah den großen Beruf vor sich, die deutschen Fürsten an dem gehaßten habsburgischem Geschlechte rächen, der Beschützer einer übermüthig unterdrückten Religion werden zu können; eine durch Heirathsanwartschaften erspeculirte Nation, die eine zweihundertjährige Knechterei — weil sie anderes Glaubens war — von sich stieß, warf sich ihm vertrauensvoll in die Arme. Sollte er die hochherzige Hoffnung dieser Nation täuschen? Die Verbindung war zu lockend, als daß er nicht hätte für die Reformation überhaupt die daraus entspringenden Vortheile sehen sollen, die seine eigene Phantasie noch maßlos vergrößerte; die Königskrone blendete ihn und er sah darum die Gefahren und das glänzende Elend nicht, das ihr

prunkender Schimmer trügerisch verbarg. Seine besten Freunde hätten ihn warnen können, wenn er sie nur gefragt; sie thaten es wohl überdieß, allein Friedrich hörte darin die Stimme der kleinmüthigen Furcht und des Neides, wie das letztere in der That hauptsächlich von Kursachsen der Fall war; wo er auf Tadel und Widerspruch rechnen konnte, suchte er keinen Rath nach, oder verachtete ihn, weil er mehr zu seiner Vernunft, als zu seinen aufgeregten Sinnen sprach; nur seine Geistlichkeit hörte er gern, die von dem Triumphe des reformirten Bekenntnisses träumte, und Diejenigen, die im Stillen für die Befriedigung ihres Eigennutzes ein ergiebiges Feld zu finden hofften. Sein Schwiegervater sagte ihm deutlich genug, wie wenig auf seine Hülfe zu rechnen sei, wie er ein Gebahren nie unterstützen werde, das, gegen die geheiligte Majestät der Könige gerichtet, allen Nachahmern ein gefährlich aufmunterndes Beispiel geben würde; seine weise Mutter beschwor ihn, dem trüglich verdeckten Abgrunde auszuweichen; vergebens, — die verlockenden Schmeicheleien seiner Umgebung, die sich bemühte, seine eigne Fähigkeit und Macht eben so hoch empor zu heben, wie die des zu verdrängenden Gegners herabzusetzen, betäubten ihn und wenn ja noch

ein Schwanken in ihm gewesen, so ward dies eingeschläfert durch die verführerische Zärtlichkeit seines schönen Weibes; mit sanftem Vorwurfe sagte die Kurfürstin zu ihm: „Konntest Du dich vermessen, die Hand einer Königstochter anzunehmen, und Dir bangt vor einer Krone, die man freiwillig Dir entgegen bringt? Ich will lieber Brod essen an Deiner königlichen Tafel, als an Deinem kurfürstlichen Tische schwelgen!"

Friedrich nahm die Krone an; unter Gebet und Freudenthränen der böhmischen Nation ward mit beispiellosem Pomp zu Prag die Krönung vollzogen, sogar Schlesien, das damals 160,000 waffenfähige Männer zählte, und Mähren huldigten, und Dänemark, Schweden, Holland, Venedig und mehrere deutsche Staaten erkannten ihn als rechtmäßigen König.

So lange die Sache neu war, hatte es wirklich auch das Ansehen, als ob Friedrich mit Eifer Alles aufbieten werde, was zur Befestigung und Sicherung seines Thrones irgend förderlich schien; seine größte Hoffnung hatte er auf Bethlen Gabor, den Fürsten von Siebenbürgen, gerichtet, ein geschworener Feind Oesterreichs, das ihm die Anerkennung versagte, weil er seinem früheren rechtmäßigen Herrn Bathori die Herr-

schaft über das Fürstenthum entrissen. Bethlen Gabor, den jede Gelegenheit, sich auf Kosten der Habsburger zu vergrößern, mit Freuden ergriff, brach so eben mit einem Heere in Ungarn ein; Friedrich war mit ihm übereingekommen, daß beide Heere sich vor Wien vereinigen sollten und in der That brachen die Böhmen auf, als Gabor sich zu Preßburg die ungarische Krone aufgesetzt und des Kaisers Bruder, Statthalter in Wien, den Grafen Boucquoi, der die Böhmen in Schach hielt, zu Hülfe gegen die vordringenden Ungarn abrief. Bald standen sie aufs Neue vor Wien, ungarische und siebenbürgische Hülfe in großer Zahl traf ein und um die österreichische Hauptstadt ward Alles verwüstet, die Donau gesperrt und die Zufuhr abgeschnitten.

Voll Verzweiflung war Ferdinand wieder nach Wien geeilt, um durch seine Gegenwart den neuen drohenden Schlag abzuwenden; seine Schlauheit im Unterhandeln gewann ihm Zeit und auch jetzt suchte ihn das Glück; nicht nur in der Hauptstadt litt man Mangel, sondern auch die Belagerer außen mußten denselben fühlen, ein Verlust in Ungarn nöthigte Bethlen Gabor zur Schließung eines Waffenstillstandes und die Böhmen, des Mangels überdrüssig und ohne Schutz

vor der rauhen Witterung, zogen wieder ab, wie sie gekommen waren. Das Glück hatte Ferdinand abermals gerettet; durch die Versicherung ihrer Religionsfreiheit wurden die aufrührerischen Stände Niederösterreichs aufs Neue zur Huldigung gebracht und wenn auch noch Oberösterreich im Aufstande war, so konnte der Kaiser doch in einem seiner Erblande wieder festen Fuß fassen.

Während Ferdinand sichs rastlos angelegen sein ließ, seine Sache möglichst zu verbessern, verschlimmerte durch Saumseligkeit und allerlei Mißgriffe Friedrich die seine auf alle Weise. Ueber dem Drang, das glänzende Geschenk einer Krone zu genießen, vergaß er, dieselbe erst recht zu befestigen und Nichts that mehr Noth, als gerade dies. Die Krönungsfeste waren allmählig verrauscht und wo die Fetzen des bunten Behanges, womit man die neue prunkende Größe umkleidet hatte, bereits heruntergerissen waren, that sich dem Blick eine Aussicht auf nackte und trübe Zukunft auf. Maximilian von Baiern, der in Friedrich schlechterdings aus Eifer für den Katholizismus keinen vierten protestantischen Kurfürsten dulden wollte, bot dem Kaiser seine Hülfe gegen Entschädigung an und hatte kaum von diesem die Zusicherung erhalten, daß, falls Friedrich in die

Acht verfallen sollte, er mit dessen Kurwürde und Land bedacht werden würde, als er auch sofort die umfassendsten Rüstungen ins Werk setzte. Bei Günzburg und Lauingen schlug er sein zahlreiches Lager auf, der gerüsteten Union gegenüber. Noch hatten beide Partheien sich keine offizielle Kriegserklärung zugehen lassen, beide aber wünschten den Krieg, durch den jeder zu gewinnen hoffte, und während Baiern und die Liga für den Kaiser in die Schranken traten, fühlten auch die Unirten, wie sie, schon um des Glaubens willen den neuen böhmischen König halten *müßten*.

Allein die Dinge gestalteten sich schon weit ernstlicher, als man geglaubt; Spanien hatte Hülfe versprochen und schickte so eben seinen besten Feldherrn, Spinola, mit 20,000 Mann zu einem Angriffe auf die Pfalz, wodurch die Unirten zugleich in Gefahr geriethen, im Rücken angegriffen zu werden; Friedrich, der zum großen Leidwesen und Verdruß seiner Böhmen das reformirte Bekenntniß über Gebühr bevorzugte, hatte an dem neidischen Kursachsen einen neuen Feind gewonnen und der von Oesterreich erkaufte sächsische Hofprediger Hoë von Hoënegg schrieb seinem Herrn: „O wie großer Schade um so viel edler Kinder, daß sie alle dem Kalvinismo sollen in den

Rachen gesteckt werden! Vom römischen Antichristen sich losreißen und den helvetischen dafür bekommen, ist so schlimm, als den Türken zu verfallen; in Wahrheit ein schlechter Vortheil!“ — Wenn ja in Kurfürst Johann Georgs Gemüth noch ein Argwohn gegen Oesterreich vorhanden gewesen, so ward er durch die Betheuerungen des habsburgischen Hofes, die von Friedensversicherungen und Religionsachtung überflossen, eingeschläfert und der Kurfürst rückte mit 15,000 Mann in die Lausitz, vertrieb den Markgrafen von Jägerndorf und brachte das Land zur Unterwerfung.

Das war schon ein Schlag für Böhmen und wie sich ringsher Alles drohender gestaltete, traten auch die glänzenden Hoffnungen auf Hülfe immer ferner und ferner; das protestantische Dänemark ward von Oesterreich gehänselt und eingelullt, Schweden in einen Krieg mit Polen verwickelt, die Niederländer waren für sich allein kaum im Stande, sich vor der drohenden spanischen Sclaverei zu beschützen und den König Jakob von England hatte die arglistische spanische Politik mit Heirathsplänen und Anerbietungen zum Narren. So wurden alle die großartigen Hoffnungen zu Wasser und die letzte und sicherste

Stütze, die Begeisterung seiner Nation, hatte Friedrich leichtfertig auf's Spiel gesetzt. Der flammende Enthusiasmus der Böhmen war erkältet, sobald sie sahen, wie sie sich in ihren Entwürfen verrechnet; nicht allein daß die katholischen Stände, wie sich's von selbst versteht, gegen ihn erbittert waren, auch die Utraquisten und Protestanten wurden gereizt durch den Eifer des Calvinismus; den Adel und die Großen hatte er verletzt, daß er in der Besetzung von Aemtern ihnen seine Pfälzer vorzog; die ganze Nation murrte über die vielen und drückenden Auflagen, die er in unbesonnenem Prunk und Luxus verschwendete. Doch noch hoffte man auf die Union und ihre Hülfe, die bei Ulm wohlgerüstet im Felde stand; allein ihr gegenüber bei Donauwörth waren die Liga und die Spanier unter Spinola im Anmarsch; nur zu bald sollte sich auch hier die Täuschung ausweisen. —

Mit Heinrich IV. waren die großartigen Pläne und Entwürfe der französischen Politik schlafen gegangen; die nächsten Nachfolger hatten nur das Näherliegende im Auge; sie fürchteten die Thätigkeit der Hugenotten im eigenen Lande, die aus dem etwaigen Sieg der deutschen Kalvinisten einen gefährlichen Vortheil schöpfen konn-

ten; man glaubte also dies um jeden Preis verhindern zu müssen und Frankreich bot sich zur Vermittelung der streitigen Liga und Union an. Mit Geschicklichkeit und Nachdruck ward denn auch zwischen beiden Partheien ein Friede zu Stande gebracht, der für die Sache der Kaiserlichen eben so vortheilhaft sich auswies, wie er Zeugniß von der jammervollen Halbheit der Unirten abgab; der wichtigste Artikel war: daß die Union sich jedes Antheils an den böhmischen Händeln begeben und ihre Hülfe für Friedrich V. nicht über die pfälzischen Länder desselben ausdehnen sollte! Die Furcht, zwischen die Liga und den heranrückenden Heeresmassen unter Spinola in's Gedränge zu gerathen, bestimmte die Union, diesen schimpflichen Frieden abzuschließen und den böhmischen König zu verrathen. Daß die Liga zu einer ähnlichen Hülfsentsagung verpflichtet worden wäre, davon war natürlich keine Rede.

Ehe sich noch die Kunde von dem wunderlichen Friedensschlusse in Oberösterreich verbreitete, erschien schon auf Sturmesflügeln Herzog Maximilian und das entsetzliche Wüthen der polnischen Kosaken, die König Sigmund geschickt, wirkte so rasch und entscheidend, daß die bestürzten Stände ohne Bedingung dem Herzog an des Kaisers

Statt die Huldigung leisteten, und nun brach Maximilian mit seinem Tilly, nachdem er Boucquoi an sich gezogen, mit einem nunmehr auf über 50,000 Mann angewachsenen Heere in Böhmen ein, wo man von den Vorgängen eben so wenig unterrichtet war. Das war kein Kriegszug mehr, wie Maximilian vorwärts eilte, — es war ein Siegeszug; alle zerstreuten böhmischen Geschwader flohen vor ihm her, jede Stadt, die Widerstand zu leisten wagte, ward mit stürmender Hand erobert und ihr hartes Schicksal bestimmte viele, schon den heranrückenden Siegern die Schlüssel entgegen zu tragen.

Friedrich, der bei Pilsen stand, aber jetzt keine Schlacht wagte, zog sich nach Prag zurück, um seine Hauptstadt zu schützen; seine Kriegsmacht war in schlechter Verfassung; die verschiedenen Truppenkörper unter sich uneins; 10,000 Ungarn hatte Bethlen Gabor zu seinen Fahnen stoßen lassen, 8000 Deutsche hatte ihm der Fürst von Anhalt zugeführt und dennoch betrug seine ganze Macht, die er im Augenblicke beisammen hatte, noch lange nicht 30,000 Mann, die Angesichts des vordringenden Feindes sich auf dem weißen Berge bei Prag verschanzten. Umsonst bemühte sich Friedrich, durch sein Beispiel und

persönliche Gegenwart die Seinigen zu Widerstand und Einigkeit zu ermuntern; es war zu deutlich, wie der Schrecken des platten Landes bereits die böhmischen Truppen angesteckt und wer tiefer blickte, als der sorglose Friedrich, dem mußte bangen vor dem Entscheide der nächsten Tage oder Stunden.

Noch konnte indeß Alles gewonnen werden, wenn die Feldherren der Böhmischen unter sich hätten einig werden können; allein ehe Boucquoi herangekommen, versäumten sie kostbare Augenblicke zum Losschlagen, die die schnellgepflückten Lorbeeren des Baiernherzogs eben so schnell welken machen konnten; man versäumte die Gunst des Augenblickes und büßte das Kriegsglück ein. —

Es war am Sonntag, den 8. November 1620, als die vereinigte bairisch-kaiserliche Armee mit großer Uebermacht angriff; Maximilian und Tilly auf der einen, Boucquoi auf der andern Seite. Anfangs brachte der jüngere Anhalt die Kaiserlichen zum Weichen; da rückten aber auch schon bairische Geschwader zu Hülfe und Anhalt ward verwundet und gefangen. Unwiderstehlich drangen Baiern und Wallonen vor; die ungarische Reiterei floh, ohne nur das Schwert

gezogen zu haben; die Böhmen ergriff solche Muthlosigkeit, daß sie hinter ihren besten, sie in die Schlacht führenden Feldherren, haufenweise davon liefen; noch hielten die Deutschen und die vom Grafen Schlick geführten Mähren Stand, aber auch sie wurden von der allgemeinen Verwirrung mit fortgerissen; zehn Kanonen, die die ganze Artillerie Friedrichs ausmachten, fielen in Feindes Hand, eben so alles Gepäck und die Wagen; in kaum einer Stunde war die Schlacht entschieden.

König Friedrich war bei der Schlacht nicht gegenwärtig, er saß zu Prag an der Mittagstafel, bei einem Gastmahl, das er gegeben, weil er sich nicht träumte, der Feind werde so schnell angreifen; ein Eilbote rief ihn vom Gelage, damit er sein Schicksal mit eigenen Augen sähe, und schon im Schloßthor begegnete ihm der ältere Anhalt, ohne Hut und von Flüchtigen umgeben, die ihm die ganz verlorene Schlacht verkündeten. —

Noch wollte es die treue Stadt Prag auf eine Belagerung ankommen lassen, und in der That war es noch lange nicht unmöglich, daß sich aus dem augenblicklichen Ruin bei gehöriger Entschlossenheit nicht noch hätte ein glücklicherer

Ausgang finden lassen; Graf Mannsfeld stand mit seinem Kommando noch bei Pilsen und hatte die Schlacht noch nicht gesehen; vor der Gefahr des Augenblicks konnte er seinen Widerwillen, sich einem andern Kommando zu unterwerfen, überwinden; Bethlen Gabor konnte seinen Waffenstillstand brechen und sich gegen Oesterreich feindselig erklären, dann mußten die Kaiserlichen zurück, um die Grenzen zu decken; Friedrichs geschlagenes Heer konnte sich wieder sammeln und stärken; Krankheit, Mangel und die rauhe Spätherbstwitterung konnten den Feind aufreiben, während immer noch Prag Widerstand leistete; allein der König hatte so sehr den Kopf verloren, daß er bei dem Baiern um 24 Stunden Bedenkzeit bat, um einen Entschluß zu fassen. Acht Stunden war Alles, was Maximilian bewilligte, und diese Frist benutzte Friedrich, damit ihn nicht etwa seine Böhmen als Preis ihrer Verzeihung dem Sieger überlieferten, mit seiner Gemahlin und einigen der Vornehmsten zur übereiltesten Flucht nach Breslau; er hatte in der Angst seine Krone, so wie die wichtigsten Papiere im Stiche gelassen; denen aber, die ihn zu trösten suchten, gab er zur Antwort: „Ich weiß nun wer ich bin, es giebt Tugenden, welche nur das Unglück

uns lehren kann, und erst in der Widerwärtigkeit erfahren wir Fürsten, wer wir sind!"

Man hat wohl zuweilen Vergleichungen angestellt, mit großer Genugthuung besonders von der österreichisch-katholischen Parthei, über Friedrich von der Pfalz und Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen nach der Schlacht von Mühlberg; aber welch' ein Unterschied zeigt sich da! Der Pfälzer bei den schwelgerischen Tafelfreuden, der Kursachse bei seinen Kriegsleuten im Feldgottesdienst; bei Prag vorbereitete Schlacht, bei Mühlberg der Ueberfall der Habsburger mit einer ungeheuren Uebermacht, gegen eine Hand voll; Friedrichs kopflose, jämmerliche Flucht, des Kursachsen Muth und persönliche Tapferkeit, der trotz seiner körperlichen Unbeholfenheit dennoch das Schlachtroß bestieg, und treu bei den Seinen aushielt, der letzte unter den Weichenden, bis er verwundet und überwältigt der habsburgischen Treulosigkeit als Gefangener verfiel, der selbst dann noch mit edlem, fürstlichen Stolz eine fürstliche Behandlung forderte, während der Pfälzer schimpflich die eigene Krone im Stich ließ.

Gleich den Tag nach der Schlacht ergab sich Prag an die Sieger und dem Beispiele der Hauptstadt folgten die übrigen Städte bis auf Pilsen

und Tabor, wo Mannsfeld sich noch eine Zeit lang hielt, bis er, dem Drang der Umstände weichend, sich in die Unterpfalz warf. Die böhmischen Stände huldigten ohne Bedingung; eben so Mähren, das Boucquoi wieder dem Katholizismus unterworfen; auch Schlesien, für das Kursachsen vermittelte. Der Markgraf von Jägerndorf ward geächtet; das böhmische Wahlrecht ging unter, Böhmen ward eine erbliche österreichische Provinz, Prag entwaffnet und — geplündert, wobei auch sehr vornehme Personen halfen; die Frei- und Majestätsbriefe mußten ausgeliefert und die geistlichen Güter zurückgegeben werden; die triumphirenden Jesuiten erhielten die Leitung aller Unterrichtsanstalten; zuerst die kalvinischen, später auch die lutherischen Geistlichen vertrieben und 1624 aller nichtkatholische Gottesdienst aufgehoben. „Nach dem Recht des Siegers" zerschnitt Ferdinand eigenhändig die Majestätsbriefe und Freiheitsurkunden.

Mit raffinirter Pfiffigkeit ließ Ferdinand ein ganzes Vierteljahr verstreichen, ehe gegen die betheiligten Glieder des Aufstandes auch nur eine Untersuchung eingeleitet worden wäre; und gerade diese scheinbare Mäßigung verleitete Viele, die im ersten Schrecken flüchtig geworden waren, zurück-

zukehren und sich offen zu zeigen; aber an einem Tage (20. Februar 1621) und zur selben Stunde, wurden 48 der Häupter und eifrigsten Beförderer des Aufstandes eingezogen und ihnen der Prozeß gemacht; an dem großen Bluttage auf dem Altstädter Ring zu Prag (21. Juni 1621) wurden 27 derselben durch den Fürsten Liechtenstein zum Tode verurtheilt. Graf Schlick verlor die rechte Hand und dann das Haupt; Jessenius, der Universitäts-Rektor, erst die Zunge ausgerissen, verlor dann den Kopf; der prager Stadtschreiber Dionys ward erst mit der Zunge an den Galgen genagelt und dann erdrosselt. Unter ähnlichen größeren oder geringeren Martern starben die Uebrigen und außerdem eine ungeheure Anzahl vom gemeinen Volk. Die von den Eingezogenen nicht verurtheilt wurden, warf man in harten, lebenslänglichen Kerker oder verbannte sie; eine große Anzahl Geflüchteter ward von der Acht verfolgt. Später wurden alle etwa noch Schuldige gegen Zusicherung der vollen Verzeihung zur Vernehmung gefordert; es kamen 728 Ritter und Herren, aber sie büßten mit Einziehung ihrer Güter, im Werthe von mehr als 40 Millionen, die theils kaiserlichen Günstlingen und Habsüchtigen, besonders aber den Je-

suiten, anheim fielen. Als die Religionsduldung aufgehoben worden, mußte auswandern, wer nicht katholisch werden wollte, und mehr als 30,000 Familien mit mehr als 200 edlen Geschlechtern zogen von dannen. Ebenso wurde auch bald in Oberösterreich und in einem Theile Schlesiens verfahren.

Durch den Sieg auf dem weißen Berge gelangte Ferdinand zum Vollbesitz seiner sämmtlichen Staaten, denn auch Bethlen Gabor hatte, wie die Sachen so plötzlich sich gestaltet, gegen die Anerkennung des Reichsfürstentitels und vollständige Amnestie Friede geschlossen; die böhmische Angelegenheit war erledigt, Ferdinands in mehr als einer Hinsicht zweifelhaftes Recht gewährleistet; der Kaiser konnte alle seine glänzenden Vortheile genießen und die Sache als abgeschlossen betrachten. Deutschlands Schicksal, sein Krieg oder Frieden, lag jetzt in seiner Gewalt, allein — — der Fall ist in der Geschichte öfters da gewesen, daß so viele Geschicke vereinigt in der Hand eines Unfähigen oder Wahnwitzigen ruheten! —

Hatte uns schon die Eidbrüchigkeit der kaiserlichen Vorgänger Ferdinand's nicht Wunder nehmen können, um so weniger dürfen uns die

Meineide Ferdinands II. befremden, der ein so unverdient gehätschelte Schooßkind des blinden Glückes, mit seinem Fanatismus derartige Verbrechen, als zur Ehre Gottes und der Religion (!!) leicht zu rechtfertigen wußte. Ein erbarmungswerthes Beispiel für die Moralität der Völker, die in solchen Fällen unnachsichtig mit Pranger und Zuchthaus bestraft werden; wer strafte denn aber in dieser Sphäre? Niemand; der Arm des weltlichen Richteramtes war gelähmt; das Gewissen, wenn es ja noch existirte, litt am Starrkrampf; die öffentliche Meinung verachtet und wo sie lästig und vorlaut ward, mit Polizei und Zuchthaus regalirt, und es blieb am Ende nichts übrig, als mit scheinheiligem Augenverdrehen die Versunkenheit der Religion und Moral, in die die Nationen verfallen, zu beklagen!

Als Richter in eigener Sache stand jetzt der Kaiser da; daß er die Fürsten von Anhalt, Hohenlohe und Jägerndorf ächtete, will weniger bedeuten, mehr hingegen, daß er eigenmächtig den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, den unglücklichen böhmischen Exkönig, in die Acht sprach und Anstalt machte, ihm sein Land zu entreißen, denn dies war ein Bruch der freiwillig beschworenen Wahlkapitulation. Ein boshafter Hohn

gegen die Reichsgesetze war es, daß Spanien mit der Eroberung der Pfalz beauftragt wurde, indem ja Spanien, als Herr des burgundischen Kreises, zur Reichsstandschaft gehöre! Der Sache einen Anstrich von Rechtlichkeit zu geben, wurden Baiern und die Liga zur Eroberung mit beauftragt.

In süßer Ruhe stand immer noch die Union, ein Spott auf den Namen, den sie trug; treulos und schmachvoll, wie sie ihr eigenes Oberhaupt verrathen und verlassen, hielt sie nur noch ihre Unthätigkeit zusammen, aber schon das Bekanntwerden des Achts- und Vollstreckungsurtheils gegen den Kurfürsten scheuchte die protestantischen Reichsstände von dem ferneren Bündnisse zurück, das überdies schon viel zu elend beschaffen war, um nur gegen die spanische Macht Stand halten zu können, geschweige auch noch neben dieser der kaiserlichen und bairischen Macht so wie der Liga die Spitze zu bieten. Mit unerhörter Folgsamkeit, um nur ihre eigenen Länder zu retten, entsagten ihre Mitglieder auf Aufforderung ihrem Antheil an dem Bündnisse, schwuren die Union ab und gelobten, dieselbe nie wieder zu erneuern! Sie schienen es gar nicht wissen zu wollen, wie bei nur noch kurzem Verzug der Waffenstillstand

zwischen Holländern und Spaniern ablief und diese dann nothwendig abgerufen werden mußten; fürwahr, dagegen ging der schmalkaldische Bund ehrenvoll unter.

Gleichwohl lag Friedrichs Sache noch lange nicht so hoffnungslos darnieder, wie die katholische Verbindung sich's gerne glauben machte. Freilich sah er bei seiner ungesetzlichen und willkührlichen Absetzung von den andern protestantischen Kurfürsten jede seiner Hoffnungen abgeschnitten, denn des schwachen Brandenburgers Einspruch ward ganz und gar nicht geachtet, und der, an dem sich das ganze protestantische Deutschland anlehnen konnte und mußte, der Kurfürst von Sachsen, der aus Haß gegen das reformirte Bekenntniß viel lieber dem Katholizismus die volle ungetheilte Herrschaft, als dem Kalvinismus nur eine Duldung gönnte, erklärte dem Kaiser rund heraus, wie er die Verwendung der erledigten Kurwürde ganz und gar dem oberherrlichen Ermessen anheim gebe und der Kaiser sich auch durch kursächsischen Einspruch, der etwa der Form wegen erhoben werden könne, in keiner Weise möge beirren lassen. So glaubte Friedrich sich von aller Welt verlassen, als ihm plötzlich ganz unerwartete Helfer erstanden; wäh-

rend er selbst nach der verlorenen Prager Schlacht auf seiner Flucht in Holland eine sichere Stätte suchte, hatte Mannsfeld, als er sich in Pilsen nicht mehr halten konnte, die Stadt an die Kaiserlichen verkauft; geächtet und ohne Anhang in die Unterpfalz gedrängt, war es ihm gelungen, die Oberpfalz zu gewinnen, wo sein ruheloser Geist auf neue Pläne sann. —

Wer war aber dieser Mannsfeld? ein kühner Abenteuerer, ein Sohn des vormaligen Statthalters in den Niederlanden, Ernst von Mannsfeld; ein Mann, der nichts hatte, als sich und seinen Degen, dem man noch überdies seine rechtmäßige Geburt streitig machte; häßlich und zusammengeschrumpft und dennoch nie ohne Glück bei den Weibern; der Mann mit Hasenscharte und Löwenmuth, wie man ihn gewöhnlich nannte; der zu arm war, aus eigener Tasche einen Kriegsknecht zu bezahlen, aber das Geheimniß wußte, eine Armee auf die Beine zu bringen und dahin zu führen, wo sie sich selbst bezahlen konnte. Ihm kam es gelegen, daß gerade um dieselbe Zeit die Union sich auflöste; er legte Werbeplätze an und die von jener entlassenen Truppen nahmen gern Dienste bei dem, dessen eigentliches Handwerk der Krieg war und der die ganze Welt

als sein Erbtheil betrachtete. In Kurzem hatte er 20,000 Mann unter seinen Fahnen und die Sache des Pfalzgrafen, so wie die Freiheit Deutschlands und des Glaubens mußten seinem Unternehmen den Rechtsgrund leihen. So lange eine solche Macht für ihn stritt, hatte Friedrich nicht Ursache zum Verzagen und er säumte daher auch nicht, sich seinem neuen Beschützer in die Arme zu werfen.

In der Oberpfalz hatten indeß die Spanier durch die schlechten Maßregeln der abgelebten Union festen Fuß gefaßt; noch für den Augenblick ohne Mittel, glaubte Mannsfeld seine Kräfte nicht an die Vertreibung derselben setzen zu können; er mußte sie erst zu künftigen Thaten stärken und wie ein Strom stürzte sich sein Heer gleich einer Räuberbande ins Elsaß; die blühendsten Landstriche wurden verheert und nur durch ungeheure Brandschatzungen vermochten die elsässischen Städte sich von der Plünderung freizukaufen. Dann kehrte er in die Unterpfalz zurück, diese gegen Tilly und die Spanier zu decken.

Schon zeigte sich auch noch andere Hülfe. Markgraf Georg Friedrich von Baden-Durlach, ein Mitglied der gewesenen Union, hatte seit einiger Zeit angefangen, Kriegsmacht zusammen zu

ziehen, die bald zu einem ansehnlichen Truppenkörper anwuchs. Längst voll Besorgniß um die Freiheit der deutschen Nation, und voll tiefer Entrüstung über die österreichische Unverschämtheit, hätte er seine Herrschaft seinem Sohne abgetreten, um sie auf diese Weise, falls das Schicksal unglücklich über ihn entscheide, vor der Rachsucht des Kaisers zu schützen; plötzlich erschien er im Felde und vereinigte sich mit Mannsfeld.

Da kam denn auch endlich der alte König Jakob von England wieder zu Verstande, die projectirte Heirath mit Spanien zerschlug sich und er fing an einzusehen, wie er in seiner Treuherzigkeit sich hatte von österreichisch-spanischer Arglist bei der Nase herumführen lassen. Jetzt erst, nun der siegreiche Feind einen Angriff auf die pfälzischen Kurlande unternommen, fühlte er, daß die Existenz der Tochter, des Eidams und der Enkel auf dem Spiele stehe, und nun erst entschloß er sich, seine Kasse zu öffnen und den Mannsfelder mit Truppen und Geldsendungen zu unterstützen. Auch den König von Dänemark (als Herzog von Holstein deutscher Reichsstand) forderte er auf, mit thätiger Hülfe dem Pfalzgrafen beizustehen und erbot sich auch hier zu Geldleistungen.

Und schon hatte auch von Osten sich gegen Oesterreich wieder eine neue Verlegenheit entwickelt; Bethlen Gabor brach aufs Neue von Siebenbürgen über Ungarn herein und ließ sich abermals in Preßburg zum Könige krönen. In dieser Gefahr wurde eiligst der General Boucquoi aus Böhmen zur Vertheidigung Ungarns und der österreichischen Erbländer abgerufen, fand aber bei der Belagerung von Neuhäusel seinen Tod, nachdem der eben so tapfere Dampierre schon vor Preßburg geblieben war. Schon stand Gabor an den Grenzen Oesterreichs; bei dieser drohenden Stellung ein kühner, herzhafter Angriff von Seiten der Deutschen, — und der Erfolg hätte kaum einen Augenblick zweifelhaft sein können. Allein gerade in dieser Zeit ging der unselige Zersetzungsprozeß der protestantischen Macht vor sich; über ihr waltete das fatale Verhältniß, daß Böhmen und Deutsche allemal die Waffen niederlegten, wenn ihnen der Beistand der Siebenbürgen am nächsten war, und erst dann dürftig erholt neue Angriffe wagten, wann der erschöpfte Bethlen Gabor den letzten Zipfel des flüchtigen Glückes entschlüpfen lassen und neuen Frieden oder Waffenstillstand schließen mußte.

Der neue Aufschwung, den durch so unverhofften und kräftigen Beistand die Sache Friedrichs V. nahm, denn selbst der Herzog von Würtemberg fing an zu rüsten, ermunterten den Pfalzgrafen nicht wenig und er ging ernstlich mit dem Gedanken um, die Union aufs Neue ins Leben zu rufen; schon schuf man neue Operationspläne und trug sich mit glänzenden Hoffnungen, als Tilly, ihr nächster Feind, jede ihrer Bewegungen mit der schärfsten Aufmerksamkeit verfolgend, die spanischen Truppen unter General Corduba (Spinola war bereits abgerufen worden) an sich zog, und während dieser sich verstärkte, trennten sich Mannsfeld und der Markgraf von Baden. Sei es nun, daß ihr Kriegsplan nicht fein genug angelegt, oder nicht fein genug ausgeführt wurde, genug, der Markgraf ward im Anfange Mai 1622 von Tilly und Corduba bei Wimpfen entscheidend geschlagen. Das war ein harter Schlag, mancher Brave fand seinen Tod und unter diesen der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld und der junge Prinz Magnus von Würtemberg, Herzog Johann Friedrichs Bruder; und nur der hochherzige, ausdauernde Heldenmuth der rühmlich bekannten 400 Pforzheimer Bürger, unter ihrem Bürgermeister Berthold Detmling, die sich, ihren Herrn zu ret-

ten, dem Tode geweiht hatten, vermochte dem flüchtigen Markgrafen das Leben zu retten. Eine That, so glorreich wie die der Spartaner unter Leonidas, nur leider nicht so berühmt, weil die deutsche Bescheidenheit nie so mit den eigenen Heldenthaten prunkt; fürwahr aber ebenso würdig unvergessen zu sein, wie jene! —

Das war ein schwerer Verlust für Friedrichs und für die protestantische Sache, nur augenblicklich weniger fühlbar, da bereits ein anderer Bundesgenosse erstanden war; es war ein neuer Glücksritter, eben so kühn und abenteuerlich, als der Mannsfelder, Herzog Christian von Braunschweig, der nachgeborne Sohn des Herzogs Heinrich Julius. Anstatt als Bischof von Halberstadt sein Stift zu verwalten, legte der lebensfrohe junge Mann lieber den Harnisch an. Sein Muth artete oft in Tollkühnheit, seine Laune leider oft in Verbrechen aus; er schoß in seinem knabenhaften Uebermuth Schieferdecker von den hohen Thurmdächern herunter und ward als Geistlicher der ärgste Kirchenplünderer; die katholische Geistlichkeit haßte er ritterlich und hoffte auf ihre Kosten sich Beute und einen Namen zu erwerben; die zwölf silbernen Apostel zu Münster und viel anderes Kirchensilber ließ er einschmelzen

und zu Geld prägen, (weil der Herr gesagt habe: gehet hin in alle Welt), auf seinen Münzen las man die Devise: „Gottes Freund, der Pfaffen Feind"; es war sein Wahlspruch, dem er durch seine Thaten keine Schande machte. Er glaubte dem Mannsfelder das Geheimniß abgelernt zu haben, wie man ohne Sold eine Armee von 20,000 Mann auf den Beinen erhalten könne, und da er in den Niederlanden Friedrichs V. schöne Gemahlin Elisabeth kennen gelernt, machte er ihre und des Pfalzgrafen Sache zur seinigen, trug den Handschuh der Königstochter auf seinem Hute und schwur, denselben weder eher abzulegen, noch zu ruhen, bis er ihren Gemahl in sein Kurfürstenthum wieder eingesetzt habe.

Seine nächsten Kriegsthaten waren die Plünderung der niedersächsischen und westphälischen Stifter und nun zog er gestärkt von dannen. Bei Höchst im Mainzischen gelang es ihm, trotz des heftigsten Widerstandes, den Tilly leistete, mit seinem Heer über den Main zu gehen. Freilich hatte er bei diesem Uebergange beinahe die Hälfte desselben eingebüßt, aber nachdem er den Rest seiner Kriegsleute schnell gesammelt, vereinigte er sich mit Mannsfeld und die Raubschwärme beider Feldherrn stürzten sich nun, von Tilly ver-

folgt, zum zweitenmale verheerend über den Elsaß, um nachzuholen, was Mannsfelds erster Ueberfall übrig gelassen. Friedrich V. aber zog mit diesen Heeren, die sich mit seinem Namen und mit seiner Sache brüsteten, gleich einem flüchtigen Bettler umher.

So gewaltige Mittel dem Kaiser auch zu Gebote standen, so machte der unerwartete Beistand, der sich seinem Feinde zur Verfügung gestellt, ihm doch viele Sorge und er war bei so bewandten Umständen vorsichtig genug, als Friedrichs Freunde für dessen Wiedereinsetzung in die kurfürstliche Würde baten, nicht hart und entschieden abweisend zu antworten, sondern um Zeit zu gewinnen, entfernte Hoffnungen zu machen; denn noch waren die Verhältnisse nicht reif genug, daß er hätte die erledigte Kur nach seiner Willkür besetzen können. Er forderte daher, daß er sich auf Unterhandlungen nicht eher einlassen könne, bis Derjenige, der sich gegen seinen Kaiser aufgelehnt, seine Truppen entlassen habe, mit dem bewaffneten Rebellen könne er kein Uebereinkommen treffen. König Jakob I., ganz durchdrungen von der Idee der Göttlichkeit des Monarchen, fand natürlich diese Forderung des Kaisers ganz billig und rechtmäßig, und unterließ

auch keinen Augenblick, dieß seinem Eidam begreiflich zu machen. Der Exkurfürst war thöricht genug, dieser Zumuthung nachzukommen; der Gemißhandelte trug sich mit dem Köhlerglauben, daß von der betrügerischen habsburgischen Politik noch irgend etwas Rechtliches zu erwarten sei, gab seinen wahren Beschützern Mannsfeld und Herzog Christian den Abschied und begab sich nach Holland, um in feiger Unterwürfigkeit auf den abgenagten Gnadenknochen zu warten, den die übermüthige Majestät ihm zuzuwerfen für gut finden würde.

Friedrich hatte die beiden Feldherren nicht bewaffnet, seine Entlassung konnte sie also auch nicht entwaffnen; sie warteten nur auf einen Ruf oder einen anderen Namen, um aufs Neue in den Kampf zu gehen. Gern nahmen sie daher, nachdem sie sich schon eine Zeitlang in Lothringen aufgehalten, das Anerbieten Hollands, das von dem Spanier Spinola hart bedrängt wurde, an und überschritten die holländische Grenze. Ein mörderisches Gefecht gegen die Spanier bei Fleurus mußte ihnen die Wege öffnen und Spinola sah sich genöthigt, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Doch auch die Holländer suchten der schlimmen Gäste so bald als möglich

wieder los zu werden, und während Mannsfeld seine Truppen in der fetten Provinz Ostfriesland sich lagern ließ, führte Herzog Christian die seinigen wieder nach Niedersachsen zurück.

Unterdessen hatte Tilly im September 1622 Heidelberg und etwas später auch Mannheim erobert und verwüstete die Pfalz; in der Oberpfalz setzte sich Maximilian fest, Kapuziner und Jesuiten, die ihn begleiteten, fingen sogleich ihre Bekehrungen an und der Herzog schenkte die prachtvolle und reichhaltige heidelberger Bibliothek dem Papste Gregor XV. Hunderte von Mauleseln schleppten die aufgehäuften Schätze der Wissenschaft über die Alpen, dessen noch gar nicht zu gedenken, was unter den Fäusten der barbarischen Kriegsknechte vernichtet wurde oder in den Ställen in die Misthaufen wanderte. Eigenmächtig hatte Tilly den Katholischen die protestantischen Kirchen eingeräumt und was dieser ja etwa noch aus Versehen den Protestanten gelassen, nahm der bairische Herzog und jeder Druck wurde vom Kaiser genehmigt.

Dadurch, daß nun auch der letzte Beistand Friedrichs V. beseitigt worden, fühlte Ferdinand freie Hand und um der lästigen Verbindlichkeit gegen Baiern ledig zu sein, ging er nach Regens-

burg zum Reichs- oder Kurfürstentag. Der Herzog von Baiern wollte und sollte entschädigt sein; daß ihm die Entschädigung nichts kosten dürfe, darüber war Ferdinand bereits längst mit sich im Klaren. Am 25. Februar 1623 ward Maximilian feierlich mit der vierten Kurwürde auf Lebenszeit belehnt; erblich ward die Würde darum noch nicht übertragen, weil erstens Baiern dadurch zu neuen Verpflichtungen angetrieben wurde und dann, weil die Fürbittenden Friedrichs mit der kahlen Hoffnung abgespeist werden konnten, daß diese Würde später wieder an das pfälzische Haus zurückkehren könne. Die geistlichen Kurfürsten wendeten gegen diese neue Gewaltthätigkeit so wie meineidige Rechtsverletzung Ferdinands natürlich nichts ein; die böhmische Kurstimme war in den Händen des Gewalthabers; Kursachsen wurde beschwichtigt, indem für seine geforderten Kriegskosten (7 Mill.) ihm die Lausitz einstweilen eingeräumt wurde; der Einspruch des Kurfürsten von Brandenburg ward ganz und gar verachtet. Jetzt fühlte sich der Kaiser erleichtert; nur war es ihm sehr verdrießlich, daß mehrere kaiserliche Schreiben an Spanien aufgefangen und sofort öffentlich abgedruckt wurden, des Inhalts: wie man jetzt mit Gewiß-

heit annehmen könne, wie das Reich in den Händen der Katholischen, der Jesuiten, und beim Hause Oesterreich bleiben werde. So war Friedrich V. um sein rechtmäßiges Eigenthum buchstäblich bestohlen worden und von dem Gerichte verdammt, das ihn nicht einmal gehört hatte; ihm ein Recht streitig gemacht, das auch der gemeinste Verbrecher für sich in Anspruch nahm.

Durch die Bemühungen Mannsfelds und Herzog Christians, den niedersächsischen Kreis unter Waffen zu bringen, sah sich Tilly genöthigt, dahin aufzubrechen und es gelang ihm durch den Ueberfall von Lippstadt, den Waffenplatz des Herzogs, diesen selbst unschädlich zu machen. Tilly's unerwartete Dazwischenkunft vereitelte den Plan, der sich auf die Hülfe Bethlen Gabors stützte, welcher eben einen feindlichen Einfall in Mähren gemacht; allein die Anstrengungen des Fürsten von Siebenbürgen waren unnütz, und auch er sah sich genöthigt, Waffenstillstand zu schließen, da die überwältigten niedersächsischen Streitkräfte nun nicht mehr im Stande waren, die verheißene Unterstützung zu gewähren; Mannsfeld wandte sich ohne kriegerischen Anhang nach dem Haag und Herzog Christian nach England, um dort für die Sache Deutschlands zu wirken.

Zwar entspannen sich auch jetzt wieder drohende Verbindungen gegen Oesterreich; eine Umwälzung im französischen Ministerium machte der bis jetzt herrschenden schlaffen Politik ein Ende und legte die Leitung der Angelegenheiten in die Hände des Kardinals Richelieu, der wieder in die Bahn der längst vergessenen Politik Heinrichs IV. einlenkte; eine Heirath des Prinzen von Wallis mit Henriette von Frankreich stiftete überdies eine engere Verbindung zwischen der englischen Krone und Frankreich, zu welcher auch gern Holland, Dänemark und einige italische Staaten traten. Indeß war auch der neue französische Minister vor der Hand noch viel zu sehr mit den Hugenotten im eigenen Vaterlande beschäftigt, als daß er seine Thätigkeit gleich so ohne Weiteres nach Außen hin entfalten konnte und die Furcht vor diesem Bündnisse erwies sich als ziemlich überflüssig.

Obgleich durch die Vertreibung Mannsfelds und des Braunschweigers kein Feind in Niedersachsen sich zeigte, der auch nur zur geringsten Besorgniß Anlaß gab, so behauptete doch Tilly seine Stellung auf den Grenzen des Kreises. Weit und breit war kein Feind zu sehen, der seinen Aufenthalt hier rechtfertigte; die Union war

vergessen, kein protestantischer Fürst mehr unter den Waffen; was wollten da noch die Kaiserlichen in einem Lande, wo sie nichts zu suchen hatten, wo die letzten Feinde wegen Geldmangel ihre Armee hatten verabschieden müssen??

Die Antwort liegt nicht weit von dieser Frage; ein Fürst, wie Ferdinand, dem kein Vertrag mehr heilig war, der in seiner eidbrüchigen Politik jede Verpflichtung brach, sobald er sich nur kräftig genug dazu fühlte, der keine moralische Schranke mehr kannte, und der in seiner religiösen Verrücktheit seiner Muttergottes gelobt: die Protestanten mit Stumpf und Stiel auszurotten, fühlte er sich nur verpflichtet, dies einzige Gelöbniß zu halten. Das reinprotestantische Niedersachsen, in welchem der Katholizismus das meiste geistliche Gut verloren, war ein reiches Feld für seine Thätigkeit; seine Religion war der Reichthum des Pfaffenthums und diesen wieder herzustellen der größte Dienst, den er seiner Religion leisten konnte; dies hatten ihm seine Mönche und Jesuiten zu tausendmalen wiederholt, und warum hätte der Sclave, die Kreatur jenes finsteren und gehässigen Mönchthums dies nicht glauben sollen, der in der Kutte den fleischgewordenen Gott anbetete, der so oft versicherte,

daß, wenn er einem Mönch und einem Engel zugleich begegnete, er zuerst dem Mönch, dann erst dem Engel seine Verbeugung machen würde! Der Kirche „zu dem Ihrigen“ zu verhelfen, hielt also den Feldherrn der Liga fest.

Es konnte England sowohl wie den baltischen Staaten Dänemark und Schweden nicht gleichgültig sein, wenn eine Macht, wie die verhaßte österreichische war, an den Küsten des deutschen und baltischen Meeres festen Fuß faßte, ein gefährlicher Nebenbuhler um die Herrschaft auf diesen Meeren. Noch größer war die Gefahr für die niedersächsischen Stände und die Aussicht, unter das österreichische Scepter sich beugen zu müssen, hatte eben nichts schmeichelhaftes an sich; und da man wohl merkte, wessen man sich zu versehen habe, so wäre es eine unverantwortliche Sorglosigkeit gewesen, hätte man sich wie ein scheuer Vogel durch den Viperblick der kaiserlichen Gewaltsamkeiten bannen lassen.

Zu spät hatte König Jakob I. von England sich für die Sache seines Schwiegersohnes geregt; ohne Ruhm und ohne Thatkraft schloß er seine zeitliche Laufbahn, zufrieden damit, seinen Nachfolger auf die Verbindung mit den scandinavischen Reichen hingewiesen zu haben. Leider war

von diesem, Karl I., auch nicht viel zu hoffen, der im Streit mit seinem Parlamente keinen andern Hauptzweck vor Augen hatte, als seiner Nation die Rechte und Vorrechte des Königthums recht genau vorzurechnen und dadurch diese um so lebhafter an ihre eigenen zu erinnern. Er verstand sich zwar zu Geldleistungen, allein es kam ihm bei der Sicherung seiner Interessen darauf an, diese dem Mindestfordernden zu überlassen. Zwei Bewerber, von der gleichen Nothwendigkeit des Widerstandes getrieben, traten auf: König Christian IV. von Dänemark, mit viel gutem Willen und großem Ehrgeiz, aber geringen kriegerischen Talenten und Gustav Adolph, König von Schweden, berühmt durch viele Siege und voll brennender Begier, ein Schützer und Rächer des Protestantismus in Deutschland zu sein; tief entrüstet über das Uebermaß der Kaiserlichen Schandthaten sowie über persönliche ihm zugefügte Beleidigungen. Es war ein Wetteifer beider Fürsten um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu vertheidigen, und während Christian vermittelst Holstein sich zu den Ständen des Reiches zählte, schaute die ganze Ostseeküste Deutschlands voll heißer Sehnsucht nach dem siegreichen Schwedenkönig; allein Gustav Adolph forderte,

um rückenfrei zu sein und die Verbindung mit seinem Vaterlande offen zu haben, einige feste Küstenplätze, die man, mißtrauisch gegen ihn, ihm verweigerte. Eifersüchtig auf die Lorbeeren, die in diesem Kriege zu erwerben waren, zumal er des Mitbewerbers Fähigkeiten wohl kannte, gelang es dem König Christian, Gustav Adolph zu verdrängen und durch wohlfeilere Anerbietungen die Wahl auf sich zu lenken; er brauchte keine festen Plätze zu fordern, da er durch Holstein in Verbindung mit Deutschland war und auch England entschied sich für ihn, da er von dort nur 30,000 Pfund monatlicher Subsidien forderte. Christian ward zum Feldobersten des niedersächsischen Kreises gewählt.

Während dieser Unterhandlungen waren aber auch die Stände Niedersachsens nicht müßig gewesen; das Andenken an Tillys Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten war zu frisch, als daß sie sich nicht hätten rüsten sollen; außerordentliche Kriegssteuern wurden ausgeschrieben, Truppen angeworben und Magazine gefüllt; als König Christian an die Spitze des Ständebundes trat, hatte er mit seinen eigenen Truppen in Kurzem 60,000 Mann auf den Beinen und einer solchen Macht gegenüber fürchteten Liga und Kaiserliche,

daß es auf etwas Anderes möchte abgesehen sein, als auf die bloße Vertheidigung; vielleicht auf die völlige Wiederherstellung des Protestantismus und des Kurfürsten von der Pfalz.

Umsonst hatte der Kaiser sich in Ermahnungen, Drohungen und Befehlen erschöpft, die Niedersächsischen zur Ablegung der Waffen zu vermögen und da kein Mittel vorhanden war, sie einzuschüchtern oder bei der Nase herumzuziehen, beschloß man den Krieg, dessen Schauplatz nun mit allen seinen Gräueln die niederdeutschen Länder wurden. Tilly war am linken Weserufer entlang gezogen und bemächtigte sich aller Päffe bis zur Porta Westphalica, während König Christian sich auf dem rechten Ufer verbreitete und im Braunschweigischen festen Fuß faßte. Leider hatte er aber auch durch starke entsendete Abtheilungen sein Hauptheer so sehr geschwächt, daß er nichts Entscheidendes unternehmen konnte, da sein Gegner ihm jetzt in der That überlegen war; indeß suchten beide einander zu vermeiden, weil jeder von ihnen sich für den Augenblick vor der Entscheidung einer Hauptschlacht fürchtete.

Nur zu wohl fühlte der Kaiser seine Abhängigkeit von Baiern und der Liga; Maximilian nahm wohl zuweilen Gelegenheit, durch Ton und

auch keinen Augenblick, dieß seinem Eidam begreiflich zu machen. Der Exkurfürst war thöricht genug, dieser Zumuthung nachzukommen; der Gemißhandelte trug sich mit dem Köhlerglauben, daß von der betrügerischen habsburgischen Politik noch irgend etwas Rechtliches zu erwarten sei, gab seinen wahren Beschützern Mannsfeld und Herzog Christian den Abschied und begab sich nach Holland, um in feiger Unterwürfigkeit auf den abgenagten Gnadenknochen zu warten, den die übermüthige Majestät ihm zuzuwerfen für gut finden würde.

Friedrich hatte die beiden Feldherren nicht bewaffnet, seine Entlassung konnte sie also auch nicht entwaffnen; sie warteten nur auf einen Ruf oder einen anderen Namen, um aufs Neue in den Kampf zu gehen. Gern nahmen sie daher, nachdem sie sich schon eine Zeitlang in Lothringen aufgehalten, das Anerbieten Hollands, das von dem Spanier Spinola hart bedrängt wurde, an und überschritten die holländische Grenze. Ein mörderisches Gefecht gegen die Spanier bei Fleurus mußte ihnen die Wege öffnen und Spinola sah sich genöthigt, die Belagerung von Bergen op Zoom aufzuheben. Doch auch die Holländer suchten der schlimmen Gäste so bald als möglich

wieder los zu werden, und während Mannsfeld seine Truppen in der fetten Provinz Ostfriesland sich lagern ließ, führte Herzog Christian die seinigen wieder nach Niedersachsen zurück.

Unterdessen hatte Tilly im September 1622 Heidelberg und etwas später auch Mannheim erobert und verwüstete die Pfalz; in der Oberpfalz setzte sich Maximilian fest, Kapuziner und Jesuiten, die ihn begleiteten, fingen sogleich ihre Bekehrungen an und der Herzog schenkte die prachtvolle und reichhaltige heidelberger Bibliothek dem Papste Gregor XV. Hunderte von Mauleseln schleppten die aufgehäuften Schätze der Wissenschaft über die Alpen, dessen noch gar nicht zu gedenken, was unter den Fäusten der barbarischen Kriegsknechte vernichtet wurde oder in den Ställen in die Misthaufen wanderte. Eigenmächtig hatte Tilly den Katholischen die protestantischen Kirchen eingeräumt und was dieser ja etwa noch aus Versehen den Protestanten gelassen, nahm der bairische Herzog und jeder Druck wurde vom Kaiser genehmigt.

Dadurch, daß nun auch der letzte Beistand Friedrichs V. beseitigt worden, fühlte Ferdinand freie Hand und um der lästigen Verbindlichkeit gegen Baiern ledig zu sein, ging er nach Regens-

burg zum Reichs- oder Kurfürstentag. Der Herzog von Baiern wollte und sollte entschädigt sein; daß ihm die Entschädigung nichts kosten dürfe, darüber war Ferdinand bereits längst mit sich im Klaren. Am 25. Februar 1623 ward Maximilian feierlich mit der vierten Kurwürde auf Lebenszeit belehnt; erblich ward die Würde darum noch nicht übertragen, weil erstens Baiern dadurch zu neuen Verpflichtungen angetrieben wurde und dann, weil die Fürbittenden Friedrichs mit der kahlen Hoffnung abgespeist werden konnten, daß diese Würde später wieder an das pfälzische Haus zurückkehren könne. Die geistlichen Kurfürsten wendeten gegen diese neue Gewaltthätigkeit so wie meineidige Rechtsverletzung Ferdinands natürlich nichts ein; die böhmische Kurstimme war in den Händen des Gewalthabers; Kursachsen wurde beschwichtigt, indem für seine geforderten Kriegskosten (7 Mill.) ihm die Lausitz einstweilen eingeräumt wurde; der Einspruch des Kurfürsten von Brandenburg ward ganz und gar verachtet. Jetzt fühlte sich der Kaiser erleichtert; nur war es ihm sehr verdrießlich, daß mehrere kaiserliche Schreiben an Spanien aufgefangen und sofort öffentlich abgedruckt wurden, des Inhalts: wie man jetzt mit Gewiß-

heit annehmen könne, wie das Reich in den Händen der Katholischen, der Jesuiten, und beim Hause Oesterreich bleiben werde. So war Friedrich V. um sein rechtmäßiges Eigenthum buchstäblich bestohlen worden und von dem Gerichte verdammt, das ihn nicht einmal gehört hatte; ihm ein Recht streitig gemacht, das auch der gemeinste Verbrecher für sich in Anspruch nahm.

Durch die Bemühungen Mannsfelds und Herzog Christians, den niedersächsischen Kreis unter Waffen zu bringen, sah sich Tilly genöthigt, dahin aufzubrechen und es gelang ihm durch den Ueberfall von Lippstadt, den Waffenplatz des Herzogs, diesen selbst unschädlich zu machen. Tilly's unerwartete Dazwischenkunft vereitelte den Plan, der sich auf die Hülfe Bethlen Gabors stützte, welcher eben einen feindlichen Einfall in Mähren gemacht; allein die Anstrengungen des Fürsten von Siebenbürgen waren unnütz, und auch er sah sich genöthigt, Waffenstillstand zu schließen, da die überwältigten niedersächsischen Streitkräfte nun nicht mehr im Stande waren, die verheißene Unterstützung zu gewähren; Mannsfeld wandte sich ohne kriegerischen Anhang nach dem Haag und Herzog Christian nach England, um dort für die Sache Deutschlands zu wirken.

Zwar entspannen sich auch jetzt wieder drohende Verbindungen gegen Oesterreich; eine Umwälzung im französischen Ministerium machte der bis jetzt herrschenden schlaffen Politik ein Ende und legte die Leitung der Angelegenheiten in die Hände des Kardinals Richelieu, der wieder in die Bahn der längst vergessenen Politik Heinrichs IV. einlenkte; eine Heirath des Prinzen von Wallis mit Henriette von Frankreich stiftete überdies eine engere Verbindung zwischen der englischen Krone und Frankreich, zu welcher auch gern Holland, Dänemark und einige italische Staaten traten. Indeß war auch der neue französische Minister vor der Hand noch viel zu sehr mit den Hugenotten im eigenen Vaterlande beschäftigt, als daß er seine Thätigkeit gleich so ohne Weiteres nach Außen hin entfalten konnte und die Furcht vor diesem Bündnisse erwies sich als ziemlich überflüssig.

Obgleich durch die Vertreibung Mannsfelds und des Braunschweigers kein Feind in Niedersachsen sich zeigte, der auch nur zur geringsten Besorgniß Anlaß gab, so behauptete doch Tilly seine Stellung auf den Grenzen des Kreises. Weit und breit war kein Feind zu sehen, der seinen Aufenthalt hier rechtfertigte; die Union war

vergessen, kein protestantischer Fürst mehr unter den Waffen; was wollten da noch die Kaiserlichen in einem Lande, wo sie nichts zu suchen hatten, wo die letzten Feinde wegen Geldmangel ihre Armee hatten verabschieden müssen??

Die Antwort liegt nicht weit von dieser Frage; ein Fürst, wie Ferdinand, dem kein Vertrag mehr heilig war, der in seiner eidbrüchigen Politik jede Verpflichtung brach, sobald er sich nur kräftig genug dazu fühlte, der keine moralische Schranke mehr kannte, und der in seiner religiösen Verrücktheit seiner Muttergottes gelobt: die Protestanten mit Stumpf und Stiel auszurotten, fühlte er sich nur verpflichtet, dies einzige Gelöbniß zu halten. Das reinprotestantische Niedersachsen, in welchem der Katholizismus das meiste geistliche Gut verloren, war ein reiches Feld für seine Thätigkeit; seine Religion war der Reichthum des Pfaffenthums und diesen wieder herzustellen der größte Dienst, den er seiner Religion leisten konnte; dies hatten ihm seine Mönche und Jesuiten zu tausendmalen wiederholt, und warum hätte der Sclave, die Kreatur jenes finsteren und gehässigen Mönchthums dies nicht glauben sollen, der in der Kutte den fleischgewordenen Gott anbetete, der so oft versicherte,

daß, wenn er einem Mönch und einem Engel zugleich begegnete, er zuerst dem Mönch, dann erst dem Engel seine Verbeugung machen würde! Der Kirche „zu dem Ihrigen" zu verhelfen, hielt also den Feldherrn der Liga fest.

Es konnte England sowohl wie den baltischen Staaten Dänemark und Schweden nicht gleichgültig sein, wenn eine Macht, wie die verhaßte österreichische war, an den Küsten des deutschen und baltischen Meeres festen Fuß faßte, ein gefährlicher Nebenbuhler um die Herrschaft auf diesen Meeren. Noch größer war die Gefahr für die niedersächsischen Stände und die Aussicht, unter das österreichische Scepter sich beugen zu müssen, hatte eben nichts schmeichelhaftes an sich; und da man wohl merkte, wessen man sich zu versehen habe, so wäre es eine unverantwortliche Sorglosigkeit gewesen, hätte man sich wie ein scheuer Vogel durch den Viperblick der kaiserlichen Gewaltsamkeiten bannen lassen.

Zu spät hatte König Jakob I. von England sich für die Sache seines Schwiegersohnes geregt; ohne Ruhm und ohne Thatkraft schloß er seine zeitliche Laufbahn, zufrieden damit, seinen Nachfolger auf die Verbindung mit den scandinavischen Reichen hingewiesen zu haben. Leider war

von diesem, Karl I., auch nicht viel zu hoffen, der im Streit mit seinem Parlamente keinen andern Hauptzweck vor Augen hatte, als seiner Nation die Rechte und Vorrechte des Königthums recht genau vorzurechnen und dadurch diese um so lebhafter an ihre eigenen zu erinnern. Er verstand sich zwar zu Geldleistungen, allein es kam ihm bei der Sicherung seiner Interessen darauf an, diese dem Mindestfordernden zu überlassen. Zwei Bewerber, von der gleichen Nothwendigkeit des Widerstandes getrieben, traten auf: König Christian IV. von Dänemark, mit viel gutem Willen und großem Ehrgeiz, aber geringen kriegerischen Talenten und Gustav Adolph, König von Schweden, berühmt durch viele Siege und voll brennender Begier, ein Schützer und Rächer des Protestantismus in Deutschland zu sein; tief entrüstet über das Uebermaß der Kaiserlichen Schandthaten sowie über persönliche ihm zugefügte Beleidigungen. Es war ein Wetteifer beider Fürsten um die Ehre, den niedersächsischen Kreis zu vertheidigen, und während Christian vermittelst Holstein sich zu den Ständen des Reiches zählte, schaute die ganze Ostseeküste Deutschlands voll heißer Sehnsucht nach dem siegreichen Schwedenkönig; allein Gustav Adolph forderte,

um rückenfrei zu sein und die Verbindung mit seinem Vaterlande offen zu haben, einige feste Küstenplätze, die man, mißtrauisch gegen ihn, ihm verweigerte. Eifersüchtig auf die Lorbeeren, die in diesem Kriege zu erwerben waren, zumal er des Mitbewerbers Fähigkeiten wohl kannte, gelang es dem König Christian, Gustav Adolph zu verdrängen und durch wohlfeilere Anerbietungen die Wahl auf sich zu lenken; er brauchte keine festen Plätze zu fordern, da er durch Holstein in Verbindung mit Deutschland war und auch England entschied sich für ihn, da er von dort nur 30,000 Pfund monatlicher Subsidien forderte. Christian ward zum Feldobersten des niedersächsischen Kreises gewählt.

Während dieser Unterhandlungen waren aber auch die Stände Niedersachsens nicht müßig gewesen; das Andenken an Tillys Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten war zu frisch, als daß sie sich nicht hätten rüsten sollen; außerordentliche Kriegssteuern wurden ausgeschrieben, Truppen angeworben und Magazine gefüllt; als König Christian an die Spitze des Ständebundes trat, hatte er mit seinen eigenen Truppen in Kurzem 60,000 Mann auf den Beinen und einer solchen Macht gegenüber fürchteten Liga und Kaiserliche,

daß es auf etwas Anderes möchte abgesehen sein, als auf die bloße Vertheidigung; vielleicht auf die völlige Wiederherstellung des Protestantismus und des Kurfürsten von der Pfalz.

Umsonst hatte der Kaiser sich in Ermahnungen, Drohungen und Befehlen erschöpft, die Niedersächsischen zur Ablegung der Waffen zu vermögen und da kein Mittel vorhanden war, sie einzuschüchtern oder bei der Nase herumzuziehen, beschloß man den Krieg, dessen Schauplatz nun mit allen seinen Gräueln die niederdeutschen Länder wurden. Tilly war am linken Weserufer entlang gezogen und bemächtigte sich aller Pässe bis zur Porta Westphalica, während König Christian sich auf dem rechten Ufer verbreitete und im Braunschweigischen festen Fuß faßte. Leider hatte er aber auch durch starke entsendete Abtheilungen sein Hauptheer so sehr geschwächt, daß er nichts Entscheidendes unternehmen konnte, da sein Gegner ihm jetzt in der That überlegen war; indeß suchten beide einander zu vermeiden, weil jeder von ihnen sich für den Augenblick vor der Entscheidung einer Hauptschlacht fürchtete.

Nur zu wohl fühlte der Kaiser seine Abhängigkeit von Baiern und der Liga; Maximilian nahm wohl zuweilen Gelegenheit, durch Ton und

um rückenfrei zu sein und die Verbindung mit seinem Vaterlande offen zu haben, einige feste Küstenplätze, die man, mißtrauisch gegen ihn, ihm verweigerte. Eifersüchtig auf die Lorbeeren, die in diesem Kriege zu erwerben waren, zumal er des Mitbewerbers Fähigkeiten wohl kannte, gelang es dem König Christian, Gustav Adolph zu verdrängen und durch wohlfeilere Anerbietungen die Wahl auf sich zu lenken; er brauchte keine festen Plätze zu fordern, da er durch Holstein in Verbindung mit Deutschland war und auch England entschied sich für ihn, da er von dort nur 30,000 Pfund monatlicher Subsidien forderte. Christian ward zum Feldobersten des niedersächsischen Kreises gewählt.

Während dieser Unterhandlungen waren aber auch die Stände Niedersachsens nicht müßig gewesen; das Andenken an Tillys Grausamkeiten und Gewaltthätigkeiten war zu frisch, als daß sie sich nicht hätten rüsten sollen; außerordentliche Kriegssteuern wurden ausgeschrieben, Truppen angeworben und Magazine gefüllt; als König Christian an die Spitze des Ständebundes trat, hatte er mit seinen eigenen Truppen in Kurzem 60,000 Mann auf den Beinen und einer solchen Macht gegenüber fürchteten Liga und Kaiserliche,

daß es auf etwas Anderes möchte abgesehen sein, als auf die bloße Vertheidigung; vielleicht auf die völlige Wiederherstellung des Protestantismus und des Kurfürsten von der Pfalz.

Umsonst hatte der Kaiser sich in Ermahnungen, Drohungen und Befehlen erschöpft, die Niedersächsischen zur Ablegung der Waffen zu vermögen und da kein Mittel vorhanden war, sie einzuschüchtern oder bei der Nase herumzuziehen, beschloß man den Krieg, dessen Schauplatz nun mit allen seinen Gräueln die niederdeutschen Länder wurden. Tilly war am linken Weserufer entlang gezogen und bemächtigte sich aller Pässe bis zur Porta Westphalica, während König Christian sich auf dem rechten Ufer verbreitete und im Braunschweigischen festen Fuß faßte. Leider hatte er aber auch durch starke entsendete Abtheilungen sein Hauptheer so sehr geschwächt, daß er nichts Entscheidendes unternehmen konnte, da sein Gegner ihm jetzt in der That überlegen war; indeß suchten beide einander zu vermeiden, weil jeder von ihnen sich für den Augenblick vor der Entscheidung einer Hauptschlacht fürchtete.

Nur zu wohl fühlte der Kaiser seine Abhängigkeit von Baiern und der Liga; Maximilian nahm wohl zuweilen Gelegenheit, durch Ton und

Mann zu erhöhen; er wolle die Berechnung später eingeben und sich einstweilen mit den confiscirten Gütern und Landschaften der feindlichen Länder entschädigen lassen. Es war Niemand, der am kaiserlichen Hofe diese mehr als abenteuerliche Idee (denn diesen Anstrich mußte das Unternehmen bei den hausbackenen Höflingen nothwendig haben) nicht verlacht hätte; indeß meinte man doch, es käme auf den Versuch an und die Erfüllung nur eines Theiles des Anerbietens könnte schon ein großer Gewinn sein. Man forderte daher nur 20,000, — Wallenstein aber gab zur Antwort: 20,000 Mann würden verhungern, während 50,000 sich satt essen und reiche Beute machen könnten.

Bald erhielt er einige Kreise Böhmens als Musterplätze angewiesen und die Berechtigung, Offiziersstellen zu vergeben; in wenigen Monaten verließ er die österreichischen Grenzen, um kurze Zeit darauf mit 30,000 Mann an den Marken Niedersachsens zu erscheinen. Hoffnung auf Beute und Kriegsruhm führten Offiziere und Gemeine unter seine Fahnen, und von ähnlichen Antrieben geleitet, fingen sogar regierende Fürsten an, Truppen-Körper auszurüsten, um sie dem Kaiser zur Verfügung zu stellen. So stand jetzt eine

rein kaiserliche Armee in Deutschland, zum großen Schrecken der Protestanten, wie auch zur großen Besorgniß der Katholischen, und Wallenstein erhielt den Befehl, sich mit der Liga zu vereinigen, um gemeinschaftlich mit Tilly den Dänenkönig anzugreifen.

Allein Wallenstein war nicht Willens, wenn es Ruhm zu ernten galt, diesen mit einem Anderen theilen zu wollen; er mochte nicht mit seinen Thaten dem bairischen General, der nun schon so lange die Kriegsoperationen im nördlichen Deutschland führte, als Folie dienen und da ihm die Mittel zur Erhaltung seiner Armee in jenen ausgesogenen Ländern abgingen, wendete er sich in wohlhabendere Länder, die von dem Kriege noch nicht so gelitten hatten. Nachdem er braunschweigische Truppen bei Göttingen geschlagen, zog er in's Magdeburgische und bemächtigte sich dann bei Dessau der Elbe, wo er Brücke und Brückenkopf anlegen ließ; seine Stellung war mächtig, beide Ufer des Stromes lagen seinen Erpressungen offen, er konnte Christian IV. in den Rücken fassen und sogar in dessen Lande eindringen.

König Christian kannte das Gefährliche seiner Lage recht wohl und zog nun eiligst auch den

Grafen Mannsfeld an sich; er hatte ihn bis dahin verläugnet, jetzt zwang ihn die augenscheinliche Noth, sich zu ihm zu bekennen; reichlich von ihm unterstützt, wandte sich Mannsfeld nach der Elbe und verhinderte allein jetzt die Wallensteinischen, einen Angriff auf die Niedersächsischen und Dänen zu wagen, näherte sich sogar der Dessauer Brücke und verschanzte sich, den kaiserlichen Schanzen gegenüber. Dreimal vergeblich versuchte er den Brückenkopf zu stürmen; das letzte Mal von der feindlichen Uebermacht im Rücken angegriffen, erfuhr er eine schwere Niederlage, so daß er 3000 Todte auf dem Platze lassen mußte und von seiner zersprengten Mannschaft blieben ihm kaum 5000. Indessen sammelte er sich schleunig und zog durch das Brandenburgische und Schlesien gen Ungarn, um sich mit Bethlen Gabor, der eben neue Feindseligkeiten wieder angefangen, zu vereinigen und den Krieg in die österreichischen Erblande zu tragen. Wallenstein wurde eilig beordert, ihm den Weg dahin zu verlegen.

Dadurch bekam der Dänenkönig Luft und während er sich anschickte, die Bisthümer Münster und Osnabrück zu besetzen, versuchte es Herzog Christian von Braunschweig, den Kriegs-

schauplatz in die Länder der Liga zu verlegen. Tilly, der des Königs Plan vereiteln wollte, sah sich daher genöthigt, eiligst Westphalen zu verlassen und die festen Plätze an der Werra und Fulda zu besetzen, damit dem Unternehmen des Braunschweigers vorgebeugt werde. Auch Münden und Göttingen brachte er in seine Gewalt und wandte sich eben nach Nordheim in derselben Absicht, als noch zur rechten Zeit König Christian dasselbe entsetzte. Auch dieser suchte sich jetzt durch Thüringen einen Weg in die ligistischen Länder, mußte sich aber zurückziehen, da Tilly durch einige Wallensteinische Regimenter verstärkt und ihm bei Weitem überlegen war. Der König wandte sich ins Braunschweigische zurück, um eine Schlacht zu vermeiden, allein Tilly verfolgte ihn ohne Unterlaß und zwang ihn endlich nach dreitägigen Scharmützeln und nicht unbeträchtlichen Verlusten bei dem Dorfe Lutter am Barenberg (Ende August 1626) zur Schlacht. Man kann dem König und seiner Armee keineswegs Mangel an Tapferkeit vorwerfen; dreimal führte er die Seinen muthvoll gegen den Feind, allein die Ueberlegenheit seiner Streitkräfte und die bessere Kriegsübung des Gegners bereiteten dem König eine vollständige Niederlage; sechzig Fahnen, die ganze

Artillerie, Munition und Bagage fielen den Ligisten in die Hände und weit über 4000 blieben Christian IV. auf dem Platze.

Tilly verfolgte den König, der sich, nachdem er mit seiner Reiterei entflohen, doch bald wieder gesammelt hatte, unablässig; warf ihn aus jeder festen Stellung, und die einzelnen Abtheilungen, in welche er sein Heer zersplittert, wurden nach und nach aufgerieben, und während sich jetzt Tilly über die Elbe und weit in's Brandenburgische hinein ausdehnte, drang Wallenstein mit seiner Armee in Holstein ein.

Dieser war eben aus Ungarn zurückgekommen, bis wohin er Mannsfeld verfolgt hatte; es war ihm gelungen, mit Bethlen Gabor einen günstigen Frieden zu vermitteln, wozu sich Gabor um so lieber verstand, als für sein Unternehmen die Verhältnisse sich ganz anders gestaltet hatten, als er zu seinem Vortheile gehofft. Daher hatte Mannsfeld wider Erwarten bei dem Fürsten von Siebenbürgen eine sehr kühle Aufnahme gefunden; die Wendung der Dinge in Deutschland hatte dessen Kriegseifer gewaltig herunter gestimmt, und während er mit Wallenstein, unter dem festen geheimen Vorsatz, ihn bei der nächsten Gelegenheit wieder zu brechen, einen jetzt will-

kommenen Frieden abschloß, sah sich Mannsfeld von jeder Verbindung mit Deutschland abgeschlossen und außer Stande, seinen ohnedies nur schwachen Ueberrest von Truppen zu erhalten. Gabor hatte ihn an die venetianische Hülfe gewiesen, deßhalb verkaufte er sein Geschütz und Heergeräth und zog mit einem Gefolge und voll großer Entwürfe durch Bosnien und Dalmatien gen Venedig. Aber die Laufbahn des Helden sollte ein schnelles Ziel finden; zwischen Zara und Spalatro erkrankte er tödtlich, ließ sich noch sterbend seinen Harnisch anziehen und starb stehend in den Armen zweier Offiziere (am 30. November 1626); sein Freund und Schicksalsgenosse, Herzog Christian von Braunschweig, war ihm schon vor einigen Monaten vorangegangen; zwei Männer, die in einer trügerischen Zeit größer als ihr Schicksal waren und wohl unseres Andenkens werth sind. Mit Recht kann man von ihnen behaupten, daß ihre Thätigkeit den Protestantismus vor der völligen Erdrückung des österreichischen Sclavenjoches und vor der Verdummung des Jesuitismus geschützt hatte, bis eine andere Macht durch Gottes Hand zur Rettung der Vernunft herbeigeführt wurde.

Aber auch dem Kaiser kam um diese Zeit

gerade der Friede mit Bethlen Gabor sehr gelegen; er war gezwungen, seine ganze Aufmerksamkeit den eigenen Erblanden zuzuwenden, denn sein Werkzeug, Graf Adam Herberstorf, suchte als Statthalter in Oberösterreich den Protestantismus durch die brutalsten Gewaltmaßregeln zu unterdrücken und die über alles Maß geschundenen Oesterreicher suchten durch Empörung, als das einzige Hülfsmittel, sich der scheußlichen Fessel zu entledigen. Es gelang ihnen, ihren Peiniger zu schlagen und mit 30,000 Mann ihn in seinem Linz zu belagern, der Inn wurde besetzt, damit Maximilian von Baiern keine Hülfe senden könne. Allein dem tapfern General Pappenheim gelang es dennoch, das Innthal zu gewinnen, die Oesterreicher dreimal zu schlagen und Linz zu entsetzen. Jetzt als Sieger, schrieb er mit Blut die Gesetze und den Gehorsam vor.

Mit dem Verlust der Schlacht von Lutter am Barenberge entschwand den Protestanten aber auch jeder freundliche Hoffnungsstrahl; aus jeder Stellung vertrieben, da er mit seiner vollen Macht nicht einmal Tilly allein Widerstand zu leisten vermochte, wie viel weniger jetzt mit einer geschwächten gegen zwei feindliche Feldherren, sah sich Christian IV. genöthigt, nach seinen Inseln

sich zurückzuziehen, denn Wallensteins Armee ergoß sich wie ein reißender Strom über Holstein, Schleswig und Jütland; daß er dem König nicht über das Meer zu folgen vermochte, soll ihn so sehr erbittert haben, daß er in albernem Zorn dasselbe mit glühenden Kugeln beschoß. Wallenstein, viel zu übermüthig, als daß er seinem Feldgenossen nur einen Theil des wohlverdienten Kriegsruhms lassen mochte, schickte Tilly in's Braunschweigische, unter dem Vorwande, die Niederländer zu beobachten; um so leichter konnte er nun alle Folgen der von Tilly gewonnenen Schlacht mit auf seine Rechnung setzen und so wie jener den Landgrafen von Hessen-Kassel zur Allianzentsagung mit Dänemark zwang, veranlaßte Wallensteins furchtbare Erscheinung vor Berlin von dem Kurfürsten von Brandenburg die Anerkennung Maximilians von Baiern. Die mecklenburgischen Herzöge wurden vertrieben als Anhänger Dänemarks und ihre Lande von kaiserlichen Truppen überschwemmt, obgleich eine eigentliche Achtserklärung vom Kaiser nicht ausgesprochen worden.

Allein Wallenstein verband mit seiner Eigenmächtigkeit ganz andere Pläne; hatte er erst kürzlich vom Kaiser das Herzogthum Sagan um

125,000 Gulden käuflich an sich gebracht, so erschien ihm das mecklenburgische Land als eine viel mehr versprechende Erwerbung; erhielt er dasselbe vom Kaiser zu eigen bestätigt, so war er seinen weitaussehenden Entwürfen um ein gutes Theil näher gerückt; als daher Tilly, der ebenfalls sein Augenmerk darauf gerichtet hatte, Winterquartiere darin forderte, schlug sie Wallenstein rund ab und versprach ihm, als Entschädigung Calenberg vom Kaiser ihm auswirken zu wollen; auch für Pappenheim sollte ein Fürstenthum, und zwar Wolfenbüttel, ausgewirkt werden. —

Im Grunde war Wallensteins Kriegskunst keine andere, als wie er sie dem Mannsfelder abgelernt, nur mit dem Unterschiede, daß er dieselbe in großartigerem Maßstabe ausführte und darum siegreicher auftreten konnte; je größer seine Armee war, desto leichter waren die mit den Erpressungen unzufriedenen Stände einzuschüchtern; die kaiserliche Autorität, die bei jeder Gewaltthat vorgeschützt wurde, gab jeder Unternehmung den Anschein von Rechtmäßigkeit, (als ob der Kaiser dazu berechtigt gewesen wäre??); und weil selbst die katholischen Stände nicht von Gewaltthätigkeit verschont blieben, verlor bei den Pro-

testanten sein Gebahren etwas an der ursprünglichen Gehässigkeit, während man sich bei jenen mit dem Feind als Strafe, mit dem Freund als Nothwendigkeit entschuldigte. Der Kaiser wurde bestürmt mit Bitten und Hülferufen um Schutz und Gerechtigkeit gegen seinen Feldherrn; allein der Kaiser war, vielleicht ohne es zu wissen, der Popanz, hinter dessen Namen sich der Ehrgeiz und die Hoffahrt des allmächtig gewordenen Mannes verbarg, der nunmehr auch den Gehorsam gegen ihn aus den Augen setzte. Eine gefährliche Stütze, vor der das Reichsoberhaupt alle Ursache hatte, zu zittern.

Wallenstein hatte indessen sein Heer bis auf 100,000 Mann gebracht, ohne daß es Ferdinand etwas gekostet hätte; daß die Länder, wohin der Emporkömmling seinen Fuß setzte, auf lange hin ruinirt wurden, konnte den Kaiser nicht kümmern, dafür achtete er sich ja als Herr und Mehrer des Reiches! Sein Ansehen wuchs, indem das der Fürsten sank, ja er erschrak jetzt selbst vor dem Umfang einer Macht, deren Größe er sich früher gar nicht vorgestellt. So lange die Fürsten bittweise und flehend zu ihm kamen, waren sie nicht zu fürchten; daß sie fordern konnten, hatte ihnen Wallenstein vereitelt, sie waren

außer Stande, eine Forderung zu unterstützen, mit einem aller Mittel beraubten Lande. In einem siebenjährigen Commando hatte Wallenstein aus der nördlichen Hälfte Deutschlands mehr als 60 Millionen Thaler als Kontributionen erpreßt; Gewalt erzeugt neue Gewalt; ein neuer Rechtsbruch mußte die vorhergehenden, ein neues Verbrechen an der Menschheit die vorangegangenen vergessen machen. So fühlte sich der kaiserliche Feldherr an der Spitze eines förmlichen Militärstaates im Staate, und während bei seiner Armee der Name des Kaisers kaum nennenswerth erschien, ward er von derselben vergöttert; denn die Beute machte ihn auf Anderer Kosten freigebig und wo er gab, gab er fürstlich, nie unter tausend Gulden. —

Mit großem Eifer hatten die Reichsfürsten, deren Stolz längst durch den Feldherrn verletzt war, wie auch die neidischen Hofschranzen sich angelegen sein lassen, den Kaiser auf die durch jenen drohende Gefahr aufmerksam zu machen; aber auch Wallenstein hatte bei Hofe einen sehr ergebenen Anhang, der denn doch die Oberhand behielt, und gerade der schlecht verhehlte Haß zwischen dem Kaiser und jenen Reichsfürsten, dessen Ursache der Feldherr eben war, sicherte diesem

und Ferdinand fühlte wohl, wie der Mann, dem er so viel schulde, ja der sein ganzes Verhältniß in Händen habe, nicht mit einer Kleinigkeit belohnt werden könne; gegen die Berechnung der Kriegskosten und Vorschüsse übergab er ihm als Pfand die mecklenburgischen Lande, jenen Länderdiebstahl an zwei Reichsfürsten, die gegen Gesetz und Recht mit Genehmigung des kaiserlichen Herrn als Flüchtlinge vor der brutalen Gewalt im Auslande ihr Dasein fristeten.

Als Herzog von Friedland nannte Wallenstein sich nun bald einen kaiserlichen Generalissimus zu Wasser und zu Lande, denn nachdem er Wismar erobert, sollten ihm die Hansestädte Schiffe stellen, damit er den König von Dänemark auf seinen Inseln bekriegen und besiegen könne zu Gunsten des Kaisers; er fürchtete wohlweislich, daß er eine solche Erwerbung nicht lange für sich behaupten können, und während Ferdinand im Stillen jauchzte, das ganze deutsche Land bald mit seinen eigenen Ländern umgeben zu haben, wiegten beide sich in den Träumen künftiger Größe, denn — — Wallenstein sah in den mecklenburgischen Ländern den Grundstein eines Besitzes, der ihn von der Abhängigkeit seines jetzigen Herrn freimachen werde.

Zur Ausführung dieses Planes war es aber vor allen Dingen nöthig, daß er den außerordentlich festen Seeplatz Stralsund inne hatte. Christian IV. schickte deshalb sogleich hinreichende Besatzung dahin, und diese Hansestadt, von der Landseite trefflich befestigt, hatte die See frei und offen, um sich jederzeit mit Lebensmitteln und allem Nöthigen hinreichend zu versorgen. Gustav Adolph von Schweden schenkte der Stadt Vorräthe an Pulver und Munition. Zwar schickte Sigismund, König von Polen, der in den Händen Ferdinands war, einige Kriegsschiffe vor die Stadt, die aber, ohne Etwas ausgerichtet zu haben, in den Grund gebohrt wurden. Die Stralsunder hatten indeß bei Wallensteins Annäherung ihre Vorstädte abgebrannt und jeden Angriff mit Tapferkeit zurückgeschlagen, aber der übermüthige Feldherr, den es schmerzte, daß die Elamente sich nicht vor seinem Eigenwillen beugten, rief trotzig: „und wenn die Stadt mit eisernen Ketten an den Himmel gebunden wäre, so soll sie herunter; die bösen Buben müssen gezüchtigt werden; ich hoffe die Canaille mit Gottes Hülfe zum Gehorsam zu bringen und das Kind im Mutterleibe soll nicht verschont bleiben.“ — Auf Grund dieser Drohung flüchteten die Stralsunder mit dreihundert

ihrer Weiber nach Schweden, die aber bei ihrer Rückkehr verunglückten und sämmtlich ertranken.

Indessen hatten aber die Kaiserlichen bei all' ihren Unternehmungen keinen Erfolg, und der Kaiser, um nur mit Ehren aus diesem Handel zu kommen, ergriff eilig die Gelegenheit, als die Stralsunder einige annehmbare Vorschläge machten, diese sogleich anzunehmen und seinem Feldherrn den Rückzug anzubefehlen. Wallenstein aber verachtete diesen Befehl, versuchte noch viele unnütze Stürme und sah sich endlich dennoch auch genöthigt, das Vorhaben aufzugeben. Das war für die bisher Siegreichen eine harte Demüthigung, daß eine einzige Stadt ihren zahlreichen Heeren einen so erfolgreichen Widerstand zu leisten vermochte und Wallenstein, dem für seinen Ruf bangte, sprach mit vieler Lebhaftigkeit von einem Türkenkriege. Er knüpfte daher als Herzog von Mecklenburg (als solcher war er nunmehr als bestimmt und erblich bestätigt) mit seinem nächsten Nachbar, dem dänischen König, da sich zu einem Seekrieg doch keine Mittel gewinnen ließen, ein Bündniß, das der Kaiser als Friedensschluß zu Lübeck am 6. Juni 1629 bestätigte und dem zufolge Christian alle seine Länder wieder zurück erhielt, dagegen aber sich fortan in die Sache

des Reichs nicht weiter mengen durfte, als es seine Reichsstandschaft von Holstein gestattete, noch sich der niedersächsischen Stifter je wieder bemächtigen durfte. Die Angelegenheiten des Pfalzgrafen Friedrich V., so wie die der mecklenburgischen Herzoge sollte für ihn gar nicht vorhanden sein; und Christian bestätigte einen solchen Vertrag, der ihm befahl, die mecklenburgischen früheren Bundesgenossen, die er selbst an sein Schicksal gekettet, aufzuopfern. Mit so wenig Ehre trat dieser König vom Schauplatze.

Das jetzt zu jedem Widerstande unfähige Reich, das durch Mannsfelds und des Braunschweigers Horden, durch Tilly's und Wallenstein's Räuberbanden ausgesogen und entsetzlich zugerichtet war, lag erschöpft und verblutend darnieder; Alles sehnte sich nach der Ruhe des Friedens wie nach einem Himmelreich, selbst der Kaiser, der mit Frankreich in Italien um die Mantuanische Erbfolge-Angelegenheit im Streite lag, sehnte sich darnach. Zum zweitenmale in diesem scheußlichen Kriege hatte Ferdinand II. die Entscheidung in Händen; es kam nur auf ihn an, all die tiefen und tödtlichen Wunden heilen zu machen, — aber der Pfaffenknecht hatte keinen Willen mehr, mit der schweren

Kette des Rosenkranzes waren seine Hände gebunden. —

Das fanatische Pfaffenthum hatte sich hinter den Kaiser gesteckt und forderte die „Wahrung der Kirche“, d. h. von allen protestantischen Ständen die Wiederherstellung aller geistlichen Güter und Stifter. Was kein Kaiser und keine Hierarchie jemals rechtmäßig verleihen konnte, Schenkungen, die der fromme Aberglauben der Stände einstmals der Geistlichkeit gemacht, die aber von der Reformation ihren nachmaligen Besitzern entzogen, weil sie gemißbraucht wurden, den protestantischen Ständen einen wesentlichen Theil ihres Besitzes, größtentheils von Papst (was übrigens gleichgültig ist) und Kaiser bestätigt, ausmachten, sollten jenem privilegirten Faullenzerthum wieder zurückgegeben und die Existenz jener Stände, theilweise wenigstens, in Frage gestellt werden. Daß darauf die Stände nicht eingehen konnten, vermochte auch der Dümmste vorauszusagen und Ferdinand, von dem habsüchtigen Mönchthum verblendet, schleuderte in fanatischem Uebermuthe aufs Neue die Brandfackel in das unsäglich gemarterte Deutschland! War er nicht mehr zurechnungsfähig? vielleicht war er es nie gewesen!! —

Die Gegenreformation hatte Max von Baiern vollendet und die Schulen den Jesuiten untergeordnet; auch die Kurwürde war ihm bereits erblich übertragen. Mit Beten, Fasten und Geißeln ging der neugebackene Kurfürst seinen pfälzischen Unterthanen voran; der vormalige geistliche Besitz ward der Hierarchie wieder zugesprochen. Seit 1626 hatte auch der Kaiser, wo er bis dahin gegen einzelne andersgläubige Stände noch Rücksichten zu nehmen sich genöthigt glaubte, die Vollendung der Bekehrungen durchzuführen versucht. Das Auswanderungsgesetz im Falle der Ungläubigkeit wurde so strenge gehandhabt, daß selbst der jesuitisch gesinnte Cardinal Clesel äußerte, anstatt so viele Seelen mit so vielem Geld zu verlieren, solle man lieber die Eltern ohne Unterricht lassen, so würden die Kinder schon von selber katholisch werden. Nach dem Frieden mit Dänemark, als der Kaiser sich nun auch von dieser Seite gesichert fühlte, wurden auch betreffende Maßregeln gegen das ganze Reich ergriffen; so klug war er indessen doch, alle diese Maßregeln nicht auf einmal auszuführen; hatte er gleich schon im März 1629 das verrufene und berüchtigte Restitutionsedikt, das den Krieg fast um 20 Jahre verlängerte, erlassen, — demzufolge

alle seit dem Passauer Vertrage 1552 eingezogenen Kirchengüter, Klöster und Stifter den Katholischen zurückgegeben werden sollten, auch das Bekehrungsrecht den Katholischen im weitesten Sinne bestätigt, den Protestanten aber abgesprochen, den Bekennern der Augsburger Konfession zwar Duldung zugesagt, alle übrigen Sekten, also auch die Reformirten, förmlich vogelfrei erklärt wurden, — so wagte er es dennoch nicht, schon augenblicklich die ganze Zahl der hierher gehörigen Stände gegen sich auf und in Verzweiflung zu bringen; einige Versuche sollten den Boden untersuchen, wie weit man vor der Hand gehen könne; und seine Erklärung: daß er kraft seines Amtes einzig und allein befähigt sei, den Religionsfrieden auszulegen, (er, der selbst nur zu sehr Parthei nahm, katholischer als der Papst!) sollte sein Verfahren rechtfertigen.

Die bloße Nachricht von dem Edikte war für die Protestanten ein Donnerschlag; nicht blos vor dem, was jetzt gefordert wurde, entsetzten sie sich, noch mehr vor dem, was nachfolgen werde; es war ihnen klar, daß der vollständige Ruin, die Ausrottung des Protestantismus Kaiserlicherseits beschlossen sei. — Mit Augsburg und einigen anderen Reichsstädten war der Anfang ge-

Die Gegenreformation hatte Max von Baiern vollendet und die Schulen den Jesuiten untergeordnet; auch die Kurwürde war ihm bereits erblich übertragen. Mit Beten, Fasten und Geißeln ging der neugebackene Kurfürst seinen pfälzischen Unterthanen voran; der vormalige geistliche Besitz ward der Hierarchie wieder zugesprochen. Seit 1626 hatte auch der Kaiser, wo er bis dahin gegen einzelne andersgläubige Stände noch Rücksichten zu nehmen sich genöthigt glaubte, die Vollendung der Bekehrungen durchzuführen versucht. Das Auswanderungsgesetz im Falle der Ungläubigkeit wurde so strenge gehandhabt, daß selbst der jesuitisch gesinnte Cardinal Clesel äußerte, anstatt so viele Seelen mit so vielem Geld zu verlieren, solle man lieber die Eltern ohne Unterricht lassen, so würden die Kinder schon von selber katholisch werden. Nach dem Frieden mit Dänemark, als der Kaiser sich nun auch von dieser Seite gesichert fühlte, wurden auch betreffende Maßregeln gegen das ganze Reich ergriffen; so klug war er indessen doch, alle diese Maßregeln nicht auf einmal auszuführen; hatte er gleich schon im März 1629 das verrufene und berüchtigte Restitutionsedikt, das den Krieg fast um 20 Jahre verlängerte, erlassen, — demzufolge

alle seit dem Passauer Vertrage 1552 eingezogenen Kirchengüter, Klöster und Stifter den Katholischen zurückgegeben werden sollten, auch das Bekehrungsrecht den Katholischen im weitesten Sinne bestätigt, den Protestanten aber abgesprochen, den Bekennern der Augsburger Konfession zwar Duldung zugesagt, alle übrigen Sekten, also auch die Reformirten, förmlich vogelfrei erklärt wurden, — so wagte er es dennoch nicht, schon augenblicklich die ganze Zahl der hierher gehörigen Stände gegen sich auf und in Verzweiflung zu bringen; einige Versuche sollten den Boden untersuchen, wie weit man vor der Hand gehen könne; und seine Erklärung: daß er kraft seines Amtes einzig und allein befähigt sei, den Religionsfrieden auszulegen, (er, der selbst nur zu sehr Parthei nahm, katholischer als der Papst!) sollte sein Verfahren rechtfertigen.

Die bloße Nachricht von dem Edikte war für die Protestanten ein Donnerschlag; nicht blos vor dem, was jetzt gefordert wurde, entsetzten sie sich, noch mehr vor dem, was nachfolgen werde; es war ihnen klar, daß der vollständige Ruin, die Ausrottung des Protestantismus Kaiserlicherseits beschlossen sei. — Mit Augsburg und einigen anderen Reichsstädten war der Anfang ge-

macht. Augsburg mußte unter die Hoheit seines Bischofes zurückkehren, sechs protestantische Kirchen wurden geschlossen; ähnlich ward mit andern Städten verfahren. Die zur Ausführung des gewaltsamen und unrechtmäßigen Verfahrens ausersehenen Kommissarien, die nöthigenfalls Militair requiriren durften, gingen ungestraft oft genug über ihre Funktionen hinaus, wodurch die ganze Handlungsweise nur noch wiederwärtiger wurde. Ein Glück war es, daß den Protestanten zur Ausführung des Gesetzes auf ihr dringendes Ansuchen noch ein Jahr Frist gegeben wurde, denn dies rettete sie. Ehe diese Frist verstrichen, war es einer anderen Macht vorbehalten, einen gewichtigen Einspruch zu thun und diese gesetzliche Ungesetzlichkeit zu beseitigen. Ferdinand aber sah mit Zuversicht der Erfüllung seines Erlasses entgegen. —

Allein ebenso sehnsüchtig sah er der Beseitigung der Liga entgegen; er hatte wohl gemerkt, daß durch die Ertheilung der erblichen Kurwürde weder Maximilian, noch durch die anderweitigen Entschädigungen die Glieder der Liga zufrieden gestellt seien; überdies hatte schon seit Wallensteins Erscheinen das gute Vernehmen zwischen Kaiser und Liga außerordentlich gelitten und

Maximilian, der bis dahin gewohnt war, über Kaiser und Reich förmlich zu herrschen, sah sich plötzlich entbehrlich gemacht und fühlte seinen Stolz, wie auch alle Fürsten mit ihm, durch die hochfahrende Geringschätzung des Herzogs von Friedland bitter gekränkt. Durch seine Rücksichtslosigkeit hatte Wallenstein alle Stände, gleichviel von welchem Bekenntniß, gegen sich aufgebracht und Ferdinand war nicht wenig überrascht, als er auf dem Regensburger Kurfürsten- und Reichstage 1630 sich plötzlich von allen Seiten mit Klagen und Bitten gegen die Gewaltthätigkeiten seines Feldherrn, und mit Recht, bestürmt sah. Alle diese Gräuel, die jetzt auf seine Rechnung geschrieben wurden, hatte er nicht befohlen, er hatte nur müßig zugesehen und kannte wohl manche nicht einmal; der Anschein seines Rechts und seiner Unschuld mußte daher gerettet werden, und willfährig dankte er von seinen im Felde stehenden Heeren 18,000 Mann Reiterei ab.

Allein diese Nachgiebigkeit stellte natürlich den Kurfürsten von Baiern nicht zufrieden, ermuthigte ihn vielmehr zu größeren Forderungen und unterstützt von dem ganzen Kurfürsten-Kollegium, wie auch von vielen Reichsfürsten und besonders von den Spaniern, wurde einstimmig

und nachdrucksvoll die Absetzung des Feldherrn gefordert. Dem Kaiser ward durch die Heftigkeit der Forderung, die Wichtigkeit seines Dieners erst recht klar, und Wallenstein, wohlbekannt mit den Intriguen, die gegen ihn gesponnen wurden, versäumte auch nicht, alle Beweggründe dem Kaiser aufzudecken, kam sogar selbst nach Regensburg, allein mit einem Pompe, der selbst den Kaiser in Schatten stellte und dem allgemeinen Hasse nur neue Nahrung gab.

Ferdinand war in einer schlimmen Lage, nur zuwohl fühlte er, was er dem Feldherrn verdanke; wie leicht möglich, das er unter die drückende Verbindlichkeit, von der ihn erst Wallenstein befreit, zurückzukehren genöthigt würde, wenn er den neidischen Fürsten einen Mann aufopferte, der ihm mehr werth war, als eine ganze Armee. Ferdinand mußte ein großes Zutrauen in die Zukunft setzen, daß er sich zu diesem schmerzlichen Opfer bequemte. Wer indessen aus dem Vorhergehenden Acht auf Ferdinands Charakter gehabt, wird sich leicht sagen können, daß seine Willfährigkeit weder eine uneigennützige Nachgiebigkeit, noch ein Opfer zum Wohl des aus unzähligen Wunden blutenden Reiches sei, wohinter sich wenigstens die mehr als zweideutigen Forde-

rungen der Fürsten versteckten; ein solches Opfer zu bringen, wäre Ferdinand geradezu unfähig gewesen, ausgenommen etwa nach seinen Ideen von Wohlfahrt, die leider nur zu verdreht waren und sich nicht mehr mit der ruhigen und vorurtheilsfreien Prüfung der Verhältnisse vertrugen. Er kannte seinen Preis recht wohl, den er zu zahlen hatte, aber — er kannte auch die Waare, die er dafür einhandelte; er wollte seinem Sohne die Nachfolge sichern und zur römischen Königswahl desselben war die Zustimmung der Kurfürsten doch gar nicht zu umgehen, Maximilians Beistand unentbehrlich.

Seltsamer Weise hatten sich auch gerade die politischen Beziehungen so labyrinthisch verwirrt, daß man umsonst nach einem Ausweg aus dieser Verwirrung suchte.

Mit Richelieus Regiment kam auch die staatsmännische Politik Heinrichs IV.: die Demüthigung der österreichischen Hoffahrt zu Gunsten Frankreichs wieder an die Tagesordnung. Daß Oesterreich an den nordischen Meeren festen Fuß fasse, konnte Frankreich ebenso wenig gleichgültig mit ansehen, als die scandinavischen Reiche. Der schwedische König war der rechte Mann, auf ihn setzte Richelieu seine Hoffnungen. Freilich konnte

er als Cardinal, gleichsam ein Kirchenfürst, nicht mit ihm vereinigt gegen den Katholizismus zu Felde ziehen; wir werden ihre Verbindung näher kennen lernen; genug: Gustav Adolph war plötzlich mit einer Armee in Stralsund gelandet. —

Gekränkt in seiner Ehrsucht und Eitelkeit durch Wallensteins und des Kaisers Benehmen, hatte Maximilian von Baiern mit dem berühmten französischen Staatsmann schon seit einigen Jahren engere Beziehungen angeknüpft und der kluge Cardinal fühlte nur zu wohl, wie brauchbar ihm der jetzige Kurfürst werden könne. — Dazu kam die Verwickelung in Oberitalien, in der Mantuanischen Erbfolgesache. Nach dem Tode des kinderlosen Herzogs Vinzenz II. von Mantua trat sofort sein nächster Landeserbe Karl, Herzog von Nevers, die Regierung an, ohne den Kaiser um die Belehnung des Herzogthums anzugehen; Kaiser und Papst hingegen, die den französischen Einfluß in Italien vermeiden wollten, hatten für die Regentschaft den gut österreichischen Herzog von Guastalla sich ausersehen und als Frankreich den Landesverwandten mit Kriegsmitteln unterstützte, sandte der Kaiser eins seiner siegreichen Heere aus Deutschland über die Alpen, die denn auch auf den gesegneten Fluren des Pothales gründliches

Zeugniß ablegten, was sie im Felde der Kriegskunst in Deutschland von Kaiser und Feldherren profitirt hatten. Weite Landschaften hallten in schrecklichem Echo von Fluch und Wehe wieder, über die gemietheten habsburgischen Barbaren, geführt von einem Gallas, Colalto und Georg von Lüneburg. Selbst im päpstlichen Cabinet, wo man die alte Herrschaft Habsburgs über ganz Italien wieder fürchtete, da der vorangehende Schrecken ihnen auch auf italischem Boden Siege bereitete, stiegen stille Wünsche für das Glück der protestantischen Waffen zum Himmel! — Endlich auf dem oben erwähnten Reichstage, wo Frankreichs Gesandten zu Gunsten des Herzogs von Nevers unterhandelten und die Kurfürsten ihr Gesuch dringend unterstützten, gab der Kaiser, um nur einen Schritt weiter zu kommen, diesem Herzog die Belehnung mit Mantua und zog seine Truppen zurück.

Vor allem war Frankreich aber auch ungemein viel an der Absetzung Wallensteins gelegen, nicht allein weil dieser die Stütze der österreichischen Uebermacht war (und dies war ja auch ganz besonders Maximilians Beweggrund), sondern auch um dem Schwedenkönig seinen Fortschritt in Deutschland wesentlich zu erleichtern.

Richelieu hatte sich deßhalb auch, um seine Zwecke zu erreichen, des verschmitzten Kapuziners, Pater Joseph, bedient, den er seiner Gesandtschaft als unverdächtigen Begleiter mitgab. Und der Cardinal konnte keinen besseren Unterhändler senden, er hätte denn selber gehen müssen.

Wir wissen, in wie hohem Ansehen beim Kaiser Alles stand, was Mönchskutten trug; bis dahin hatte er noch immer nach Ausflüchten gesucht, ohne jener mißlichen Forderung Genüge zu leisten, seine Zwecke zu erreichen und sein Widerstand war darum immer noch zähe, wo es sich um die Absetzung Wallensteins handelte; allein das Benehmen des Kurfürsten-Collegiums und der Liga überhaupt, aufgestachelt durch den französischen Kapuziner Joseph, war so zudringlich fordernd, Ferdinand so in die Enge getrieben, daß es der fremde Mönch mit Maximilians besonderem Einverständniß endlich über sich nahm, den Kaiser zu bearbeiten und ihm die letzten Bedenken abzuschwindeln. „Es würde gut gethan sein“, meinte er, „den Fürsten in diesem Stücke zu Gefallen zu leben, um desto eher zu der römischen Königswahl seines Sohnes ihre Stimme zu erhalten. Würde nur erst dieser Sturm vorüber sein, so fände alsdann Wallen-

stein sich schnell genug wieder, um seinen vorigen Platz wieder einzunehmen.“ —

Ferdinand willigte ein, um bald darauf zu erleben, wie derselbe Kapuziner mit sicherem Erfolg Alles aufbot, um seine Bemühungen für die römische Königswahl seines Sohnes gänzlich zu vereiteln. Erst als er die ganze Größe der Hinterlist durchschauen konnte, mit der man ihn vexirt, rief er beschämt und unmuthig aus: „ein schlechter Kapuziner hat mich durch seinen Rosenkranz entwaffnet und nicht weniger als sechs Kurhüte in seine enge Kapuze geschoben!“ —

Nur zu wohl wußte man, in wie hohem Ansehen Wallenstein bei seiner Armee, (immer noch an 100,000 Mann) stand, wie er von derselben vergöttert wurde; er hatte das Glück jedes Einzelnen seiner Kriegsleute in Händen; wie es ihm gefiel, konnte er den Ersten, den Besten aus seinem Nichts zu hohen Ehren hervorrufen; man fürchtete mit Recht den blinden Gehorsam seiner Kreaturen, die sicherlich ihm auch dann treu blieben, wenn er das Aeußerste und Rechtloseste gegen seinen Kaiser und Herrn auszuüben Willens wäre; man fühlte seine förmliche Allmacht. — Es ist wohl kein Zweifel, wie ähnliche Gedanken auf Augenblicke in der Seele des

Feldherrn aufblitzten; kein Sterblicher konnte des verschlossenen Mannes Gemüthsbewegung durchschauen, aber wie möglich, daß erst dieser Anlaß das Fundament zu seinen künftigen kühnen Entwürfen legte. Vorsichtig genug wählte man als Ueberbringer dieser mißlichen Botschaft zwei von Wallensteins vertrautesten Freunden, wenn man dieselben so nennen kann, die mit den schmeichelhaftesten Zusicherungen der fortdauernden kaiserlichen Gnade die bittere Pille verzuckern mußten. —

Der Herzog von Friedland wußte längst um Alles, was gegen ihn unternommen wurde; er hatte Zeit gehabt, sich auf die Botschaft vorzubereiten. Sein Astrolog Baptista Seni hatte es aus den Sternen herausgelesen, daß seine glänzende Laufbahn noch nicht beschlossen sei; und in der That auch ohne Sterndeuterei konnte Wallenstein sich's selber sagen, daß, einem Feinde wie Gustav Adolph gegenüber, den er recht wohl zu würdigen wußte, begegnete er ihm auch mit Geringschätzung, ein Feldherr wie er nicht lange unentbehrlich bleiben könne.

Die Ueberbringer der schlimmen Botschaft waren erstaunt, ihn bei ihrer Eröffnung so gefaßt, ja sogar heiter zu sehen, die Furien der

Wuth und Rachsucht aber, die in seiner Brust tobten, sahen sie nicht. Mit scheinbarem Gehorsam und bewundernswerther Selbstbeherrschung nahm er die Urkunde an, und bedauerte: „wie der Kaiser verrathen sei, wie der hochfahrende Sinn des Baiern ihn zu beherrschen trachte, er ihm aber vergebe; wie es ihm zwar wehe gethan, daß der Kaiser ihn mit so wenigem Widerstande aufgeopfert, er aber dennoch gehorchen werde!“ — Fürstlich beschenkt entließ er die Abgeordneten. —

Allgemein war das Murren in seiner Armee, dennoch gelang es der Forderung der Kurfürsten, dieselbe bis auf 40,000 Mann abzudanken, denn mit dieser Macht und der nicht viel schwächeren der Liga den Schwedenkönig zu vertreiben, schien ein Leichtes. Am kaiserlichen Hofe spottete man über den Schneekönig, wie man Gustav Adolph nannte; Ferdinand lachte sorglos: „da haben wir halter a Feindl mehr!“ Seine Schranzen schwanzwedelten: Wenn der Schneekönig nur erst der Sonne kaiserlicher Majestät näher käme, so würde er schon schmelzen, und Tilly wiederholte übermüthig den wallensteinschen Ausspruch, er wolle den Schweden mit Ruthen über das Meer zurückpeitschen! —

Wallenstein trat nun vorerst ab von dem Schauplatz der Oeffentlichkeit in die häusliche Stille des Privatlebens; der beste Theil seiner Offiziere trat aus den kaiserlichen Diensten; viele folgten ihm auf seine Güter, die Uebrigen fesselte er durch angemessene Pensionen, um sich ihrer bei Gelegenheit bedienen zu können, denn mit dem Feldherrn hatte er durchaus nicht seine hochfahrenden Pläne aufgegeben; vielmehr verfolgte er sie um so zuversichtlicher, als er sich jetzt von der lästigen Autorität des Kaisers frei wußte. Seine Einsamkeit war mit königlichem Pomp ausgestattet; sechs Thore führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte und 100 Häuser mußten niedergerissen werden, um dessen Hofraum zu vergrößern. Auf seinen Gütern ward für ähnliche Paläste gesorgt. Die vornehmsten Edelleute bemühten sich um die Ehre, ihn bedienen zu dürfen und kaiserliche Kammerherren gaben ihre goldenen Schlüssel zurück, um bei Wallenstein Dienste zu nehmen. Kein mächtiger Monarch jener Zeit machte größeren Aufwand, als er; 50 Trabanten bewachten sein Vorzimmer, seine Tafel war nie unter hundert Schüsseln besetzt und zwölf Barone und Ritter umgaben seine Person, um jeden seiner Winke zu erfüllen; zwölf Patrouillen machten

immerwährend Wunde um seinen Palast, jeden Lärmen zu verhüten, denn sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; nie sah man ihn lächeln, den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Blutes; thätig bis zum Uebermaß, besorgte er seinen über ganz Europa verbreiteten Briefwechsel selbst. Groß und hager, von gelblicher Gesichtsfarbe, röthlichem kurzem Haar und kleinen funkelnden Augen, hatte seine Gestalt eben nichts Einnehmendes an sich, dabei zurückschreckend finster, konnten nur die glänzenden Belohnungen die Schaar seiner Diener fesseln.

Vergebens versuchte Maximilian von Baiern, die erledigte Feldherrnstelle für sich zu gewinnen; es war ihm zu schmeichelhaft, den Kaiser wieder ganz in Händen zu haben; allein diese Gefahr fühlte Ferdinand ebensowohl, und auch er bewarb sich bei den Fürsten für seinen Sohn, den König von Ungarn, um dieselbe Stelle, bis man endlich übereinkam, beide Persönlichkeiten zu vermeiden und einen Dritten zu wählen. Es war Tilly, der aus bairischen Diensten in die des Reiches als Reichs-Feldherr trat. — — —

Weder die Bemühungen Oesterreichs, sich an den nordischen Meeren festzusetzen, noch der durch jene Macht beschlossene Untergang des Pro-

testantismus in Deutschland konnten dem Schwedenkönig gleichgültig sein. Der letztere Fall insbesondere mußte auf seinen eigenen Thron, der auf den Elementen der geläuterteren religiösen Ueberzeugung gebaut war, eine ungeheure Rückwirkung ausüben. Dies waren formelle Gründe, die Gustav Adolph zu einem Kriege veranlassen mußten und die er zu jener Zeit schon geltend machte, als König Christian ihm vorlaut den Weg vertrat. Seitdem waren aber auch persönliche dazugekommen; Wallenstein hatte keine Gelegenheit versäumt, den König zu verletzen und zu beleidigen; die schwedischen Gesandten wurden auf dem Congresse zu Lübeck in einer Weise behandelt, die einer Verletzung des Völkerrechts nur zu ähnlich sah, und der Kaiser, der Gustav Adolph nie als König von Schweden anerkennen wollte, zog jede Gelegenheit mit den Haaren herbei, um diesem seinen Haß, seine Verachtung fühlen zu lassen; schwedische Schiffe wurden insultirt, Briefe des Königs nach Siebenbürgen aufgefangen, Tausende von Hülfstruppen dem König Sigismund von Polen gegen Gustav gesendet, und gegen die geforderte Genugthuung wegen offener und versteckter Angriffe, nur mit neuen Beleidigungen geantwortet. Das vielfältig ge-

kränkte Ehrgefühl Gustav Adolph's, dem man das Recht auf sein Reich streitig zu machen suchte, konnte unmöglich diese aufstachelnden Mahnungen gleichmüthig hinnehmen; er war sich der reinsten Absichten bewußt und sein Selbstgefühl wurde nicht wenig gehoben durch den schmeichelhaften Beruf, der Schützer und Rächer der übermüthig bedrängten Protestanten zu werden. Großbritannien machte ihm glänzende Hoffnungen auf reiche Geldunterstützung; Frankreich hatte es geschickt und glücklich ausgeführt, zwischen Gustav und Sigismund, welchem über die hinterlistige Politik des Kaisers die Augen geöffnet wurden, einen Waffenstillstand von sechs Jahren zu vermitteln und ihm jetzt die Hände frei zu machen, außerdem wurden ebenfalls reiche Geldzahlungen versprochen, die er indeß vorerst ablehnte, um nicht in dem französischen Kabinet einen Hemmschuh für seine kriegerische Thätigkeit zu finden. Daß sein kriegerisches Erscheinen in Deutschland bei den Protestanten und deren Fürsten eine warme Sympathie finden werde, darauf konnte er mit Zuversicht rechnen; ob sie dagegen bei ihrer theilweisen Ohnmacht und Hülflosigkeit ihn thatkräftig unterstützen würden, war eine andere Frage, die die Zeit lösen mußte. Worauf

er sich aber zumeist stützen konnte, war einmal sein an Auskunftsmitteln unerschöpflicher Geist, dessen Besonnenheit schon keine leichtfertige oder unbedachte Unternehmung zuließ, dann sein unerschütterlicher Muth, dessen Selbstverläugnung oft sogar zu weit ging, und endlich die schwärmerische Liebe seines Volkes, die er im höchsten Grade besaß, und das für seinen fast vergötterten König gern das Letzte hingab, weil es wohl wußte: er könne gar nichts unternehmen, was nicht mit den Interessen des Staates und Volkes auf's Innigste verflochten sei.

Durch solche Beweggründe gestärkt, stand Gustav Adolphs Entschluß fest; wohl sprachen seine im Staatsdienste ergrauten Räthe manche Besorgniß aus und wiesen darauf hin, wie es wohl besser sein könnte, im eigenen Lande den Krieg zu erwarten; allein der tiefer blickende Held erwiederte mit Klugheit und Entschlossenheit: „Erwarten wir den Feind in Schweden, so ist Alles verloren, wenn eine Schlacht verloren ist; Alles aber gewonnen, wenn wir in Deutschland einen glücklichen Anfang machen. Das Meer ist groß, und wir haben in Schweden weitläufige Küsten zu bewachen; entwischte uns die feindliche Flotte, oder würde die unsrige geschla-

gen, so wäre es unmöglich, die feindliche Landung zu verhindern. An der Erhaltung Stralsunds muß uns Alles liegen; so lange dieser Hafen uns offen steht, werden wir unser Ansehen auf der Ostsee behaupten und einen freien Verkehr mit Deutschland unterhalten. Aber um Stralsund zu beschützen, dürfen wir uns nicht in Schweden verkriechen, sondern müssen mit einer Armee nach Pommern hinübergehen. Redet mir also nichts mehr von einem Vertheidigungskriege, durch den wir unsere herrlichsten Vortheile verscherzen; Schweden darf keine feindliche Fahne sehen; und werden wir wirklich in Deutschland besiegt, so ist dann immer noch Zeit, Euren Plan zu verfolgen."

Die in größter Eile und Sorgfalt betriebenen Rüstungen waren endlich beendigt, 30 Kriegsschiffe lagen fertig und 15,000 Mann standen bereit, um auf 200 Transportschiffen übergesetzt zu werden. Mit großer Umsicht waren alle Anordnungen getroffen, um Schweden gegen die etwaigen Angriffe bundesbrüchiger Nachbaren während der Abwesenheit des Königs zu sichern. Noch einmal erschien er zu Stockholm in der Reichsversammlung, seinen Ständen ein Lebewohl zu sagen; nahm seine vierjährige Tochter Christina,

die längst als seine Nachfolgerin erklärt war, auf den Arm und ließ ihr, für den Fall er nimmer wiederkehre, den Eid der Treue schwören, auch die Verordnung ablesen, wie es während ihrer Minderjährigkeit mit der Regentschaft gehalten werden sollte. In Thränen zerfloß die Versammlung und auch der erschütterte König rang nach Fassung zu seinem Abschiede:

„Nicht leichtsinniger Weise stürze ich mich und Euch in diesen neuen gefahrvollen Krieg. Mein Zeuge ist der allmächtige Gott, daß ich nicht aus Vergnügen fechte; der Kaiser hat mich in der Person meiner Gesandten auf's grausamste beleidigt, er hat meine Feinde unterstützt, er verfolgt meine Freunde und Brüder, tritt meine Religion in den Staub und streckt die Hand aus nach meiner Krone. Dringend flehen uns die unterdrückten Stände Deutschlands um Hülfe an, und wenn es Gott gefällt, so wollen wir sie ihnen geben!“

„Ich kenne die Gefahren, denen mein Leben ausgesetzt sein wird; nie habe ich sie gemieden und schwerlich werde ich ihnen ganz entgehen. Bis jetzt zwar hat mich die Allmacht wunderbar behütet; aber ich werde doch endlich sterben in der Vertheidigung meines Vaterlandes! Ich

übergebe Euch dem Schutze des Himmels; seid gerecht, seid gewissenhaft! Wandelt unsträflich, so werden wir uns in der Ewigkeit wieder begegnen!“

„An Euch, meine Reichsräthe, wende ich mich zuerst: Gott erleuchte Euch und erfülle Euch mit Weisheit, meinem Königreiche das Beste zu rathen. Euch, tapferer Adel, empfehle ich dem göttlichen Schutze; fahret fort, Euch als würdige Nachkommen jener heldenmüthigen Gothen zu erweisen, deren Tapferkeit das alte Rom in den Staub stürzte! — Euch Diener der Kirche ermahne ich zu Eintracht und Verträglichkeit! Seid selbst Muster der Tugenden, die Ihr prediget und mißbraucht nie Eure Herrschaft über die Herzen meines Volks. Euch Deputirten des Bürger- und Bauernstandes wünsche ich den Segen des Himmels; Eurem Fleiße eine erfreuende Erndte; Fülle Euren Scheuern; Ueberfluß an allen Gütern des Lebens. Für Euch Alle, Abwesende und Gegenwärtige, schicke ich aufrichtige Wünsche zum Himmel; ich sage Euch Allen mein herzlichstes Lebewohl, ich sage es vielleicht auf ewig!!“

Eine unzählbare Menschenmenge wohnte dem Akte der Einschiffung bei; auf allen Gesichtern

mafte sich eine gewisse Wehmuth, veranlaßt durch die Trennung, aber auch ein hoher Stolz auf das Vaterland und seinen König, die sichtlich berufen waren, Ehre und Ruhm zu erwerben, beides sowohl bei den Menschen, als Ehre vor Gott. Ein Beruf, so oft geboten, als die Welt lange steht und doch so selten erfüllt, wie lange auch die Geschichte die Jahre zählt! — Gustav Adolph war der erste, der auf der Insel Rügen (24. Juni 1630) an's Land stieg und mit frommer Inbrunst Gott dankte für das sichere Geleit; die Armee ward an den Inseln der Odermündung, Usedom und Wollin, ausgeschifft. —

Die geringe Zahl der schwedischen Armee gegen die augenblicklich wohl fünffache Ueberlegenheit der bis jetzt unbesiegt gebliebenen kaiserlichen und Reichsarmee konnte wohl manche Besorgniß kleinmüthiger Seelen rechtfertigen; aber auch die Schweden waren kriegsgeschult, abgehärtet und an alle Gefahren und Strapazen gewöhnt durch die jahrelangen Kriege mit Polen. Eine Armee, die Gustav Adolph's schöpferischer Geist selbst geschaffen und nach seinen Ansichten und Bedürfnissen ausgebildet hatte; gewöhnt an die strengste Disciplin und Mannszucht, dennoch voll rückhaltloser Ergebenheit gegen ihren König=

lichen Führer, der unstreitig der größte Mann und Feldherr seines Jahrhunderts, wohlvertraut mit den Kriegswissenschaften älterer und ältester Zeiten, der Schöpfer eines ganz neuen unübertroffenen Systems geworden war. Den eigentlichen Werth der Fußtruppen lernte man erst durch ihn kennen; die Unbehülflichkeit der schweren und zu großen Truppenkörper schaffte er ab und setzte kleinere bewegliche Kolonnen an deren Stelle, die in der Schlachtordnung, ganz gegen die damalige Sitte, anstatt in einer, in zwei Linien aufgestellt wurden, damit durch Nachrücken der zweiten die erste unterstützt werde, falls sie zum Weichen gebracht würde. Die Glieder wurden so gestellt, daß überall Raum für die Wirksamkeit der Reiterei vorhanden war. Der Mangel an Reiterei wurde oft dadurch verdeckt, daß Fußvolk dazwischen gestellt ward. Die strenge Mannszucht der Schweden zeichnete sich auch, unter Gustavs Führung, in ganz Deutschland aus und Freund und Feind konnte nicht umhin, dieselbe zu bewundern, aber auch alle Ausschweifungen wurden strenge geahndet, am strengsten Gotteslästerung, Raub, Spiel und Duelle. Mäßigkeit herrschte im ganzen Lager, selbst des Königs Zelt vermochte weder Gold noch Silber aufzuweisen. Jedes Regiment hielt mit

seinem Prediger regelmäßig Morgen- und Abendgottesdienst, und nicht nur — daß der König seinem eigenen Gesetze nachkam, er ging ihm als Muster voran; mit ungeheuchelter Frömmigkeit war er der Erste beim Beten.

Aber es war jene reine kindliche Frömmigkeit, die sich mit Würde bewußt ist, ein Kind des alliebenden Gottes zu sein; gleich frei, wie Schiller sagt, von dem rohen Unglauben, der den wilden Begierden des Barbaren ihren nothwendigen Zügel nimmt, und vor der kriechenden Andächtelei eines Ferdinand, der sich vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt und auf dem Nacken der Menschheit trotzig einherwandelt! Ueberall aber flößte das Erscheinen des Königs Achtung und Ehrfurcht ein; der milde Blick seines blauen Auges, seine im Scherz wie im Ernst übersprudelnde Rede und Ausdrucksweise zogen bei seiner Heldengröße unwiderstehlich an, während die finstere Verschlossenheit und der schreckliche Ernst auf dem bleichen Gesicht eines Wallenstein abstieß und zurückschreckte.

Hatte auch Gustav Adolphs Erscheinen in Deutschland viele Hoffnungen erregt, so war doch wenig unmittelbare Theilnahme für ihn rege. Vorerst hielten nur die Vertriebenen, Friedrich V.

von der Pfalz und die Herzöge von Schwerin und Güstrow, die beiden Mecklenburger, fest zu ihm; allein sie hatten auch nur zu gewinnen und nichts mehr zu verlieren; es war ihre letzte Hoffnung. Die anderen Fürsten, wenngleich sie auch die Ankunft des endlichen Erretters sehnlichst herbeigewünscht hatten, waren jetzt kleinmüthig und verzagt; es graute ihnen, sich für den Schweden zu bekennen, aus Furcht, die Rache des Kaisers gegen sich zu reizen; so sehr waren sie unterjocht von dem kaiserlichen Einschüchterungssystem. Es kostete manchen harten Kampf, sie von der Nothwendigkeit und Dem zu überzeugen, was zu ihrer eigenen Wohlfahrt unerläßlich sei.

Damit ihm nicht die Kaiserlichen zuvorkämen, eilte jetzt Gustav Adolph, sich des festen Platzes Stettin, der Hauptstadt des Herzogs Bogislaw von Pommern, zu versichern. Das Land hatte von dem Uebermuth und der Rohheit der Kaiserlichen unbeschreiblich gelitten, dennoch fürchtete der Herzog den Kaiser viel zu sehr, als daß er es gewagt hätte, mit den Schweden in Bündniß zu treten; er erschien sogar selbst in des Königs Lager, um sich die fremde Einquartirung zu verbitten; allein der König wies mit Ruhe darauf hin, wie er nicht gekommen sei, weder

mit Pommern, noch mit dem deutschen Reiche, sondern allein mit dessen Feinden Krieg zu führen; wie das Herzogthum in seinen Händen ebenso sicher sein solle, als in denen des Herzogs. „Sehen Sie an", so schloß der König, „die Fußtapfen der Kaiserlichen und die Spuren der Meinigen in Ihrem Lande, und wählen Sie! Hoffen Sie, der Kaiser werde mit Ihrer Hauptstadt gnädiger verfahren, als ich? oder wollen Sie meinen Siegen Grenzen setzen? Die Sache drängt, entschließen Sie sich, wenn Sie mich nicht nöthigen wollen, wirksamere Mittel zu ergreifen." — Nach schwerem inneren Kampfe öffnete der Herzog dem König die Thore und die Schweden zogen ein; zwar entschuldigte er sich beim Kaiser über den Drang der Nothwendigkeit, allein er kannte die Unversöhnlichkeit desselben viel zu gut, als daß er eine einzige Hoffnung hätte darauf bauen sollen; vielmehr schloß er mit dem König ein enges Schutz- und Trutzbündniß, das sich für beide Theile als gleich wichtig erwies.

In einem eigenen Manifeste, das er vorausschickte, rechtfertigte sich Gustav Adolph gegen die Fürsten über seine Unternehmung, und während er sich in Pommern immer weiter ausdehnte, strömten ihm von allen Seiten abgedankte Offi-

ziere und Gemeine der aufgelösten Armeen eines Mannsfeld, Christian von Braunschweig und Wallenstein zu, um sich unter seine Fahnen zu schaaren. Bald hatte er alle festen Plätze Pommerns, auch die am längsten von den Kaiserlichen vertheidigten Städte Greifswalde, Demmin und Kolberg, in seiner Gewalt und auch in Mecklenburg hinein war schon Bahn gebrochen; aber am Hofe zu Wien spottete man des nordischen Eindringlings, von dem absichtlich noch unlängst Wallenstein eine nur zu geringschätzige Meinung gemacht. Zwar begann Ferdinand selbst Unterhandlungen, allein es geschah nicht aus Friedensliebe oder um Zeit zu gewinnen gegen einen verachteten Gegner, dem man immer noch den Königstitel verweigerte, sondern um das Gehässige des ganzen Krieges den Augen der Oeffentlichkeit gegenüber von sich ab und auf die Schweden zu wälzen. Solchem höhnischen Treiben wandte der König auch bald den Rücken. —

Wohin auch Gustav Adolph seine Truppen führte, überall verließen die Kaiserlichen ihre Verschanzungen und selbst der General Torquato Conti, der sich zu Garz verschanzt hatte, um jenem den Besitz Stettins möglichst unnütz zu machen, und sogar einen fruchtlosen Versuch auf

Stettin unternahm, sah sich endlich genöthigt, sein Vorhaben aufzugeben. Wie hätten auch die Kaiserlichen in einem Lande sich behaupten können, wo sie in unbegreiflichem Leichtsinn ihre eigenen Existenzmittel verwüstet und durch ihre Barbarei die Verzweiflung des gemißhandelten Landmanns so weit getrieben hatten, daß ihre persönliche Sicherheit gefährdet war und viele der Peiniger unter den Mordmessern der Rachedürstenden verröchelten. Noch einmal versuchte der General, um Waffenstillstand zu unterhandeln, freilich nur die Hülfe erwarten zu können, die Tilly in Eilmärschen heranführte, und die Truppen in den Winterquartieren zu stärken; allein er erhielt zur Antwort: „Die Schweden sind Sommer und Winter Soldaten, und nicht geneigt, den armen Landmann noch mehr auszusaugen. Die Kaiserlichen mögen es mit sich halten, wie sie wollen, wir aber gedenken nicht müßig zu sein." Der General legte sein wenig Ehre verheißendes Commando nieder, die flüchtigen kaiserlichen Schaaren aber warfen sich in die Mark Brandenburg.

Sie befanden sich jetzt in Freundes Land, denn so konnten mit Recht die Kaiserlichen die Mark betrachten, deren Kurfürst bis dahin noch zu den Freunden Ferdinands gezählt wurde. Aber

wie hausten sie in Freundes Land! Nicht allein die willkürlichsten Schatzungen wurden gewaltsam eingetrieben und durch Einquartierung die Bürger bis aufs Blut gedrückt; auch durchwühlt wurde Alles, das Haus vom Dach bis in den Keller, aller Vorrath geraubt, zerschlagen und erbrochen Alles, was verschlossen; wer sich der Bestialität widersetzte, ward aufs Entsetzlichste gemißhandelt, das Frauenzimmer gewaltsam entehrt, auch an den Stufen des Altars! — Keine Vorstellung des Kurfürsten fruchtete; man muß es den kaiserlichen Generalen zur Ehre nachsagen, daß sie über das Gebahren der von ihnen befehligten Banditenbanden, die der Kaiser seine ruhmvolle Armee nannte, schamroth wurden und vergebens das Kommando niederzulegen drohten. Ihre Autorität galt nichts mehr und der Kaiser — schwieg großmüthig zu den Anklagen gegen seine Helden! —

In dieser äußersten Noth sah sich endlich der Kurfürst zu dem äußersten und allerdings unerhörten Auskunftsmittel getrieben, seinen Unterthanen die Selbstrache anzuempfehlen und sie in einem Edikte aufzufordern, jeden kaiserlichen Soldaten, der über der Plünderung ergriffen werde, zu ermorden! —

Den Kaiserlichen waren auch die Schweden endlich in die Mark gefolgt; bis vor Küstrin waren diese gedrungen, zur Belagerung von Frankfurt a. O. aber war es nöthig, daß dem König das feste Küstrin erst mußte geöffnet werden, wozu der Kurfürst, aus Rücksicht auf den Kaiser, sich nicht entschließen mochte, da eben Tilly mit seinen Streitkräften seine Grenzen überschritten hatte. Langes Unterhandeln konnte für den König jetzt nur die Gefahr vergrößern und Gustav Adolph zog sich in sein festes Lager nach Schwedt zurück.

Tilly, der mit Plänen des Angriffs gekommen, hatte sich kaum von der Unangreifbarkeit des königlichen Lagers überzeugt, als er seine Pläne aufgab, sich begnügte, eine verspätete Besatzung der Schweden von 2000 Mann zu Neubrandenburg aufzuheben und, durch ihren lebhaften Widerstand gereizt, sie bis auf den letzten Mann niederhauen zu lassen; dann sich wieder nach der Elbe zurückzog und Magdeburg, das sich für Schweden erklärt und einen schwedischen Kommandanten, Oberst Falkenberg, angenommen hatte, zu belagern.

Unverzüglich rückte jetzt Gustav Adolph gegen Frankfurt an der Oder, wo eine kaiserliche

Besatzung von mehr als 8000 Mann lag, größtentheils dieselben Kreaturen, die Pommern und die Mark so ausschweifend gemißhandelt hatten. Die Stadt war nicht sehr fest, aber gut vertheidigt, dennoch ward sie am dritten Tage der Belagerung erstürmt, und die erbitterten Schweden, die das Schicksal ihrer unglücklichen Brüder zu Neubrandenburg nicht vergessen hatten, übten hier ein schreckliches Rächeramt: keiner der Kaiserlichen sollte entkommen, wer um Gnade flehte, ward niedergestoßen, unter dem Racheruf: „Neubrandenburgisch Quartier!“ Einige Tausende wurden so niedergemacht; kaum 800 Gefangenen vermochte der König das Leben zu retten; weit über tausend fanden den Tod in den Fluthen der Oder, und nur ein kleiner Rest vermochte in der Verwirrung nach Schlesien zu entkommen; dem Ungestüm seiner Truppen nachzugeben, mußte der König eine dreistündige Plünderung erlauben, dem [illegible]erbies die ganze Artillerie in die Hände fiel.

Und während Gustav Adolph von Sieg zu [illegible]eg eilte, überschritt die kaiserliche Verhöhnung [illegible]en Recht und Gesetz jede noch mögliche [illegible]ranke; die deutsche Verfassung war völlig [illegible]gelöst, das Reich in den Händen eines ebenso [illegible]süchtigen wie fanatischen Despoten. Die

Fürsten sahen sich plötzlich weit über die Grenzen einer nur einigermaßen erträglichen Gerechtsame hinausgestoßen und der maßlosen Willkür eines Einzelnen preisgegeben. Selbst dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, der bis dahin „treu an seinem Kaiser gehalten“, fiel jetzt endlich die Binde von den Augen, als der Kaiser seinem Hause die Nachfolge im Stift Magdeburg entschieden entriß; und wo sein Haß noch wie ein Funken unter der Asche träge fortschlief, ward er durch seinen Günstling und Minister von Arnheim (ein ergebener Freund Wallensteins, der diesen an dem Kaiser rächen wollte) aufgestachelt und zur lichten Flamme angeblasen.

Freilich war der Kurfürst noch sehr weit entfernt, zu dem von ihm immer noch mit sehr großer Eifersucht betrachteten Schweden zu halten, obschon ihn seine Fähigkeiten zu dieser Leidenschaft ganz und gar nicht berechtigten; dennoch mußte dieser Abfall als ein Verlust für den Kaiser angesehen werden und Johann Georgs Einbildungskraft wurde nicht wenig von seiner künftigen Autorität geschmeichelt, als jener Günstling in ihm die Idee entzündete, eine neue Partei, die der sogenannten bewaffneten Neutralität mit den unzufriedenen Fürsten zu schaffen, die dann

gleichsam eine Mittelsperson zwischen Kaiserlichen und Schweden abgeben sollte und deren leitende Gewalt nothwendig in seinen Händen ruhen müsse. Er zögerte auch keinen Augenblick, die Sache ins Leben zu rufen, und zum nothwendigen Einvernehmen wurden die Betheiligten zu einem Convente nach Leipzig eingeladen.

Seine Protestanten aber, die in jeder Nachricht von einem neuen Vortheile Gustav Adolphs den Glockenschlag der näher rückenden Stunde der Befreiung hörten, waren von dieser ebenso unhaltbaren, wie überflüssigen Unternehmung ihres Herrn wenig erbaut: für den Scherz zuviel, für den Ernst zu wenig, spotteten die Ruhigsten; von den heißblütigeren aber mußte der Vertreter des deutschen Protestantismus sich nachreden lassen: „Dem Bierkönig seien seine Merseburger Fässer lieber, als Nutz und Frommen seiner Religion.“

Am 16. Februar 1631 trat denn auch dieser Convent zusammen und der zwar von Oesterreich erkaufte, jetzt aber wenigstens sehr eifrige Protestant Hoë von Hoenegg eröffnete denselben mit einer wahrhaft wüthenden Kanzelrede. Aber wie viele sich auch daran betheiligten, der feurige Herzog Bernhard von Weimar verließ voll bittern Unmuths zeitig die Versammlung wieder;

seinem durchdringenden Geiste, seinem regen Religionseifer und seinem Thatendrang entsprachen diese zwitterhaften Halbheiten nicht; und Viele gingen mit ihm. Auf die Fortschritte Gustav Adolphs gestützt, blieb jedoch der Rest zusammen und kümmerte sich wenig um die Drohungen und Einsprüche des Kaisers, der recht wohl merkte, wie dies Bündniß nur auf Selbsthülfe abziele; ja man wurde sogar kühn, als es bekannter ward, wie Gustav schon im Januar zu Bärwalde in der Neumark mit Frankreich ein offenbares Bündniß abgeschlossen, nach welchem er 400,000 Francs jährliche Unterstützung beziehen, dagegen aber 30,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferde halten solle.

Nach zwei Monate langen Berathungen ging denn auch endlich die Versammlung auseinander, mit Beschlüssen, die allerdings den Kaiser in nicht geringe Verlegenheit setzten. In einem gemeinschaftlichen Schreiben wurde um Aufhebung des Restitutionsediktes, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Exekutionen und Abstellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich ersucht, widrigenfalls aber, — und dies hatte die Nachricht von Bärwalde bewirkt, — man einstweilen

eine Armee von 40,000 Mann aufbringen wolle, um sich selbst Recht zu schaffen, wenn der Kaiser es verweigere.

Gustav Adolph aber, dem es zwar schwer ankam, von Frankreich Sold anzunehmen, hatte durch diesen Vertrag, wie er hoffte, einen sehr wichtigen Fortschritt gemacht; die protestantischen Reichsfürsten, die trotz seiner bisherigen Fortschritte immer noch kein rechtes Zutrauen zu seiner fast abenteuerlich erscheinenden Unternehmung gewinnen konnten, fühlten sich über den Ausgang der Sache nicht wenig beunruhigt, wenn eine so bedeutende Macht wie Frankreich sich zu Schutz und Beistand für sie verpflichtete; selbst die Katholischen, die eine Demüthigung Oesterreichs wünschten, betrachteten den Schwedenkönig mit weit weniger Argwohn, da der Beistand jenes Staates, eben weil er katholisch war, ihm Schonung gegen ihre Religion dringend anempfehlen müsse, und in der That war auch dies ein wesentlicher Artikel des Bärwalder Vertrags.

Dem Kaiser ward unheimlich zu Muthe, denn die Botschaft dieses Vertrages und der Beschluß des Leipziger Convents waren beides sehr besorgliche Nachrichten; indessen noch setzte er seine ganze Hoffnung auf Tilly, dessen kriege-

seinem durchdringenden Geiste, seinem regen Religionseifer und seinem Thatendrang entsprachen diese zwitterhaften Halbheiten nicht; und Viele gingen mit ihm. Auf die Fortschritte Gustav Adolphs gestützt, blieb jedoch der Rest zusammen und kümmerte sich wenig um die Drohungen und Einsprüche des Kaisers, der recht wohl merkte, wie dies Bündniß nur auf Selbsthülfe abziele; ja man wurde sogar kühn, als es bekannter ward, wie Gustav schon im Januar zu Bärwalde in der Neumark mit Frankreich ein offenbares Bündniß abgeschlossen, nach welchem er 400,000 Francs jährliche Unterstützung beziehen, dagegen aber 30,000 Mann zu Fuß und 6000 zu Pferde halten solle.

Nach zwei Monate langen Berathungen ging denn auch endlich die Versammlung auseinander, mit Beschlüssen, die allerdings den Kaiser in nicht geringe Verlegenheit setzten. In einem gemeinschaftlichen Schreiben wurde um Aufhebung des Restitutionsediktes, Zurückziehung seiner Truppen aus ihren Residenzen und Festungen, Einstellung der Exekutionen und Abstellung aller bisherigen Mißbräuche nachdrücklich ersucht, widrigenfalls aber, — und dies hatte die Nachricht von Bärwalde bewirkt, — man einstweilen

eine Armee von 40,000 Mann aufbringen wolle, um sich selbst Recht zu schaffen, wenn der Kaiser es verweigere.

Gustav Adolph aber, dem es zwar schwer ankam, von Frankreich Sold anzunehmen, hatte durch diesen Vertrag, wie er hoffte, einen sehr wichtigen Fortschritt gemacht; die protestantischen Reichsfürsten, die trotz seiner bisherigen Fortschritte immer noch kein rechtes Zutrauen zu seiner fast abenteuerlich erscheinenden Unternehmung gewinnen konnten, fühlten sich über den Ausgang der Sache nicht wenig beunruhigt, wenn eine so bedeutende Macht wie Frankreich sich zu Schutz und Beistand für sie verpflichtete; selbst die Katholischen, die eine Demüthigung Oesterreichs wünschten, betrachteten den Schwedenkönig mit weit weniger Argwohn, da der Beistand jenes Staates, eben weil er katholisch war, ihm Schonung gegen ihre Religion dringend anempfehlen müsse, und in der That war auch dies ein wesentlicher Artikel des Bärwalder Vertrags.

Dem Kaiser ward unheimlich zu Muthe, denn die Botschaft dieses Vertrages und der Beschluß des Leipziger Convents waren beides sehr besorgliche Nachrichten; indessen noch setzte er seine ganze Hoffnung auf Tilly, dessen kriege-

Stande, die weitläufige und unregelmäßige Festung gehörig zu vertheidigen, viel weniger die Vorstädte zu schützen. Man griff zu dem gefährlichen Mittel, die Bürger zu bewaffnen, die indessen trotz ihrer Dienstunkenntniß und Uneinigkeit (da die Vornehmeren die beschwerlichen und gefahrvollen Dienstleistungen auf die Geringeren und Aermeren abzuwälzen suchten) ihre Freiheit doch höher schätzten, als die Zänkerei um jenen Gegenstand und die Aufforderung an den Administrator um Befolgung des Restitutions-Edikts sowohl, als auch die an den Magistrat zur Uebergabe der Stadt, wurden einfach abgewiesen; eine Zeitlang hoffte man sich noch halten zu können, endlich mußte die versprochene schwedische Hülfe eintreffen und sie entsetzen. Man war entschlossen, sich bis aufs Aeußerste zu vertheidigen, und ein heftiger Ausfall zeigte den Belagerern, daß der Muth der Bürger noch keineswegs erschlafft sei; auch beunruhigten Tilly schon schwedische Streiftruppen, die sich bis Zerbst vorwagten. Die Belagerung wurde mit der größten Hast betrieben ja die Kaiserlichen waren schon bis an den Stadtgraben vorgedrungen, allein Tilly verzweifelte jetzt selbst an der Eroberung noch vor Ankunft der Schweden.

Aber auch bei den Belagerten war guter Rath theuer; die Vertheidiger waren aufs Höchste erschöpft von den ungeheuren Anstrengungen des Widerstandes; ihr Pulver ging auf die Neige, einzelne Geschütze mußten schon aufhören, der feindlichen Kanonade zu antworten; man mußte neues fertigen, aber während deß mußten sie den Siegern in die Hände fallen, deren Unmenschlichkeit nur zu bekannt war, wenn sie nicht entsetzt wurden; denn auch die Lebensmittel waren seit einigen Tagen aufgezehrt, und mit heißer Sehnsucht schauten alle Augen nach der Himmelsgegend, von wo die schwedische Hülfe kommen sollte.

Tilly wollte noch einen Generalsturm wagen und dann abziehen, sobald sich auch dieser vergebens auswies. Die Kanonade hört auf, von mehreren Batterien werden die Geschütze abgeführt, Todtenstille herrscht im Lager und die einzige Bewegung deutet nur auf den Abzug des Feindes. Die bis zum Tode erschöpften Bürger sammt der Besatzung verlassen größtentheils ihre Posten auf dem Walle, um endlich einmal nach langen Mühseligkeiten sich in den Armen eines süßen Schlafes zu erquicken; selbst die wenigen auf dem Posten zurückbleibenden Wachen lassen widerstandslos die Natur ihr Anrecht geltend machen und träumen

in sorglosem Schlummer von den wunderlieblichen Glockenklängen der nahen Freiheitsstunde. — Es war ein entsetzliches Erwachen! —

Tilly hatte in der Nacht vom 19. zum 20. Mai seinen Kriegsrath versammelt und es war beschlossen worden, den Sturm von vier Seiten auf einmal zu wagen. Am Morgen des 20. um 7 Uhr geben einige Kanonenschläge das Zeichen zum Angriff, der augenblicklich erfolgte und Pappenheim war beim Neustädter Thor der erste auf dem Walle. Leicht ward es den Seinigen ihm zu folgen, die Posten waren verlassen und die wenigen schlafenden Wachen konnten ohne Mühe erwürgt werden.

Der tapfere Kommandant Falkenberg, der eben auf dem Rathhause beschäftigt ist, einen Trompeter Tillys mit Unterhandlungen abzufertigen, wird aufgeschreckt durch das heftige, sich eben entwickelnde Musketenfeuer, rafft schnell einige Mannschaft zusammen und eilt dem Schalle entgegen; allein schon hat der Feind das Thor in Besitz und trotz dem hartnäckigsten Widerstande wird der Kommandant zurückgeschlagen; er wirft sich nach einer andern Seite, wo der Feind eben die Werke ersteigt, aber auch hier ist sein Wider-

stand fruchtlos und schon zu Anfang strecken die feindlichen Kugeln den Helden nieder. Das heftige Schießen und Heulen der Sturmglocken schreckt endlich auch die Schläfer aus ihrer Ruhe und zeigt die furchtbare Gefahr; Jeder greift zu den Waffen und stürzt sich in blinder Betäubung dem Feinde entgegen. Noch wäre es möglich gewesen, den allerdings noch schwachen und durch heftigen Widerstand verwirrten Feind zurückzutreiben und den Ueberfall abzuschlagen; allein der Kommandant todt, keine geordnete Anführung da, und die letzte Stütze der Magdeburger, der Hauptmann Schmidt, dem es eben noch gelungen, den Feind bis ans Thor zurück zu treiben, sinkt von feindlichen Geschossen durchbohrt zusammen; endlich wird auch die Mannschaft der noch vertheidigten Außenplätze in die Stadt gezogen, der größeren Gefahr zu Hülfe zu kommen, aber vergebens ist die Arbeit der verzweifelten Tapferkeit, für jeden gefallenen Feind erstehen zehn neue und schon öffnen sich die Thore, die Ströme Tilly'scher Schaaren hereinzulassen, schnell sind Plätze und Hauptstraßen besetzt und einige Kanonensalven genügen, die Bürger in ihre Häuser zurückzuschrecken um in qualvoller Angst ihr Schicksal zu erwarten.

Mit unverhehlter Mordsucht schauen, gleich dürstenden Tigern, die kaiserlichen Horden zu dem furchtbar schweigenden Feldherrn empor, sein ausgestreckter Kommandostab und die zwei Silben von seinen Lippen gedonnert: „plündert!“, lassen alle Furien des Entsetzens die unglückliche Stadt überfluthen; jeder gemeine Kriegsknecht ist Herr über Leben und Tod der Einwohner; ihre Habe ist sein, das geheimste Versteck ihm offen, Mann, Weib und Kind in seiner Gewalt, an denen er rechenschaftslos alle schmutzigen und teuflischen Begierden seiner viehischen Seele befriedigen darf. Weder Alter noch Jugend, weder Stand noch Geschlecht oder Schönheit, nicht die rührendste Bitte der Unschuld findet Barmherzigkeit oder Schonung vor Gewaltthat, Schmach und Schande; Frauen werden in den Armen ihrer Männer, Töchter zu den Füßen ihrer Väter gemißhandelt; die Todten in den Särgen- und Gewölben werden geplündert und verstümmelt, nicht die geheiligte Stätte des Altars schützt vor Raub, Mord und Nothzucht und selbst die Leichen der Weiber müssen noch dazu dienen, die Begier satanischer Wollust der aller Menschlichkeit baar gewordenen Horden zu befriedigen. Wohl gab es noch einzelne Deutsche, die sich nicht

jeder menschlichen Eigenschaft entäußert hatten, vor deren Augen das angstvolle Winseln noch Erbarmen fand; aber diese Gemüthsregung kannten Pappenheims Wallonen nicht einmal dem Namen nach, die sich das Vergnügen machten, Säuglinge an den Brüsten der Mütter zu spießen; viel weniger die Kroaten, jener Abschaum und Auswurf aller Kriegsheere aller Zeiten, die auf Leichenhügeln zechend in die angezündeten Feuer kleine Kinder warfen und sich an dem Zappeln der unglücklichen kleinen Wesen ergötzten! —

Keine Phantasie kann es malen, keine Feder beschreiben, was das Auge Gräßliches schauen mußte! Und wie die Knechte, so war der Herr, der durch die Straßen ritt und mit seinem kalten Kieselherzen sich an dem Entsetzen weidete, um sich dann ins Lager zurück zu begeben. Einige ligistische Offiziere, empört von den Gräuelthaten, die sie nicht hindern konnten, wagten es, dem Feldherrn Vorstellungen zu machen, daß er dem Blutbade Einhalt thun möchte: kalt gab er zur Antwort: „fragt in einer Stunde nach, wollen dann sehen; was ich thun werde; der Soldat muß für seine Gefahr und Arbeit Etwas haben!“

Schon beim Beginn der Plünderung war an einigen Stellen Feuer angelegt worden, das von

einem scharfen Winde angefacht, mit reißender Gier um sich fraß; die furchtbare Verwirrung wurde dadurch noch vergrößert und die auf Böden und unter Gebälk Versteckten, die Rettung vor den Flammen suchten, gaben der Mordgier neue Nahrung; bald stand die ganze Stadt in Flammen, furchtbar war das Gedränge der Hülfe- und Weherufenden durch Qualm und Leichenhaufen, durch mordende Schwerter und stürzende Trümmer; aber die Glut wurde endlich so unerträglich, daß die Mordbrenner selber die Stadt verlassen und ins Lager sich zurückziehen mußten. In kaum zwölf Stunden lag eine der schönsten, größten und volkreichsten festen Städte Deutschlands in Asche, nur der Dom und einige kleine Häuser standen noch unversehrt unter den Trümmern.

Der Administrator Christian Wilhelm und noch drei Bürgermeister hatten das Loos, mit vielen Wunden bedeckt in die Gefangenschaft der Sieger zu gerathen, — ein wenig beneidenswerthes Schicksal; vielen Offizieren und Rathsherren war ein besserer Theil zugefallen, im ehrenvollen Kampf für den eigenen Heerd waren sie mit dem Schwert in der Hand gefallen. Vierhundert der vornehmsten Bürger waren durch die Offiziere der Liga dem Würgen entrissen, um ein hohes Löse-

geld von ihnen zu erpressen; ihre Gefangenschaft war himmlische Milde gegen das Schicksal der Uebrigen.

Kaum hatte die Glut des Feuers nachgelassen, als auch die beutehungrigen Schwärme wieder zurückkehrten; Raub und Beute wurden zusammengeschleppt und die Straßen wegsam gemacht, damit der blutige Sieger seinen feierlichen triumphirenden Einzug halten konnte, um nun über die himmelanschreiende Schandthat dem kaiserlichen Herrn berichten zu können, daß seit der Zerstörung Jerusalems, ja seit Troja's Fall kein solcher Sieg gesehen worden sei!

Und er hatte recht, einen gräßlicheren, empörenderen Anblick hatte die Welt kaum gesehen; den in seiner ganzen Großartigkeit der Mit- und Nachwelt zu zeigen, war dem Grafen Tilly, dem kaiserlichen Feldherrn, vorbehalten. Einzelne Lebende wanden sich hie und da aus den Bergen von Leichen hervor, die sich entweder dort versteckt hatten oder — ohnmächtig — für todt gehalten wurden, die halbversengten Cadaver waren während der ungeheuren Glut ihre schützende Decke gewesen. Halbverschmachtete Kinder irrten mit herzzerschneidendem Jammer umher und suchten ihre Eltern; hungrige Säuglinge nagten wimmernd an den

Brüsten ihrer mütterlichen Leichen und noch man-
cher in tagelanger Qual Dahinsterbende verröchelte
erst jetzt seine letzten Seufzer. Gegen 1000 Men-
schen wurden aus der Domkirche gezogen, wo sie
drei Tage und zwei Nächte ohne Nahrung alle
Martern der Todesfurcht ausgestanden hatten.

Es wurde Brod unter die Unglücklichen ver-
theilt; denn was jetzt noch lebte, durfte leben
bleiben, doch hatte schon die Furie dafür gesorgt,
daß nicht allzuviele waren, die dieser Gnade theil-
haftig wurden! Um nur die Gassen leer zu ma-
chen, wurden mehr als 6000 Leichen in die Elbe
geworfen; eine ungleich größere Menge, und unter
ihnen viele Lebende, hatte das Feuer verzehrt; die
ganze Zahl der Getödteten mochte sich auf etwa
30,000 belaufen. Nachdem der Dom katholisch
geweiht worden, ließ Tilly unter Kanonendonner
ein feierliches „Herr Gott Dich loben wir" an-
stimmen! Aber nimmer noch hat Gott das Kains-
opfer gnädig angesehen, denn aus Magdeburgs
Asche erhob sich die deutsche Freiheit. —

Durch ganz Deutschland verbreitete sich bei
den Katholischen Jubel und Frohlocken, bei den
Protestanten Entsetzen, Furcht und Wuth über den
Fall Magdeburgs und offen wurde von den Be-
theiligten Gustav Adolph angeklagt, durch seine

Saumseligkeit den schrecklichen Fall der glaubens- und bundesverwandten Stadt zu verschulden; und der König sah sich endlich genöthigt, wollte er nicht alle Sympathie verlieren, in einer eigenen Vertheidigungsschrift seine Unschuld zu beweisen.

Denn die Sache verhielt sich doch ganz anders, als es der bloße Schein bezeugt; zu Landsberg an der Warthe erhielt der König kaum Nachricht von der Belagerung Magdeburgs als er sich auch sofort mit seiner ganzen Reiterei und zehn Regimentern Fußvolk in Bewegung setzte, der bundestreuen Stadt zu Hülfe zu kommen. Allein seine Stellung auf deutschem Boden war eine sehr ernste, die jede nur mögliche Vorsicht erforderte. So viel Sympathien sich auch im Volke für ihn regten, so wenig offene Freundschaft und Theilnahme fand er an den Höfen der Fürsten; mit förmlicher Gewalt mußte er sie über ihr eigenes Wohl aufklären, so groß waren Furcht und Rücksichten gegen die niedrige Rache des Kaisers. Selbstsucht, Neid und Eifersucht nöthigten den meisten ein mehr als zweideutiges Betragen auf, in das der Kluge Mißtrauen setzen mußte, zweifelhaft ob Freund oder Feind.

Sein Schwager, der Kurfürst von Brandenburg, dem er erst kürzlich weite Landstriche von

der Brutalität der Kaiserlichen gesäubert, hatte ihm die Aufnahme in seiner Festung Küstrin verweigert, — jenen aber willig die Thore derselben geöffnet; Gustav forderte die Einräumung Küstrins und Spandaus, um in diesen Festungen Rückhalt zu haben, wenn er gegen Tilly Unglück haben sollte. Die Kleinherzigkeit seines Schwagers, der überdies unter dem Einflusse seines niedrig gesinnten und von Oesterreich erkauften Ministers Schwarzenberg stand, konnte den Feinden auch dann jene Plätze wieder öffnen und Gustav war rettungslos verloren, weil ihm der Rückzug verlegt war. Der König stand vor Berlin mit seinen Truppen, und nur die Drohung, — daß er wohl mit dem Kaiser Frieden machen und ihn sowohl, wie die Sache des Protestantismus, der Rache des Kaisers preisgeben könne, die sie im Uebermaß fühlen würden, wenn Magdeburg erst verloren sei, — ja, daß er, der König, sich genöthigt sehe, ihn als Feind zu behandeln, — vermochten den Kurfürsten, Spandau zu öffnen.

Erfreut über die Nachgiebigkeit, wandte sich Gustav nun gen Wittenberg, da der grade Weg ihm verlegt und der Uebergang über die Elbe streitig war; bei Wittenberg fand er Brücken und Sachsen konnte ihm Lebensmittel liefern.

Allein seine Anfrage um freien Durchzug und Ueberlassung von Lebensmitteln gegen baare Zahlung wurde vom Kurfürsten von Sachsen ihm verweigert, der seinem sogenannten Neutralitäts-Systeme nicht entsagen wollte; keine Vorstellung half, und noch während des langwierigen Streites verstrich die kostbare Zeit, die der unglücklichen Stadt Magdeburg Hülfe bringen konnte; die traurige Botschaft von ihrem Fall bezeugte zugleich ihr entsetzliches Schicksal. —

In trunkenem Uebermuthe forderte jetzt der Kaiser von den protestantischen Fürsten und Städten ungeheure Summen und begleitete seine Forderung mit der Drohung von Magdeburgs Schicksal. Allein der Bogen des kaiserlichen Wahnsinns sollte zu straff gespannt werden, um mit einem einzigen Schusse jeden Widerstand zu vernichten; er brach, Furcht und Schrecken der Fürsten aufs Aeußerste gebracht, verwandelte sich in verzweiflungsvolle Wuth; war ihr Untergang beschlossen, so wollten sie wenigstens nicht mit Schimpf und Schande fallen. —

Vor allen Dingen fand es der Kaiser für nöthig, die beiden gefährlichsten Genossen des Leipziger Conventes, den Kurfürsten von Sachsen und den offenbar schwedischgesinnten Landgrafen

von Hessen=Kassel unschädlich zu machen. Die gemessensten Instruktionen gingen Tilly zu, der auch nicht säumte, in den wegwerfendsten Ausdrücken (als kaiserlicher Diener gegen freie Fürsten), die Unterwerfung des Landgrafen, sein ganzes Land, sammt Festungen, bedeutende Geldsummen und Entlassung alles Kriegsvolkes zu fordern. Der Landgraf indessen gab zur Antwort: Land, Festung und Truppen brauche er selber, gebrauche Tilly Geld und Uebriges, so möge er nur nach München gehen; wo Vorrath sei. Auch wußte er einigen von Tilly ihm entgegen geschickten Regimentern sehr gut zu begegnen.

Tilly, der sich ein Vergnügen daraus machte, die Schwarzburgisch und Ernestinischen Lande zu verheeren, sah sich genöthigt, nach der Elbe zurückzukehren, da Gustav Adolph ihm gefolgt war. Bei Werben war des Königs Lager fest und unangreifbar; er selbst verstand sich vorsichtig zu keiner Schlacht, da Tilly sich eben durch den Grafen Fürstenberg um 25,000 Mann verstärkt hatte, und eine Macht besaß, die ihm beiweitem überlegen war. Und während Gustav Adolph mit dem Landgrafen Wilhelm von Kassel ein Schutz- und Trutzbündniß abschloß, wandte sich Tilly unter furchtbaren Verheerungen in Sachsen hinein

bis nach Halle und der zur Verzweiflung gebrachte Kurfürst, völlig außer Stande, mit seinen Kräften Widerstand zu leisten, sendete jetzt in seiner Noth Gesandte ins schwedische Lager, die Hülfe des Königs nachzusuchen.

Dies war die Erfüllung von Gustav Adolphs lebhaftesten Wünschen; dennoch war er vorsichtig genug, seine Freude über den so sehnlich gehofften Fortschritt ohne Weiteres merken zu lassen und mit verstellter Kälte entgegnete er den Abgesandten: wie es ihm leid thue, daß der Kurfürst sich erst in der höchsten Noth an ihn wende; wie er aber nun auch nicht entschlossen sei, sich um ihres Herrn Willen ins Verderben zu stürzen und die bisherigen Bundesgenossen mit in den Fall zu verwickeln: „Wer bürgt mir“, setzte er hinzu, „für die Treue eines Fürsten, dessen Minister in österreichischem Solde stehen, der mich verlassen wird, sobald der Kaiser ihm schmeichelt und die Truppen von seinen Grenzen zurückzieht. Tilly hat seitdem durch eine ansehnliche Verstärkung sein Heer vergrößert, aber mich soll dies nicht hindern, ihm fest und herzhaft entgegen zu gehen, sobald ich nur meinen Rücken gedeckt weiß. Darum verlange ich, daß der Kurfürst mir die Festung Wittenberg einräume, mir seinen ältesten

Prinzen als Geisel übergebe, meinen Truppen einen dreimonatlichen Sold auszahle und mir die Verräther in seinem Ministerium ausliefere. Unter diesen Bedingungen bin ich bereit, ihm Beistand zu leisten.“ —

Als dem Kurfürsten diese Antwort hinterbracht wurde, rief er vertrauensvoll aus: „Nicht nur Wittenberg, auch Torgau, ganz Sachsen soll ihm offen stehen; meine ganze Familie will ich ihm als Geisel übergeben und mich selbst ihm darbieten, wenn ihm dies noch nicht genügt. Eilen Sie zurück, sagen Sie dem König, daß ich bereit sei, ihm die Verräther, die er mir nennen wird, auszuliefern, daß ich seiner Armee den verlangten Sold zahlen und Leben und Vermögen an die gute Sache setzen will.“

Der König, zufrieden mit dem Vertrauen des Kurfürsten, zog alle seine Bedingungen zurück, mit denen er denselben nur hatte prüfen wollen und begnügte sich mit einem monatlichen Solde. Am 11. September kam der Bund zu Stande und schon am 14. vereinigten sich beide Heere zu Düben. Gerade während dieser Zeit hatte Tilly Leipzig belagert und erobert, behandelte aber über alle Erwartung die Stadt mit sehr viel Schonung.

Kaum war die Vereinigung der neuen Bundesgenossen vollzogen, als es der Kurfürst, mit dem Vollgefühl eines Schwachen, der sich mit Zuversicht an einen Stärkern lehnt, seine eifrigste Sorge sein ließ, eine Schlacht zu betreiben, durch deren Entscheidung er sein Land von zwei fremden Heeren zu befreien hoffte. Allein Gustavs wohlüberlegende Einsicht suchte dieselbe vorerst noch zu vermeiden, und nur erst eine drohende neue Vereinigung Tillys mit frischen Streitkräften, vermochte den König, jetzt zur Schlacht zu schreiten. Tilly saß wohl verschanzt in einem festen Lager in der Nähe von Leipzig und suchte jetzt selbst eine Schlacht zu vermeiden, nachdem am 17. September die beiden Heere einander zu Gesicht gekommen waren; nur Pappenheims ungestüme kriegerische Forderung bewog den eigentlich unentschlossenen Feldherrn zur Nachgiebigkeit; während die Schweden und Sachsen heranzogen, nahmen auch seine Schaaren an den Hügeln zwischen den Dörfern Wahren und Lindenthal eine Stellung; seine Artillerie war auf den Hügeln vertheilt und bestrich die ganze Ebene von Breitenfeld. In langer unabsehbarer Linie dehnten die schwerfälligen Colonnen seiner Streitmacht sich aus, während die Schwedischen in kleinen wohl-

geordneten und vor Allem schnell beweglichen Gliedern sich bereits gestellt hatten; die Schweden im Centrum und auf dem rechten Flügel, den der König selbst befehligte, die Sachsen auf dem linken Flügel unter ihrem Kurfürsten, abgesondert von der schwedischen Tapferkeit, der der Kurfürst vielleicht mißtrauen mochte, denn der Plan der Schlacht war von ihm entworfen, der König hatte sich begnügt, ihn zu genehmigen.

Allein dem kaiserlichen Feldherrn war es nicht geheuer; erfüllt von düstern Ahnungen, war es ihm, als ob der rächende Geist Magdeburgs über ihn schwebe; schon seine Anordnungen zeigten manches Fehlerhafte. Er war es sich wohl bewußt, wie er alle bisher gesammelten Lorbeeren an diesem Tage verlieren könne, wie die Schlacht der Entscheidung, die beide Gegner ersehnt und die seinen Kriegsthaten erst die Krone aufsetzen mußte, ihn um die Arbeit seines Lebens bringen könne.

Ein zwei Stunden langes Kanonenfeuer eröffnete die Schlacht, der von Westen kommende scharfe Wind wehte den Schweden dicke Wolken von Staub und Pulverrauch ins Gesicht, so daß der König sich genöthigt sah, sich nach Norden zu schwenken; dies geschah aber mit solcher Schnel-

lichkeit, daß es der Feind nicht zu hindern vermochte. Da wagte Tilly den Angriff gegen die Schweden, aber die Heftigkeit ihres Feuers trieb ihn zurück und er hielt es fürs Beste, die Sachsen anzugreifen; er that es, jedoch mit solchem Ungestüm, daß ihre Glieder durchbrochen wurden und so in Verwirrung geriethen, daß der Kurfürst nach Eilenburg entritt, und blöde die Hand von dem blühenden Lorbeerstrauch zurückzog. Nur einige Regimenter hielten todesmuthig aus und retteten durch ihre Tapferkeit die Ehre der sächsischen Waffen. Sofort entflogen die Eilboten, die Siegesnachricht in Wien und München zu verkünden; allein man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!

Unterdeß hatte Graf Pappenheim mit seiner ganzen Reiterei sich auf den rechten Flügel der Schweden geworfen, wo der König und unter ihm der General Banner kommandirte. Siebenmal wiederholte der kaiserliche General seinen heftigen Angriff und ebenso oft schlug die unerschütterliche Tapferkeit der Schweden ihn zurück bis er endlich mit großem Verluste entfloh und dem Sieger das Schlachtfeld räumte.

Tilly, der bereits die Sachsen bewältigt und sich nun mit Lebhaftigkeit gegen die Schweden

wieder gewendet hatte, bekam jetzt einen härteren Stand. Die durch die Flucht der Sachsen entstandene Blöße der Flanke hatte der König kaum bemerkt, als er auch schon einige Regimenter zur Deckung dahin beorderte. Gustav Horn, der hier befehligte, leistete den feindlichen Kürassiren einen so herzhaften Widerstand, daß jede Mühe des Feindes vergebens war; schon fingen die kaiserlichen Glieder an zu wanken, als der König, der so eben die Arbeit mit Pappenheim vollendet, herbeistürzte, um den Ausschlag des vollendeten Sieges zu geben. In kürzester Frist waren die Hügel erobert, auf welchen das feindliche Geschütz postirt war; Tilly gerieth unter das Feuer seiner eigenen Waffen, und von allen Seiten gedrängt und durchbrochen, blieb dem kaiserlichen Feldherrn nichts Anderes übrig, als schnellster Rückzug, noch dazu mitten durch den Feind. Nur vier Regimenter, die noch nie gewichen, führten das kühne Wagestück aus und machten auch dann noch vor einem Gehölz Front gegen die Schweden, bis sie bei einbrechender Nacht auf 600 Mann zusammengeschmolzen, entflohen.

Die Schlacht war entschieden; mitten unter Todten und Verwundeten warf sich der König nieder und seine Freude des Sieges ergoß sich in

einem feurigen Dankgebete. Bis in die Nacht wurde der flüchtige Feind verfolgt und überall läuteten die freudetrunkenen Bauern die Sturmglocken; wehe dem kaiserlichen Flüchtling, der in ihre Hände fiel. Kaum 600 vermochte Tilly, höchstens 1400 Pappenheim, aus dieser Niederlage wieder zu sammeln; über Halle nach Halberstadt entflohen die Feldherren. Die ganze Artillerie und Bagage nebst mehr als 100 Fahnen waren den Schweden in die Hände gefallen; nahe an 8000 Kaiserliche lagen auf dem Schlachtfelde, beinahe 6000 Gefangene wurden gemacht; aber auch die Sachsen hatten 2000 verloren, während die Schweden nur 700 Mann vermißten. Die kaiserliche Armee, vor der noch vor Kurzem ganz Deutschland und Italien gezittert, war vernichtet, und was mehr sagen will, sie war nicht der Uebermacht erlegen, denn beide Theile waren gleich stark, je etwa 35,000 Mann.

Dem Heldenmuth und der Klugheit des Königs von Schweden war allein der Sieg zuzuschreiben; daher war auch der Kurfürst von Sachsen freudig überrascht, als er, anstatt nicht unverdienter Vorwürfe, bei seiner Rückkunft den schmeichelhaften Dank des Königs erndtete, dafür, daß er zur Schlacht gerathen habe und in der

ersten freudigen Wallung versprach Johann Georg seinem hohen Verbündeten die römische Königskrone. —

Es wäre jetzt Gustav Adolph ein Leichtes gewesen, auf raschem Siegesfluge die österreichischen Länder zu durcheilen und dem zitternden Kaiser den Frieden zu diktiren. Aber es waren nicht die Gelüste des Eroberers, die seine große Seele leiteten; er wollte einen gründlichen Frieden machen, der die Fürsten ermannen und ihnen ihre Selbstständigkeit sichern sollte. Wie wichtig konnte ihm sogar die Freundschaft der katholischen Kurfürsten werden, wenn er durch großmüthige Schonung sie zu Dank verpflichtete, nachdem er sich zum Herrn ihres Schicksals gemacht. Ueberdies durfte er nicht einmal den Kurfürsten von Sachsen sich selbst überlassen, da Tilly in Niedersachsen die Reste der Besatzungen an sich zog, ein neues Heer schuf und dies unfehlbar gegen Sachsen führen würde, dem dann weder der Kurfürst, noch sein Feldherr Arnheim gewachsen war. —

Er wandte sich daher in die fränkischen Lande und gegen den Rhein; bewältigte er die Liga, deren Beistand allein den Kaiser noch aufrecht erhielt, so war die Lebensader der Gewalt durch-

schnitten und die blutige Phantasterei des Jesuiten-
söhnes zerrann in ihr Nichts, wie sie es ver-
diente. Dem Kurfürsten von Sachsen überließ
es der König, den kaiserlichen Herrn in seinen
Erblanden zu beschäftigen. —

Die Breitenfelder Schlacht war für den Kai-
ser und seine Partei von furchtbaren Folgen;
die ganze katholische Welt beschlich ein komisches
Erstaunen, denn daß Ketzer siegen konnten, zu-
mal in offener Schlacht, erschien bis dahin rein
unmöglich und sogar der Polenkönig meinte,
ebenso kindlich närrisch, als voll tiefer Ueberzeu-
gung: Er könne es gar nicht begreifen, warum
unser Herr Gott lütherisch geworden sei. Gustav
Adolphs entschiedenes Uebergewicht war jetzt offen-
bar; der Kaiser war gelähmt, entsetzt vor seiner
eigenen Zukunft; die nie ausbleibende Vergeltung
rächte sich bitter an der sinn- und verstandslosen
Ergebenheit der katholischen, besonders geistlichen
Fürsten gegen den Kaiser; man machte sich auf
das Schlimmste gefaßt, weil man gewohnt war,
allezeit selber das Schlimmste auszuüben. Es
war ihnen peinlich, mitanzusehen, wie die klei-
nen, übermüthig in den Staub getretenen pro-
testantischen Fürsten und Stände sich voll Zuver-
sicht aufrichteten, um die Fesseln der habsburgi-

schen Tyrannei abzuschütteln; es war überhaupt jammervoll, daß ein fremder König von jenseits des Meeres auf deutschem Boden erscheinen mußte, um die deutsche Reichsfreiheit in Schutz zu nehmen gegen den wahnsinnigen Despotismus des deutschen Kaisers! Demüthigend für beide Parteien, die in Angriff und Vertheidigung sich zerfleischten und dem triumphirenden Hofe das freie Feld gelassen hatten.

Allein, wie groß auch der Schrecken der Katholischen über das Glück der schwedischen Waffen war, er war nicht größer, als das Erstaunen und die Verlegenheit der bedeutenden protestantischen Fürsten, denen des Königs Kriegsglück viel zu groß war; und in der That konnte diese Besorgniß wohl gerechtfertigt erscheinen; das Glück des Eroberers konnte die gewaltige Mäßigung, mit welcher der König alle nur zu menschlichen Begierden nach Ehre, Ruhm und eigennütziger Herrschaft zu zähmen wußte, brechen, und man hätte sich in der Lage gesehen, nur einen Despotismus mit dem andern vertauscht zu haben. Ueberdies zeigte Gustav Adolph jetzt ein viel größeres Selbstgefühl, seine Unternehmungen wurden zuversichtlicher, er fühlte recht wohl, welchen Feind er bezwungen. In seinem

Äußern aber zeigte sich nichts, was jene Besorgniß hätte bekräftigen können; ja, wäre es nicht um die Zukunft gewesen, man hätte sich im schlimmsten Falle wohl trösten können, denn der Segen, der durch das österreichische Haus über Deutschland gekommen, konnte noch von allerwoher einen genügenden, wohl gar entschädigenden Ersatz finden.

Der König fühlte das Mißtrauen seiner Bundesgenossen recht wohl, allein sein durchdringender Verstand und die Entschiedenheit seines Vorgehens so wie auch seine Rechtfertigung gegen etwaigen Verdacht, wußte die entgegentretenden Hindernisse leicht zu beseitigen und die Furcht vor ihm, aber auch sein offenbares Glück, eröffneten ihm die feindlichen Länder, wohin er auch den Fuß setzte. Mit unglaublicher Schnelligkeit durchzog er siegreich Deutschland, von einem Ende zum andern; Städte und Festungen schickten ihm die Schlüssel entgegen, mit Freudigkeit huldigten die Reichsstädte, sobald sie sich nur erlöst sahen von dem kaiserlichen Einschüchterungssystem. Bürger und Bauern schmachteten selbst in katholischen Ländern nach der Befreiung durch ihn, von den Plagen und Drangsalen, die sie von den Kaiserlichen und befreundeten Truppen erleiden

mußten; die strenge Mannszucht und Menschlichkeit der Schweden ließ den Feind vergessen, und erst unter der Hand des Eroberers fingen manche Landstriche an, frisch Athem zu schöpfen. Dadurch, daß der König festen Fuß faßte in den Ländern der Liga, entzog er dem Feinde die Hülfsmittel und setzte sich selbst in den Stand, einen kostspieligen Krieg ohne großen eigenen Aufwand zu bestreiten.

Unterhandlungen mit der protestantischen Bürgerschaft von Erfurt gaben diese wichtige Stadt und Festung in seine Hände und da nun sein Rücken auch hier gedeckt war, zog er in zwei großen Colonnen über den Thüringer Wald ins Fränkische, wo vor der würzburgischen Veste Königshofen sich seine Heeresmassen vereinigten. Bald war auch dieser Platz in seinen Händen und mit ihm in kürzester Zeit das ganze Bisthum. Als er den für uneinnehmbar gehaltenen Frauenberg mit Sturm erobert hatte, fand er reiche Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsmaterial, seine Soldaten einen vortrefflichen vollen Weinkeller; der Bischof aber, der durch die Ankunft der Schweden beinahe den Weltuntergang fürchtete (so sehr hatte die Bosheit des katholischen Fanatismus das Benehmen der Feinde ver-

riehrt und verläumdet), entfloh, nachdem er noch seine Schätze in Sicherheit gebracht, nach Paris, um das dortige Cabinet gegen den gemeinsamen religiösen Feind aufzureizen; denn seine Bemühung, Tilly zum Beistand anzurufen, der inzwischen in Niedersachsen aus den Trümmern der alten eine neue Armee geschaffen, wurde durch den ausdrücklichen Befehl des Kaisers und Maximilians vereitelt; welche das Glück ihrer Sache nicht zum zweiten und möglicher Weise zum letzten Male auf die Entscheidung einer Hauptschlacht setzen wollten. Tilly nahm mit Erbitterung den Befehl hin, der ihn zur Unthätigkeit verdammte.

Der Bischof von Bamberg, über das Unglück seines Nachbars erschreckt, kam dem König mit Friedensanträgen entgegen; allein er wollte nur Zeit gewinnen und den König täuschen, der auch auf die Vorschläge einging. Allein kaum hatte dieser den Rücken gewendet, so nahm der Bischof den herbeiziehenden Tilly mit seiner Armee in denselben festen Plätzen auf, die er noch eben den Schweden zu öffnen sich freiwillig erboten hatte. Allein diese Hinterlist mußte er hart büßen; er wurde dafür gezüchtigt und sein Land wurde der Schauplatz des verheerenden Krieges. Noch sollte dem König ein neuer Feind erstehen;

der nach einem Kurhut lüsterne Herzog Karl von Lothringen hatte wohl 17,000 Mann gesammelt, um den Schweden zu vernichten, zwar keine Armee von Kerntruppen, aber desto wüthendere Marodeurs, wenn es galt, Bürger und Landmann zu schinden.

Allein kaum sahen die Helden die ansprengende schwedische Reiterei, als sie auch schon in Verwirrung geriethen und das Unglück einzelner Colonnen veranlaßte die eiligste Flucht der ganzen Armee. Der Herzog von Lothringen jagte mit verhängtem Zügel davon und mußte den Spott erleben, daß seinem flüchtigen Pferde ein Bauer einen Schlag versetzte mit den Worten: „Frisch zu Herr! Ihr müßt schneller laufen, wenn Ihr vor dem großen Schwedenkönig ausreißt!“

Ganz Franken, das die Kaiserlichen aus Respekt vor den Schweden verlassen, war jetzt für den König; seine Milde und die Bescheidenheit seiner Truppen gewannen ihm alle Herzen, seine Bezahlung der Lebensmittel lieferte den Ueberfluß in sein Lager und seine Zuvorkommenheit gegen den Adel brachte denselben ganz auf seine Seite. Als er seine Werbetrommel rühren ließ, strömten große Schaaren herbei, um unter den Fahnen des schwedischen Helden zu streiten.

Gustav Adolph zog nun den Main hinab gegen die Rheinischen Kurfürstenthümer; es war nöthig, daß er den Rheinstrom in seiner Gewalt hatte, um gegen Frankreich, welches er nicht ohne gegründetes Mißtrauen für einen zweideutigen Bundesgenossen hielt, auf der Hut zu sein. Alle festen Ortschaften längs des Maines fielen in seine Hände, und selbst Frankfurt, das es aus Handelsrücksichten mit dem Kaiser und auch nicht mit den Schweden verderben wollte, mußte Angesichts der siegreichen Armee sich entschließen, seine Thore zu öffnen, nachdem ihren Bürgern der König nicht ohne Befremden erklärt hatte, wie es ihm unbegreiflich sei, die heiligsten Verpflichtungen gegen Religion und Vaterland den Krämerinteressen hintenan zu setzen.

Und während er sich anschickte, den Kurfürsten und Erzbischof von Mainz zu überziehen, veränderte sich auch im Norden Deutschlands manches zu seinem Gunsten. Herzog Georg von Lüneburg, sonst ein Anführer der kaiserlichen Armee, hatte des Königs Partei ergriffen und einige Regimenter geworben, mit denen er die Kaiserlichen in Niedersachsen nicht wenig beschäftigte. Auch Herzog Johann von Mecklenburg (Gustav hatte beide vertriebenen Herzöge in Ver-

son und mit großen Ehren in ihre rechtmäßigen Besitzungen wieder eingesetzt) hatte das Glück, die einzigen noch von den Kaiserlichen besetzten festen Plätze Rostock, Wismar und Dömitz sich wieder zu erobern. Und ebenso treue als wichtige Dienste leisteten dem König der unerschrockene Herzog Bernhard von Weimar und vor Allen der ehrenfeste Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel. Jetzt fand sich auch Pfalzgraf Friedrich V., der böhmische Exkönig, beim König wieder ein, allein wenn dieser ihn auch mit vieler Auszeichnung behandelte, so vermochte er doch die Empfindlichkeit über die schwachköpfige und widersinnige Politik Englands nicht in der Weise zu beherrschen, daß er als Sieger dem unglücklichen Pfalzgrafen in seinen rechtmäßigen Ansprüchen hätte gerecht werden können; der Pfalzgraf sah sich jetzt auch von denen verlassen, die er seine besten Freunde nennen durfte.

Der glaubenseifrige Erzbischof von Mainz hatte indessen die eifrigsten Rüstungen gemacht, um Gustav Adolph feindlich zu empfangen; er verließ sich auf die Festigkeit der Werke seiner Hauptstadt, in die er zum Ueberfluß noch einige Tausend Spanier aufnahm. An vielen Stellen hatte er den Rhein durch eingerammte Pfähle und versenkte

Schiffe unfahrbar gemacht, um das Uebersetzen der Schweden zu verhindern, die bereits bei Kastel lagerten; Herzog Bernhard von Weimar hatte sogar schon den Mäusethurm bei Bingen und das Schloß Ehrenfels erobert. Allein der König sah sich jetzt plötzlich genöthigt, sich gen Nürnberg zu wenden, das von Tilly hart bedrängt und mit dem Schicksale des unglücklichen Magdeburgs bedroht wurde, wollte er nicht aufs Neue sich den Anschuldigungen aussetzen, er habe eine bundestreue Stadt verlassen. Doch schon zu Frankfurt erfuhr er, wie wacker die Nürnberger sich gegen Tilly behauptet und dieser endlich unverrichteter Sache abgezogen sei.

Gustav Adolph veränderte nun seinen Angriffsplan gegen Mainz und wollte es versuchen, in einer andern Gegend oberhalb der Stadt den Rhein zu überschreiten; obwohl nun aus allen Marken diesseits vertrieben, standen nun aber doch die Spanier auf dem jenseitigen Ufer zum furchtbaren Kampfe gerüstet, so daß er selbst einmal durch seine Unerschrockenheit in Lebensgefahr gerieth; in einem Nachen war er hinüber gefahren, um sich über die Stellung der Feinde sowohl, wie über die Möglichkeit eines Uebergangs zu unterrichten; die Spanier erkannten ihn und nur die

eiligste Flucht in seinen Nachen vermochte ihn zu retten. Es gelang ihm indeß bald, durch die Hülfe benachbarter Schiffer 300 Schweden unter der Führung des Grafen Brahe überzusetzen, die sich im Angesichte des Feindes aufs schnellste verschanzten und den Spaniern einen so wackeren Widerstand leisteten, daß der König ihn bald mit andern Truppen unterstützen und nun sehr bald den Uebergang seiner Armee über den Strom werkstellig machen konnte. Nachdem der König noch Oppenheim erobert, wo eine tapfere Besatzung von 500 Spaniern durch die erbitterten Schweden niedergemacht wurde, wandte er sich auf Mainz, um die Belagerung zu beginnen.

Die spanische Besatzung der Stadt zeigte anfänglich viel mannhaften Widerstand, und bei dem Bombenfeuer, das sie gegen das königliche Lager richteten, büßte mancher Schwede sein Leben ein. Dennoch gewann der König immer mehr Boden; als er die Außenwerke bereits inne hatte, und sich zum Sturm anschickte, als die Befürchtung unter den Bürgern immer reger wurde, der Feind könnte, falls er die Stadt im Sturm eroberte, sich leichtlich versucht fühlen, an der Residenz des katholischen Kirchenfürsten das entsetzliche Schicksal Magdeburgs zu vergelten, da kapitulirten am vierten

Tage die Spanier, nur aus Rücksicht auf die Stadt, nicht um ihr eigenes Leben zu retten. Der König gab ihnen großmüthig sicheres Geleit bis nach Luxemburg; achtzig Kanonen waren seine Beute und mit 80,000 Gulden mußten die Bürger die Plünderung abkaufen. Der Erzbischof hatte sich längst nach Köln geflüchtet.

Mit dem Verlust von Mainz verfolgte die Spanier das Unglück; sie verloren alle festen Plätze in der Pfalz sowohl, wie in den mittelrheinischen Gegenden. Neun Schwadronen Reiterei wurden von den Schweden geschlagen; der Landgraf von Hessen eroberte die Festungen Falkenstein, Reiffenberg und Königstein; Landau und Kronweißenburg erklärten sich für Schweden und Speier erbot sich sogar, Truppen für den König zu werben. Herzog Bernhard von Weimar eroberte Mannheim.

Jetzt, nun der König sich zum Herrn dieser Länder gemacht und die übrigen geistlichen Kur- und anderen Fürsten bedrohte, wäre es ihm leicht gewesen, sowohl den Kaiser, als Maximilian von Baiern im Mittelpunkt ihres Besitzes anzugreifen und einen schnellen Frieden zu diktiren. Anstatt dessen setzte er sich am Rheine erst recht fest und man sprach viel von seinen Rüstungen gegen das Elsaß und Lothringen. Daß er Friedrich V. in

seine Pfalz wieder einsetzen wolle, ließ sich für den Augenblick nicht wohl annehmen, da er bis dahin, trotzdem er beinahe die ganze Pfalz in Händen hatte, noch keinen Schritt dazu gethan. Das Mißtrauen seiner Freunde wurde aufs Neue rege, noch mehr das der Feinde und selbst in Frankreich glaubte der Katholicismus, der König werde mit Nächstem über die Grenzen hereinbrechen, sich mit den eben wieder aufständischen Hugenotten vereinigen und die römische Kirche ausrotten; viele sahen in ihrer bangen Sorge denselben schon über die Alpen ziehen, um den Statthalter Christi von seinem Thron zu stürzen.

Bis dahin hatte Gustav Adolph noch keine einzige der Befürchtungen um die Gefahr der katholischen Kirche gerechtfertigt, und doch waren die deutschen geistlichen Herren die eifrigsten, welche am französischen Hofe diese Gründe geltend machten, um das französisch-schwedische Bündniß aufzulösen. An dem leichtgläubigen König Ludwig XIII. fanden sie einen trefflichen Rückhalt und selbst an dem politischen Richelieu nahm man die Spuren der Besorgniß wahr. —

Da kam auch Maximilian und forderte jetzt den Schutz, den Frankreich im Nothfalle gegen den

Kaiser zu stellen beschlossen, gegen den König von Schweden. Man fing mit Gustav Adolph Unterhandlungen an und dieser, der jetzt eben gegen Baiern aufzubrechen Willens war, sah sich in seiner Unternehmung gehindert. Mit allen Schlangenwindungen der Politik und Diplomatik vertraut, forderte Richelieu, um beiden Theilen zu genügen, eine vollständige Neutralität der katholischen Reichsfürsten, dergestalt, daß ihre Grenzen dem Kaiser eng verschlossen seien, ebensowohl wie sie ihn in keiner Weise nnterstützen sollten, weder mit Kriegsmaterial, noch Geld oder Lebensmittel. Dem Cardinal lag es daran, sein Ziel, die Demüthigung Oesterreichs, festzuhalten und in diesem Falle hatte er beiden Vertragsgenossen genügt. — Gustav forderte überdies die Entlassung ihrer Kriegsmannschaft, bis auf eine geringe, ihm ganz ungefährliche Zahl, und verstand sich dann, wiewohl ungern, da er seine Leute wohl kannte, zu einem Waffenstillstand auf vierzehn Tage.

Allein was der schwedische König vorausgesehen, geschah. Maximilian dachte keinen Augenblick daran, seine Beziehungen zum Kaiser zu lösen, sondern nur den kostbaren Verschub zur schnellsten und umfangreichsten Rüstung zu benutzen; ein aufgefangener Brief des baierischen

seine Pfalz wieder einsetzen wolle, ließ sich für den Augenblick nicht wohl annehmen, da er bis dahin, trotzdem er beinahe die ganze Pfalz in Händen hatte, noch keinen Schritt dazu gethan. Das Miß-trauen seiner Freunde wurde aufs Neue rege, noch mehr das der Feinde und selbst in Frankreich glaubte der Katholicismus, der König werde mit Nächstem über die Grenzen hereinbrechen, sich mit den eben wieder aufständischen Hugenotten vereini-gen und die römische Kirche ausrotten; viele sahen in ihrer bangen Sorge denselben schon über die Alpen ziehen, um den Statthalter Christi von sei-nem Thron zu stürzen.

Bis dahin hatte Gustav Adolph noch keine einzige der Befürchtungen um die Gefahr der ka-tholischen Kirche gerechtfertigt, und doch waren die deutschen geistlichen Herren die eifrigsten, welche am französischen Hofe diese Gründe geltend mach-ten, um das französisch-schwedische Bündniß aufzu-lösen. An dem leichtgläubigen König Ludwig XIII. fanden sie einen trefflichen Rückhalt und selbst an dem politischen Richelieu [illegible] die Spuren der Besorgniß wahr. —

[illegible] auch Mo[illegible] forderte [illegible]
der [illegible]en Frank[illegible]

Kaiser zu stellen beschlossen, gegen den König von Schweden. Man fing mit Gustav Adolph Unterhandlungen an und dieser, der jetzt eben gegen Baiern aufzubrechen Willens war, sah sich in seiner Unternehmung gehindert. Mit allen Schlangenwindungen der Politik und Diplomatik vertraut, forderte Richelieu, um beiden Theilen zu genügen, eine vollständige Neutralität der katholischen Reichsfürsten, dergestalt, daß ihre Grenzen dem Kaiser eng verschlossen seien, ebensowohl wie sie ihn in keiner Weise unterstützen sollten, weder mit Kriegsmaterial, noch Geld oder Lebensmittel. Dem Cardinal lag es daran, sein Ziel, die Demüthigung Oesterreichs, festzuhalten und in diesem Falle hatte er beiden Vertragsgenossen genügt. — Gustav forderte überdies die Entlassung ihrer Kriegsmannschaft, bis auf eine geringe, ihm ganz ungefährliche Zahl, und verstand sich dann, wiewohl ungern, da er seine Leute wohl kannte, zu einem Waffenstillstand auf vierzehn Tage.

Allein was der schwedische König vorausgesehen, geschah. Maximilian dachte keinen Augen- [illegible] seine Beziehungen zum Kaiser zu [illegible]ern nur den kostbaren Verschub [illegible] nd [illegible] chsten Rüstung zu be- [illegible] rief des baierischen

seine Pfalz wieder einsetzen wolle, ließ sich für den Augenblick nicht wohl annehmen, da er bis dahin, trotzdem er beinahe die ganze Pfalz in Händen hatte, noch keinen Schritt dazu gethan. Das Mißtrauen seiner Freunde wurde aufs Neue rege, noch mehr das der Feinde und selbst in Frankreich glaubte der Katholicismus, der König werde mit Nächstem über die Grenzen hereinbrechen, sich mit den eben wieder aufständischen Hugenotten vereinigen und die römische Kirche ausrotten; viele sahen in ihrer bangen Sorge denselben schon über die Alpen ziehen, um den Statthalter Christi von seinem Thron zu stürzen.

Bis dahin hatte Gustav Adolph noch keine einzige der Befürchtungen um die Gefahr der katholischen Kirche gerechtfertigt, und doch waren die deutschen geistlichen Herren die eifrigsten, welche am französischen Hofe diese Gründe geltend machten, um das französisch-schwedische Bündniß aufzulösen. An dem leichtgläubigen König Ludwig XIII. fanden sie einen trefflichen Rückhalt und selbst an dem politischen Richelieu nahm man die Spuren der Besorgniß wahr. —

Da kam auch Maximilian und forderte jetzt den Schutz, den Frankreich im Nothfalle gegen den

Kaiser zu stellen beschlossen, gegen den König von Schweden. Man fing mit Gustav Adolph Unterhandlungen an und dieser, der jetzt eben gegen Baiern aufzubrechen Willens war, sah sich in seiner Unternehmung gehindert. Mit allen Schlangenwindungen der Politik und Diplomatik vertraut, forderte Richelieu, um beiden Theilen zu genügen, eine vollständige Neutralität der katholischen Reichsfürsten, dergestalt, daß ihre Grenzen dem Kaiser eng verschlossen seien, ebensowohl wie sie ihn in keiner Weise nnterstützen sollten, weder mit Kriegsmaterial, noch Geld oder Lebensmittel. Dem Cardinal lag es daran, sein Ziel, die Demüthigung Oesterreichs, festzuhalten und in diesem Falle hatte er beiden Vertragsgenossen genügt. — Gustav forderte überdies die Entlassung ihrer Kriegsmannschaft, bis auf eine geringe, ihm ganz ungefährliche Zahl, und verstand sich dann, wiewohl ungern, da er seine Leute wohl kannte, zu einem Waffenstillstand auf vierzehn Tage.

Allein was der schwedische König vorausgesehen, geschah. Maximilian dachte keinen Augenblick daran, seine Beziehungen zum Kaiser zu ordnen, sondern nur den kostbaren Verschub zur schnellsten und umfangreichsten Rüstung zu benutzen; ein aufgefangener Brief des baierischen

mußten; die strenge Mannszucht und Menschlichkeit der Schweden ließ den Feind vergessen, und erst unter der Hand des Eroberers fingen manche Landstriche an, frisch Athem zu schöpfen. Dadurch, daß der König festen Fuß faßte in den Ländern der Liga, entzog er dem Feinde die Hülfsmittel und setzte sich selbst in den Stand, einen kostspieligen Krieg ohne großen eigenen Aufwand zu bestreiten.

Unterhandlungen mit der protestantischen Bürgerschaft von Erfurt gaben diese wichtige Stadt und Festung in seine Hände und da nun sein Rücken auch hier gedeckt war, zog er in zwei großen Colonnen über den Thüringer Wald ins Fränkische, wo vor der würzburgischen Veste Königshofen sich seine Heeresmassen vereinigten. Bald war auch dieser Platz in seinen Händen und mit ihm in kürzester Zeit das ganze Bisthum. Als er den für uneinnehmbar gehaltenen Frauenberg mit Sturm erobert hatte, fand er reiche Vorräthe von Lebensmitteln und Kriegsmaterial, seine Soldaten einen vortrefflichen vollen Weinkeller; der Bischof aber, der durch die Ankunft der Schweden beinahe den Weltuntergang fürchtete (so sehr hatte die Bosheit des katholischen Fanatismus das Benehmen der Feinde ver-

mehrt und verläumdet), entfloh, nachdem er noch seine Schätze in Sicherheit gebracht, nach Paris, um das dortige Cabinet gegen den gemeinsamen religiösen Feind aufzureizen; denn seine Bemühung, Tilly zum Beistand anzurufen, der inzwischen in Niedersachsen aus den Trümmern der alten eine neue Armee geschaffen, wurde durch den ausdrücklichen Befehl des Kaisers und Maximilians vereitelt, welche das Glück ihrer Sache nicht zum zweiten und möglicher Weise zum letzten Male auf die Entscheidung einer Hauptschlacht setzen wollten. Tilly nahm mit Erbitterung den Befehl hin, der ihn zur Unthätigkeit verdammte.

Der Bischof von Bamberg, über das Unglück seines Nachbars erschreckt, kam dem König mit Friedensanträgen entgegen; allein er wollte nur Zeit gewinnen und den König täuschen, der auch auf die Vorschläge einging. Allein kaum hatte dieser den Rücken gewendet, so nahm der Bischof den herbeiziehenden Tilly mit seiner Armee in denselben festen Plätzen auf, die er noch eben den Schweden zu öffnen sich freiwillig erboten hatte. Allein diese Hinterlist mußte er hart büßen; er wurde dafür gezüchtigt und sein Land wurde der Schauplatz des verheerenden Krieges. Noch sollte dem König ein neuer Feind erstehen;

der nach einem Kurhut lüsterne Herzog Karl von Lothringen hatte wohl 17,000 Mann gesammelt, um den Schweden zu vernichten, zwar keine Armee von Kerntruppen, aber desto wüthendere Marodeurs, wenn es galt, Bürger und Landmann zu schinden.

Allein kaum sahen die Helden die ansprengende schwedische Reiterei, als sie auch schon in Verwirrung geriethen und das Unglück einzelner Colonnen veranlaßte die eiligste Flucht der ganzen Armee. Der Herzog von Lothringen jagte mit verhängtem Zügel davon und mußte den Spott erleben, daß seinem flüchtigen Pferde ein Bauer einen Schlag versetzte mit den Worten: „Frisch zu Herr! Ihr müßt schneller laufen, wenn Ihr vor dem großen Schwedenkönig ausreißt!“

Ganz Franken, das die Kaiserlichen aus Respekt vor den Schweden verlassen, war jetzt für den König; seine Milde und die Bescheidenheit seiner Truppen gewannen ihm alle Herzen, seine Bezahlung der Lebensmittel lieferte den Ueberfluß in sein Lager und seine Zuvorkommenheit gegen den Adel brachte denselben ganz auf seine Seite. Als er seine Werbetrommel rühren ließ, strömten große Schaaren herbei, um unter den Fahnen des schwedischen Helden zu streiten.

Gustav Adolph zog nun den Main hinab gegen die Rheinischen Kurfürstenthümer; es war nöthig, daß er den Rheinstrom in seiner Gewalt hatte, um gegen Frankreich, welches er nicht ohne gegründetes Mißtrauen für einen zweideutigen Bundesgenossen hielt, auf der Hut zu sein. Alle festen Ortschaften längs des Maines fielen in seine Hände, und selbst Frankfurt, das es aus Handelsrücksichten mit dem Kaiser und auch nicht mit den Schweden verderben wollte, mußte Angesichts der siegreichen Armee sich entschließen, seine Thore zu öffnen, nachdem ihren Bürgern der König nicht ohne Befremden erklärt hatte, wie es ihm unbegreiflich sei, die heiligsten Verpflichtungen gegen Religion und Vaterland den Krämerinteressen hintenan zu setzen.

Und während er sich anschickte, den Kurfürsten und Erzbischof von Mainz zu überziehen, veränderte sich auch im Norden Deutschlands manches zu seinem Gunsten. Herzog Georg von Lüneburg, sonst ein Anführer der kaiserlichen Armee, hatte des Königs Partei ergriffen und einige Regimenter geworben, mit denen er die Kaiserlichen in Niedersachsen nicht wenig beschäftigte. Auch Herzog Johann von Mecklenburg (Gustav hatte beide vertriebenen Herzöge in Ver-

son und mit großen Ehren in ihre rechtmäßigen Besitzungen wieder eingesetzt) hatte das Glück, die einzigen noch von den Kaiserlichen besetzten festen Plätze Rostock, Wismar und Dömitz sich wieder zu erobern. Und ebenso treue als wichtige Dienste leisteten dem König der unerschrockene Herzog Bernhard von Weimar und vor Allen der ehrenfeste Landgraf Wilhelm von Hessen-Kassel. Jetzt fand sich auch Pfalzgraf Friedrich V., der böhmische Exkönig, beim König wieder ein, allein wenn dieser ihn auch mit vieler Auszeichnung behandelte, so vermochte er doch die Empfindlichkeit über die schwachköpfige und widersinnige Politik Englands nicht in der Weise zu beherrschen, daß er als Sieger dem unglücklichen Pfalzgrafen in seinen rechtmäßigen Ansprüchen hätte gerecht werden können; der Pfalzgraf sah sich jetzt auch von denen verlassen, die er seine besten Freunde nennen durfte.

Der glaubenseifrige Erzbischof von Mainz hatte indessen die eifrigsten Rüstungen gemacht, um Gustav Adolph feindlich zu empfangen; er verließ sich auf die Festigkeit der Werke seiner Hauptstadt, in die er zum Ueberfluß noch einige Tausend Spanier aufnahm. An vielen Stellen hatte er den Rhein durch eingerammte Pfähle und versenkte

Schiffe unfahrbar gemacht, um das Uebersetzen der Schweden zu verhindern, die bereits bei Kastel lagerten; Herzog Bernhard von Weimar hatte sogar schon den Mäusethurm bei Bingen und das Schloß Ehrenfels erobert. Allein der König sah sich jetzt plötzlich genöthigt, sich gen Nürnberg zu wenden, das von Tilly hart bedrängt und mit dem Schicksale des unglücklichen Magdeburgs bedroht wurde, wollte er nicht aufs Neue sich den Anschuldigungen aussetzen, er habe eine bundestreue Stadt verlassen. Doch schon zu Frankfurt erfuhr er, wie wacker die Nürnberger sich gegen Tilly behauptet und dieser endlich unverrichteter Sache abgezogen sei.

Gustav Adolph veränderte nun seinen Angriffsplan gegen Mainz und wollte es versuchen, in einer andern Gegend oberhalb der Stadt den Rhein zu überschreiten; obwohl nun aus allen Marken diesseits vertrieben, standen nun aber doch die Spanier auf dem jenseitigen Ufer zum furchtbaren Kampfe gerüstet, so daß er selbst einmal durch seine Unerschrockenheit in Lebensgefahr gerieth; in einem Nachen war er hinüber gefahren, um sich über die Stellung der Feinde sowohl, wie über die Möglichkeit eines Uebergangs zu unterrichten; die Spanier erkannten ihn und nur die

eiligste Flucht in seinen Nachen vermochte ihn zu retten. Es gelang ihm indeß bald, durch die Hülfe benachbarter Schiffer 300 Schweden unter der Führung des Grafen Brahe überzusetzen, die sich im Angesichte des Feindes aufs schnellste verschanzten und den Spaniern einen so wackeren Widerstand leisteten, daß der König ihn bald mit andern Truppen unterstützen und nun sehr bald den Uebergang seiner Armee über den Strom werkstellig machen konnte. Nachdem der König noch Oppenheim erobert, wo eine tapfere Besatzung von 500 Spaniern durch die erbitterten Schweden niedergemacht wurde, wandte er sich auf Mainz, um die Belagerung zu beginnen.

Die spanische Besatzung der Stadt zeigte anfänglich viel mannhaften Widerstand, und bei dem Bombenfeuer, das sie gegen das königliche Lager richteten, büßte mancher Schwede sein Leben ein. Dennoch gewann der König immer mehr Boden; als er die Außenwerke bereits inne hatte, und sich zum Sturm anschickte, als die Befürchtung unter den Bürgern immer reger wurde, der Feind könnte, falls er die Stadt im Sturm eroberte, sich leichtlich versucht fühlen, an der Residenz des katholischen Kirchenfürsten das entsetzliche Schicksal Magdeburgs zu vergelten, da kapituliren am vierten

Tage die Spanier, nur aus Rücksicht auf die Stadt, nicht um ihr eigenes Leben zu retten. Der König gab ihnen großmüthig sicheres Geleit bis nach Luxemburg; achtzig Kanonen waren seine Beute und mit 80,000 Gulden mußten die Bürger die Plünderung abkaufen. Der Erzbischof hatte sich längst nach Köln geflüchtet.

Mit dem Verlust von Mainz verfolgte die Spanier das Unglück; sie verloren alle festen Plätze in der Pfalz sowohl, wie in den mittelrheinischen Gegenden. Neun Schwadronen Reiterei wurden von den Schweden geschlagen; der Landgraf von Hessen eroberte die Festungen Falkenstein, Reiffenberg und Königstein; Landau und Kronweißenburg erklärten sich für Schweden und Speier erbot sich sogar, Truppen für den König zu werben. Herzog Bernhard von Weimar eroberte Mannheim.

Jetzt, nun der König sich zum Herrn dieser Länder gemacht und die übrigen geistlichen Kur- und anderen Fürsten bedrohte, wäre es ihm leicht gewesen, sowohl den Kaiser, als Maximilian von Baiern im Mittelpunkt ihres Besitzes anzugreifen und einen schnellen Frieden zu diktiren. Anstatt dessen setzte er sich am Rheine erst recht fest und man sprach viel von seinen Rüstungen gegen das Elsaß und Lothringen. Daß er Friedrich V. in

seine Pfalz wieder einsetzen wolle, ließ sich für den Augenblick nicht wohl annehmen, da er bis dahin, trotzdem er beinahe die ganze Pfalz in Händen hatte, noch keinen Schritt dazu gethan. Das Mißtrauen seiner Freunde wurde aufs Neue rege, noch mehr das der Feinde und selbst in Frankreich glaubte der Katholicismus, der König werde mit Nächstem über die Grenzen hereinbrechen, sich mit den eben wieder aufständischen Hugenotten vereinigen und die römische Kirche ausrotten; viele sahen in ihrer bangen Sorge denselben schon über die Alpen ziehen, um den Statthalter Christi von seinem Thron zu stürzen.

Bis dahin hatte Gustav Adolph noch keine einzige der Befürchtungen um die Gefahr der katholischen Kirche gerechtfertigt, und doch waren die deutschen geistlichen Herren die eifrigsten, welche am französischen Hofe diese Gründe geltend machten, um das französisch-schwedische Bündniß aufzulösen. An dem leichtgläubigen König Ludwig XIII. fanden sie einen trefflichen Rückhalt und selbst an dem politischen Richelieu nahm man die Spuren der Besorgniß wahr. —

Da kam auch Maximilian und forderte jetzt den Schutz, den Frankreich im Nothfalle gegen den

Kaiser zu stellen beschlossen, gegen den König von Schweden. Man fing mit Gustav Adolph Unterhandlungen an und dieser, der jetzt eben gegen Baiern aufzubrechen Willens war, sah sich in seiner Unternehmung gehindert. Mit allen Schlangenwindungen der Politik und Diplomatik vertraut, forderte Richelieu, um beiden Theilen zu genügen, eine vollständige Neutralität der katholischen Reichsfürsten, dergestalt, daß ihre Grenzen dem Kaiser eng verschlossen seien, ebensowohl wie sie ihn in keiner Weise nnterstützen sollten, weder mit Kriegsmaterial, noch Geld oder Lebensmittel. Dem Cardinal lag es daran, sein Ziel, die Demüthigung Oesterreichs, festzuhalten und in diesem Falle hatte er beiden Vertragsgenossen genügt. — Gustav forderte überdies die Entlassung ihrer Kriegsmannschaft, bis auf eine geringe, ihm ganz ungefährliche Zahl, und verstand sich dann, wiewohl ungern, da er seine Leute wohl kannte, zu einem Waffenstillstand auf vierzehn Tage.

Allein was der schwedische König vorausgesehen, geschah. Maximilian dachte keinen Augenblick daran, seine Beziehungen zum Kaiser zu ordnen, sondern nur den kostbaren Verschub zur schnellsten und umfangreichsten Rüstung zu benutzen; ein aufgefangener Brief des baierischen

Kurfürsten an Pappenheim bestätigte dessen Hinterlist im vollsten Umfange und als Tilly mit seinem neuen Heere in Franken hereinzubrechen drohte, brach der König alle Unterhandlungen ab und zog dem Feinde entgegen, nachdem er sich noch durch die Kurfürstenthümer Trier und Köln freien Durchzug vermittelt, da diese französische Garnisonen angenommen. Oxenstierna, des Königs Kanzler, blieb in den rheinischen Landen zum Schutz der Eroberung zurück.

Als der König nach Einnahme der Stifter Würzburg und Bamberg sich nach dem Rhein hingewendet, hatte er den General Horn mit 8000 Mann zurückgelassen. Jetzt, nun Tilly mit einem 20,000 Mann starken Heere in Franken einbrach, mußte der schwedische General seine Kräfte zusammenziehen, Bamberg wenigstens um jeden Preis zu behaupten, gegen diese ungeheuere Uebermacht. Allein die Verwirrung unter seinen Soldaten, die er trotz aller Umsicht und Thätigkeit nicht zu beseitigen vermochte, ließ den streitigen Platz schon an Tillys Vorhut verloren geben und dem schwedischen General blieb nichts übrig, als sich in bester Ordnung, aber auch so schnell zurückzuziehen, daß Tilly ihn nicht mehr einholen konnte. — Als nun aber der König mit einem Heere von

40,000 Mann in Franken einzog, zog sich Tilly in Anbetracht der doppelten feindlichen Ueberzahl in größter Eile in östlicher Richtung zurück.

Maximilian, der es nicht voraus wußte, welchen Weg der König jetzt wählen werde, war unentschlossen, was er jetzt thun solle: entweder seinem eigenen Lande die Blöße geben, um die österreichischen Grenzen zu schützen, oder jene offen zu lassen und die seinigen zu decken. Die Sorge um den eigenen Schutz entschied sich endlich für das Letztere, wie peinlich es ihm auch war, sein Land zum Schauplatz des Krieges zu machen. Tilly wurde eiligst nach Baiern gerufen.

Allein der König kam diesem zuvor; nachdem er noch bei seinem Durchzug die rührenden Huldigungen der für ihn begeisterten Nürnberger entgegen genommen, stand er plötzlich vor der Grenzfestung Donauwörth, wo man noch lange nicht darauf gefaßt war, einen Feind zu sehen. Anfangs zeigte der Kommandant, Herzog Rudolph Max von Sachsen-Lauenburg, den Entschluß, diesen Platz bis zur Ankunft Tillys zu vertheidigen; aber der Ernst der schnellen Belagerung zwang ihn zum Abzug, den er auch glücklich, trotz des heftigen schwedischen Geschützfeuers, ausführte. Durch den Besitz dieser Festung war jetzt dem

König das jenseitige Donauufer offen und nur der Lech trennte ihn noch von Baiern.

Inzwischen hatte Horn Befehl erhalten, bis Ulm zu streifen, um die Orte auf dieser Donaustrecke in seine Gewalt zu bekommen. Wo sich Horn zeigte, zogen sich die Liguisten sofort zurück und die Schweden eroberten Städte, Schlösser und vielen Proviant, ohne erheblichen Widerstand zu finden.

Nach der Breitenfelder Schlacht hatte der Kurfürst von Sachsen in dem zu Halle gehaltenen Kriegsrathe den Auftrag erhalten, den Kaiser in seinen eigenen Erblanden zu beunruhigen. Die Sachsen rückten in Folge dessen, von Truppen des Banner'schen Corps verstärkt, wenngleich nach längerem Zögern, in zwei Colonnen, befehligt vom Kurfürsten und dem Feldmarschall Arnim, nach der Lausitz vor. Die Kaiserlichen leisteten keinen Widerstand, sondern zogen sich bei der Annäherung der sächsischen Truppen nach Schlesien und Böhmen zurück.

Nach kurzer Rast an Böhmens Grenze, wurde diese von den Sachsen unter Arnim überschritten, der, überall von den Protestanten als ihr Erretter freudig aufgenommen, nach Eroberung mehrerer festen Plätze, bis Prag vordrang,

ohne daß ihn der kaiserliche General Tiefenbach, der mit seinem Corps in Schlesien stand, in seinem Marsch aufhalten konnte. Auf diesem ganzen Zug wurden die Güter der katholischen Herren von der Soldateska stark gebrandschatzt, dagegen die der Lutheraner und Wallensteins geschont.

In den ersten Tagen des Novembers stand Arnim mit seinem Corps vor Prag, aus dem alle höheren kaiserlichen Beamten geflohen waren, und in die Arnim, nachdem die kaiserliche Besatzung sich nach Tabor zurückgezogen hatte, ohne Schwertstreich einrückte.

Auf Befehl des Kaisers war Tiefenbach aus Schlesien nach Böhmen vorgedrungen, um gegen das sächsische Corps unter Arnim zu operiren. Schon stand Tiefenbach bei Nimburg an der Elbe, als die Sachsen, nach Zurücklassung einer schwachen Besatzung in Prag, ihm bis dahin entgegen gingen und nach einem heftigen Reitergefecht zurückwarfen, worauf Arnim wieder nach Prag zurückging. Von den Sachsen wurde im Laufe dieses Jahres nichts weiter von Bedeutung unternommen.

In Schlesien, wo nach der Breitenfelder Schlacht 10,000 Kaiserliche unter Tiefenbach und

Götz standen, fiel nach dem Marsch dieses Corps nach Böhmen nichts Erhebliches vor.

In Mecklenburg waren noch drei Punkte, Rostock, Dömitz und Wismar in den Händen der Kaiserlichen, die jedoch im Laufe des Jahres capitulirten, so daß am Ende desselben ganz Mecklenburg von jenen geräumt war.

Banner war nach der Breitenfelder Schlacht mit 9000 Mann in das Stift Magdeburg gerückt, schlug zwei Corps, die der Besatzung von Magdeburg zu Hülfe kommen wollten, und war mit der Belagerung von Magdeburg bereits so weit vorgeschritten, daß die Unterhandlungen wegen Uebergabe der Festung abgeschlossen werden sollten, als plötzlich Pappenheim erschien, Banner nach Calbe zurückdrängte und Magdeburg entsetzte, in das einige Tage später Banner einzog, nachdem es die Kaiserlichen geräumt, die Festungswerke zerstört und das Geschütz mit sich fortgenommen hatten.

Im Anfang des Jahres 1632 standen für den Kaiser die Sachen sehr mißlich. Böhmen, Schlesien und ein großer Theil von Deutschland waren verloren gegangen, seine besten Verbündeten zogen sich zurück, und zum Uebermaaß des Unglücks drohten die Türken mit neuen Einfällen.

Aber ungeachtet dieser mißlichen Lage hatte der Kaiser doch noch Mannesmuth genug, um die Friedensanträge, welche ihm Gustav Adolph machte, zurückzuweisen.

In dieser allgemeinen Noth gab es nur einen Mann, der retten konnte; es war Wallenstein, der Mann der Thaten. Zum Glück für den Kaiser hatte er sich Wallensteins Gunst selbst nach seiner Abdankung zu erhalten gewußt, er stand mit ihm in Briefwechsel, Wallenstein war noch des Kaisers Freund und Rathgeber. Zu dieser Zeit lebte Wallenstein wie ein großer Fürst und mächtiger Herr, bald zu Prag, bald zu Gitschin auf die prachtvollste Weise und schien gar nicht Lust zu haben, wieder ins Feld zu ziehen. Mehrere Anträge, die an ihn gestellt wurden, sich seines Herrn, des Kaisers, Sache wieder thätig anzunehmen, lehnte er entschieden von sich, Krankheit vorschützend, und nur erst auf dringendes Bitten des Fürsten von Eggenberg verpflichtete er sich am 24. Januar 1632 zu Znaim, dem Kaiser innerhalb 3 Monaten ein Heer von 40 bis 50,000 Mann zu werben. Jetzt erscholl allenthalben Wallensteins Werbetrommel, deren auf unzähliges Volk zuströmte, so daß schon im März das kaiserliche Heer, das beim Beginn der

Werbung nur noch aus 10,000 Mann bestand, bedeutend angewachsen war; unaufhörlich trafen neue Verstärkungen in Mähren, das den Sammelplatz bildete, ein, denn Alles traute des Feldherrn Glück und träumte unter seinen Fahnen nur von Sieg und Beute. Nur später und nach langen Unterhandlungen konnte Wallenstein bestimmt werden, über dieses Heer das Commando zu übernehmen, was aber erst dann geschah, nachdem der Kaiser ihn zum Generalissimus desselben ernannt und ihm das unumschränkte Recht der Gnade und Strafe verliehen und noch eine Menge den Kaiser drückende Bedingungen erfüllt hatte.

Gustav Adolph drang nach Baiern vor und stieß bei Stein am Lech auf Tilly, der sich dort mit dem Kurfürsten von Baiern stark verschanzt hatte und in dieser festen Stellung den König auf seinem Marsch aufhalten wollte. Nachdem die Schweden das Terrain rekognoscirt und entdeckt hatten, daß die Stellung nicht unangreifbar sei, wofür sie Tilly gehalten, ließ Gustav Adolph eine Brücke an der Stelle schlagen, wo der Lech einen Bogen bildet. Unter dem Schutz von drei mit 62 Kanonen besetzten Batterien, die unaufhörlich das liguistische Lager beschossen und eines undurchdringlichen Rauches wurde die Brücke ge-

schlagen, über die der König am 15. April Morgens 300 Finnländer führte, um am andern Ufer einen Brückenkopf aufzuwerfen. Die Tapfern hielten längere Zeit die Angriffe der Liguisten aus, bis ihnen die durch 2 Furthen übersetzende Reiterei und das nachrückende Fußvolk Verstärkung brachten. Es entspann sich ein heftiger Kampf, in dem die Liguistische Armee geworfen und Tilly selbst, als er seine Burgunder in eigener Person ins Gefecht führte, lebensgefährlich am Knie verwundet wurde. Hierdurch muthlos gemacht, zog sich die liguistische Armee, unter Anführung des Kurfürsten von Baiern, nach Ingolstadt zurück, wo am 20. April Tilly unter fürchterlichen Schmerzen seinen Geist aushauchte. Die göttliche Strafe hatte den Zerstörer Magdeburgs noch auf dieser irdischen Welt erreicht; möge sie zum warnenden Exempel anderer, auch bald alle die erreichen, welche an der Menschheit freveln. Am Lech hatten die Schweden 2000, die Liguisten 3000 Mann verloren.

Nach Ueberschreitung des Lechs marschirte der König mit der ganzen Armee nach Augsburg, dessen Besatzung am 20. April, als ihr Gustav Adolph freien Abzug gestattet hatte, capitulirte. In Augsburg wurden sofort den Lutheranern alle

Werbung nur noch aus 10,000 Mann bestand, bedeutend angewachsen war; unaufhörlich trafen neue Verstärkungen in Mähren, das den Sammelplatz bildete, ein, denn Alles traute des Feldherrn Glück und träumte unter seinen Fahnen nur von Sieg und Beute. Nur später und nach langen Unterhandlungen konnte Wallenstein bestimmt werden, über dieses Heer das Commando zu übernehmen, was aber erst dann geschah, nachdem der Kaiser ihn zum Generalissimus desselben ernannt und ihm das unumschränkte Recht der Gnade und Strafe verliehen und noch eine Menge den Kaiser drückende Bedingungen erfüllt hatte.

Gustav Adolph drang nach Baiern vor und stieß bei Stein am Lech auf Tilly, der sich dort mit dem Kurfürsten von Baiern stark verschanzt hatte und in dieser festen Stellung den König auf seinem Marsch aufhalten wollte. Nachdem die Schweden das Terrain rekognoscirt und entdeckt hatten, daß die Stellung nicht unangreifbar sei, wofür sie Tilly gehalten, ließ Gustav Adolph eine Brücke an der Stelle schlagen, wo der Lech einen Bogen bildet. Unter dem Schutz von drei mit 62 Kanonen besetzten Batterien, die unaufhörlich das liguistische Lager beschossen und eines undurchdringlichen Rauches wurde die Brücke ge-

schlagen, über die der König am 15. April Morgens 300 Finnländer führte, um am andern Ufer einen Brückenkopf aufzuwerfen. Die Tapfern hielten längere Zeit die Angriffe der Liguisten aus, bis ihnen die durch 2 Furthen übersetzende Reiterei und das nachrückende Fußvolk Verstärkung brachten. Es entspann sich ein heftiger Kampf, in dem die Liguistische Armee geworfen und Tilly selbst, als er seine Burgunder in eigener Person ins Gefecht führte, lebensgefährlich am Knie verwundet wurde. Hierdurch muthlos gemacht, zog sich die liguistische Armee, unter Anführung des Kurfürsten von Baiern, nach Ingolstadt zurück, wo am 20. April Tilly unter fürchterlichen Schmerzen seinen Geist aushauchte. Die göttliche Strafe hatte den Zerstörer Magdeburgs noch auf dieser irdischen Welt erreicht; möge sie zum warnenden Exempel anderer, auch bald alle die erreichen, welche an der Menschheit freveln. Am Lech hatten die Schweden 2000, die Liguisten 3000 Mann verloren.

Nach Ueberschreitung des Lechs marschirte der König mit der ganzen Armee nach Augsburg, dessen Besatzung am 20. April, als ihr Gustav Adolph freien Abzug gestattet hatte, capitulirte. In Augsburg wurden sofort den Lutheranern alle

ihnen von den Katholiken abgenommenen Kirchen wieder zurückgegeben, aber beiden Theilen freie Religionsübung gestattet. Die Stadt erhielt schwedische Besatzung und am 25. April brach der König nach Ingolstadt auf, wo sich unter den Mauern der Festung die liguistische Armee sehr vortheilhaft verschanzt hatte. Hier war es, wo Frankreich für Baiern Neutralität auswirken wollte, welche jedoch Gustav Adolph nur dann zusicherte, wenn Ingolstadt seine Thore öffnete. Da hierin der Kurfürst von Baiern nicht einwilligte, so wurde Ingolstadt ernstlich, aber erfolglos belagert. Beim Sturm auf einen Brückenkopf wurde der König, der, wie es Helden gebührt, überall da der erste war, wo es Gefahr und Kampf gab, verwundet, das Pferd unter ihm getödtet. Mann und Roß brachen zusammen, und die Truppen hielten den König für todt. Er arbeitete sich jedoch wieder hervor und sprach: „Der Apfel ist noch nicht reif.“ Bei demselben Angriff wurde jedoch der junge Markgraf Christoph von Baden-Durlach, Sohn des Markgrafen Georg Friedrich, erschossen. Charakteristisch sind die Worte, welche der Markgraf Georg Friedrich bei der Nachricht von dem Tode seines Sohnes sprach und die ich als die Ausdrücke

eines Fürsten im wahren Sinne des Wortes hier mittheile. *)

---

*) „Es rührt sich zwar das Geblüt und die von der Natur eingepflanzte Affektion bei mir. Dennoch thue ich Euch nicht allein erinnern, daß ich, des Verstorbenen Vater, billig trauere, sondern auch ein Christ bin, so im Trauern etwas halten sollte. Gott hat mir den Sohn gegeben, er hat mir ihn auch wieder genommen. Ich achte meinen Sohn für glücklich, daß er für Gottes Wort gestorben als ein rechtschaffener Christ und gegen seinen Feind als ein tapferer Soldat. Diejenigen sind am meisten zu beklagen, welche ihr Leben in Untugend, Sünde und Lastern ärgerlich zubringen oder schändlich mit einem bösen Ende und Namen beschließen. Ich habe niemals in der Welt meine Affektion auf eine Sache so sehr geworfen, daß ich, solche zu verlieren, nicht sollte erwogen haben, außer meiner Freiheit und zuvörderst meines guten Gewissens. Diese Lehre habe ich den Meinigen gegeben und ihnen eingepflanzt, mit welchen ich mein und der Meinigen Gemüther gegen alle Zufälle des wandelbaren Glücks verwahret und versichert. Der erste Kanonenschuß, welcher dem Könige von Schweden selbst so nahe gewesen, verursacht, daß ich den andern desto eher vergessen kann. Und weil derselbe für den König, auf welchem aller Evangelischen Heil und Wohlfahrt beruhe, so glücklich vorbeigegangen, will ich über den andern, obschon der=

Am 4. Mai wurde die Belagerung von Ingolstadt aufgehoben und kam Landshut durch Capitulation in Besitz der Schweden. Alle Einwohner der Stadt waren geflüchtet, aus Furcht, sie möchten für die an einzelnen schwedischen Soldaten von fanatisirten Landleuten begangenen Mißhandlungen hart angesehen werden, doch der König befahl, Alles zu verzeihen und legte der Stadt eine Contribution von 100,000 Thalern auf. Doch an allen Orten konnte der König die Rache seiner Soldaten nicht zügeln, anders sah es auf dem platten Lande aus. Die bairischen Bauern *), welche, während andere Länder das äußerste Elend erfahren hatten, gleichsam in Rosen und Violen gesessen, wurden über ungewohnte Belastungen und einzelne Mißbräuche ungeduldig, und von fanatischen Priestern aufgeregt, deren Gebet damals hieß: „Herr, erlöse uns vom Erbfeinde, vom schwedischen Teufel“, glaubten sie durch Gewaltthaten sich in ihrem Vaterlande Recht und Ruhe zu verschaffen. Alle Schweden, die in ihre Hände fielen, wurden auf das Schändlichste

---

selbe meinen leiblichen Sohn weggenommen, desto leichter mich zufrieden geben und trösten lassen.“

*) Khevenhüller.

mißhandelt, man hieb ihnen Nase, Ohren und Beine ab, und stieß ihnen die Augen aus. Dieses regte natürlich die Rachsucht und Wuth der Soldaten auf, die für jene Schandthaten viele hundert Ortschaften niederbrannten. Von Landshut zog das schwedische Heer nach Freysingen, wo die Soldaten in des Bischofs Veit Adams Keller manchen stärkenden Labetrank fanden.

Am 17. Mai hielt der König in Begleitung des unglücklichen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz einen prächtigen Einzug in München, wo er nicht nur den Katholiken freie Ausübung ihrer Religion zusicherte, sondern selbst ihren kirchlichen Festen mit Anstand und Theilnahme beiwohnte. Die Stadt mußte eine Contribution von 300,000 Thalern bezahlen, und im Zeughause fanden die Schweden 140 Stück Geschütze, die vergraben waren, und zu denen der König sagte: „Erstehet von den Todten und kommt zu Gericht.“ In einer Kanone fand man 30,000 Dukaten.

Nach der Eroberung Baierns geschah während des Monats Mai und Anfangs Juni nichts Bedeutendes. Der Kurfürst von Baiern stand bei Regensburg, Wallensteins Hülfe erwartend, und der König hatte nach seinem Aufbruch aus München bei Memmingen ein festes Lager be-

zogen, von wo aus er die aufrührerischen Bauern in Schwaben durch den Herzog Bernhard von Weimar, der vom Rhein her zu ihm berufen worden war, beruhigen ließ.

Jetzt muß ich nun mit dem Leser zu dem Kriegsschauplatz in Böhmen zurückkehren, das, wie bekannt, zum größten Theil in den Händen der Sachsen war. Anstatt daß diese, wie es Gustav Adolph beschlossen hatte, aus Böhmen hervorbrachen und sich mit seinem Heer vereinten, wo es dann leicht gewesen wäre, dem Kaiser in der eigenen Hauptstadt Gesetze vorzuschreiben, ließen sich der Kurfürst und Arnim mit Wallenstein in Unterhandlungen ein, so daß dadurch das kostbarste im Krieg wie im Leben, die Zeit zum Handeln, unbenutzt verstrich. Des Königs wiederholten Mahnungen ohngeachtet, blieben die Sachsen unthätig, bis endlich Wallenstein, der schon am 20. April bei Znaim 40,000 Mann versammelt hatte, mit einer den Sachsen weit überlegenen Armee aus Mähren nach Böhmen vorbrach. Am 4. Mai stand Wallenstein vor den Thoren Prags, das nach kurzer Beschießung dem Sieger seine Thore öffnete und dessen Besatzung freien Abzug erhielt. Prag mußte eine starke Brandschatzung geben und die Kleinseite,

der reichste Theil der Stadt, wurde geplündert, d. h. die Soldaten stahlen unter dem Schutz der sich Alles erlaubenden Gewalt das Eigenthum Anderer. Immer mehr und mehr verstärkt, verjagte Wallenstein innerhalb eines Monats die Sachsen aus Böhmen und stand bereits am 17. Juni in Eger.

Als der Kurfürst von Baiern die Kunde von dem Vorrücken Wallensteins nach der Oberpfalz erhielt, verließ er sein Lager bei Regensburg und zog jenem entgegen; ihre beiden Heere vereinigten sich am 22. Juni bei Eger und die vereinte Armee rückt dann nach Nürnberg vor.

Auf die Kunde von den Unglücksfällen der Sachsen in Böhmen, hatte Gustav Adolph dem Herzog Wilhelm von Weimar den Befehl ertheilt, alle in Thüringen befindlichen schwedischen Besatzungen an sich und dem Kurfürsten von Sachsen zu Hülfe zu ziehen, dem er überdieß noch, sollte Wallenstein den Kriegsschauplatz nach Sachsen verlegen, im Fall der Noth 20,000 Mann zu Hülfe führen wollte. Der König selbst verließ sein Lager bei Memmingen und marschirte über Donauwörth nach Nürnberg, wo er am 19. Juni ein festes Lager bezog.

Am 10. Juli passirte Wallenstein mit der Armee die Rednitz bei Stein und bezog am 16. Juli, etwa ¾ Stunden von dem König von Schweden, ein Lager bei Nürnberg. Wallenstein kam in Donner und Bliz, im Licht der brennenden Oberpfalz, nach Nürnberg und ließ sich ebenfalls in einem befestigten Lager nieder. Obgleich Anfangs die Kaiserlichen den Schweden sehr überlegen waren, so wollte doch Wallenstein keine Schlacht wagen; er schüzte seine neue, noch ungeübte Mannschaft vor, so wie die Besorgniß, wäre das Kriegsglück dem Schwedenkönig günstig, Alles zu verlieren und die Schweden Wien einnehmen zu sehen. Die beiden Hauptarmeen standen sich in ihren festen Lagern unthätig gegenüber und nur unter den Streifparteien fielen täglich zwischen den Croaten und den schwedischen Dragonern beim Fouragiren Scharmüzel vor. Am 13. August erhielt Gustav Adolph von Oxenstierna, Herzog Bernhard und Banner, die aus allen Theilen Deutschlands herbeikamen, bedeutende Verstärkungen, so daß sein Heer sich auf 50,000 Mann belief, und hatte nun dem Wallenstein eine gleiche Anzahl Truppen wie dieser entgegenzustellen. Gustav Adolph, der einsehen mochte, daß eine so große Truppenmacht

sich nicht länger auf so wenigen Quadratmeilen halten konnte, wenn sie nicht durch Hunger und Seuche decimirt und durch Auflösung aller Disciplin demoralisirt werden sollte, entschloß sich, trotz aller Warnungen und Vorstellungen doch einen entscheidenden Schritt zu wagen und Wallenstein in seinem wohlbefestigten Lager anzugreifen. Am 4. September Morgens fand unter dem Oberbefehl des Königs der Angriff statt. Der Hauptkampf war um die alte Feste Altenberg, wo Wallenstein sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, und die, so tapfer auch die Schweden fochten, doch nicht in ihre Hände kam. Der tapfere Bernhard von Weimar erkämpfte zwar einige Vortheile, aber man konnte diese aus Mangel an Infanterieunterstützung nicht benutzen. Nachdem man bis zum Abend nutzlos mit großem Verlust auf beiden Seiten gekämpft, stellten sich die Schweden am Abend in der Ebene vor dem kaiserlichen Lager auf. Am 5. September Morgens zog sich Gustav Adolph zurück und nahm auf Kanonenschußweite vom feindlichen Lager mit seinen Schweden ein verschanztes Lager ein. Am 18. September verließ Gustav Adolph, nachdem er in Nürnberg eine hinreichende Besatzung gelassen, seine feste Stellung, ließ Bernhard mit 8000

Mann in Franken zurück und nahm seinen Marsch nach Baiern. Während dieses Marsches verließen auch Wallenstein und der Kurfürst von Baiern, nachdem sie vergebens Nürnberg zur Uebergabe aufgefordert hatten, ihr Lager und zogen nach Koburg, wo Wallenstein sich von dem Kurfürsten Maximilian trennte, der für Baiern besorgt, mit seiner 5000 Mann starken Armee und einem Corps unter Aldringen dahin zog, während Wallenstein durch's Voigtland nach Meißen ging. —

Ehe ich jedoch nun weiter von den beiden Hauptcorps der beiden Armeen spreche, will ich erst die Leser auf die Kriegsschauplätze in den andern Theilen Deutschlands zurückführen, damit sie beständig mit dem ganzen Verlauf des dreißigjährigen Krieges im Zusammenhang bleiben.

Pappenheim, der in den ersten Tagen des Jahres 1632, wie bereits oben erwähnt, Magdeburg entsetzt und nach Wolfenbüttel gezogen war, konnte sich nicht gegen den Herzog Wilhelm von Weimar, Banner nnd den Landgrafen von Hessen halten und mußte sich auf das linke Ufer der Weser zurückziehen. Später, als jedoch Banner und der Herzog Wilhelm zum König nach Süddeutschland gerufen wurden, bekam Pappenheim wieder Luft, zerstreute die hessischen Regimenter und er-

oberte die verloren gegangenen festen Plätze wieder. Hierauf rückte er in das Erzstift Bremen, schlug den schwedischen General Tott und zog dann, weil Dänemark, aus Furcht vor Schweden, die ihm von Pappenheim angebotene Besitznahme des Erzstiftes verweigerte, wieder nach Hessen zurück, wo er den Landgrafen von Hessen bei Volkmarsen überfiel und aufs Haupt schlug.

Der Herzog Georg von Lüneburg, der erst am 18. Mai in's Feld rücken konnte, fügte der liguistischen Armee mehrere Niederlagen bei und vereinigte sich bei Calenberg mit dem schwedischen General Baudissen, der nach Totts Niederlage das Oberkommando übernommen hatte. Bei Hildesheim bot der Herzog der liguistischen Armee unter Pappenheim eine Schlacht an, doch zog sich letzterer zurück und nahm seinen Marsch nach dem Rhein. Baudissen ging nach Westphalen, um Pappenheim zu beobachten und der Herzog Georg belagerte Wolfenbüttel. Pappenheim machte bald auf seinem Marsch kehrt, drängte die Schweden und ein diesen zu Hülfe gesandtes Corps zurück, die beide sich später mit dem Corps des Herzogs Bernhard von Weimar vereinten, und ging dann, viele feste Plätze erobernd, gerade auf Hannover los, als ihm der Befehl wurde,

zu dem aus Franken nach Thüringen ziehenden Wallenstein zu stoßen. Der Herzog Georg von Lüneburg, der von Wolfenbüttel zurückgeschlagen worden war, vereinte sich gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs von Schweden mit den Sachsen.

Auf dem schlesischen Kriegsschauplatz hatten die Sachsen unter Arnim mit vielem Glück gegen den kaiserlichen General Don Balthasar de Maradas gefochten und Arnim hatte sich sogar in Besitz von Breslau gesetzt.

Um die Sachsen aus Schlesien abzuziehen, hatte Wallenstein schon im August den General Holk mit 6000 Mann nach Sachsen detaschirt, wo in den auf dem linken Elbufer gelegenen Provinzen die Croaten fürchterlich hausten. Ueberall fand Holk leichtes Spiel, denn setzte man sich auch zur Wehre, so waren es doch nur Leute, denen es an Kriegszucht und Erfahrung mangelte. Ein [illegible], Namens Türk in Grünhain, hatte sich besonders um die Beschützung seines [illegible] gegen die rohe Soldateska verdient gemacht, er hatte seine Bauern dermaßen ab[illegible] [illegible] und bewaffnet, daß sie frisch [illegible] und sich tüchtig wehrten. Der Zug der Kaiserlichen war überall mit Mord

und Brand bezeichnet; es schien, als wenn die Hölle ihre Teufel ausgespieen, um Alles zu vernichten.

Das unglückliche Sachsen zu schützen, mußte sich Arnim vom Kriegsschauplatz aus Schlesien weg nach Sachsen begeben, was inzwischen die kaiserlichen Corps verließen, um sich mit Wallenstein in Thüringen zu verbinden.

Nach dem Abzug der Kaiserlichen wurden die Bauern im Oktober wieder kühner. Der Amtsschöffe Türk und andere sammelten Streifcorps, die den Kaiserlichen, welche durch die Päffe nach Böhmen zogen, vielen Schaden thaten. Von Freiberg aus, wo eine kaiserliche Garnison lag, wurde der Amtsschöffe öfters aufgefordert, Contribution zu geben; er aber ließ sagen: „Er wolle den Kaiserlichen Pestilenz, Pulver und Blei auf die Köpfe geben.“ Da zogen 2000 Kaiserliche nach Grünhain, schlugen unterwegs Alles, sogar Kinder, die sich ins Dickicht verborgen hatten, todt, jagten Türk mit seinen Bauern in die Flucht, plünderten Grünhain und brannten es bis auf fünf Häuser nieder. Als das Städtchen lichterloh brannte, bliesen die kaiserlichen Trompeter, als hätten sie eine Heldenthat des neunzehnten Jahrhunderts gethan.

zu dem aus Franken nach Thüringen ziehenden Wallenstein zu stoßen. Der Herzog Georg von Lüneburg, der von Wolfenbüttel zurückgeschlagen worden war, vereinte sich gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs von Schweden mit den Sachsen.

Auf dem schlesischen Kriegsschauplatz hatte die Sachsen unter Arnim mit vielem Glück gegen den kaiserlichen General Don Balthasar de Maradas gefochten und Arnim hatte sich sogar [illegible] Besitz von Breslau gesetzt.

Um die Sachsen aus Schlesien abzuzie[illegible] hatte Wallenstein schon im August den Ge[illegible] Holk mit 6000 Mann nach Sachsen detas[illegible] wo in den auf dem linken Elbufer gelegenen [illegible] vinzen die Croaten fürchterlich hausten. Ue[illegible] fand Holk leichtes Spiel, denn setzte ma[illegible] auch zur Wehre, so waren es doch nur [illegible] denen es an Kriegszucht und Erfahrung m[illegible] Ein Amtsschöffe, Namens Türk in Gr[illegible] hatte sich übrigens um die Beschützung [illegible] Vaterlandes ge[illegible] rohe Soldateska [illegible] gemacht. Er[illegible] Bauern derma[illegible] gerichtet, [illegible] vor dem[illegible] Der [illegible]

Brand bezeichnet; es schien, als wenn die
ihre Teufel ausgespieen, um Alles zu ver-
n.

Das unglückliche Sachsen zu schützen, mußte
Arnim vom Kriegsschauplatz aus Schlesien
nach Sachsen begeben, was inzwischen die
ichen Corps verließen, um sich mit Wallen-
n Thüringen zu verbinden.

Nach dem Abzug der Kaiserlichen wurden
uern im Oktober wieder kühner. Der
höffe Türk und andere sammelten Streif-
ie den Kaiserlichen, welche durch die Pässe
men zogen, vielen Schaden thaten. Von
aus, wo eine kaiserliche Garnison lag,
Amtsschöffe öfters aufgefordert, Con-
geben; er aber ließ sagen: „E
Kaiserlichen Pestilenz, Pulver
Köpfe geben." Da zogen 200
Grünhain, schlugen unter
der, die sich ins Dickicht
jagten Türk mit seinen
plünderten Grünhain und
Dörfer nieder. Als das
de, bliesen die
sie eine Hel

ann
festig-
auf die
15. No-
Wallen-
dem halben
Nachricht von

In Schwaben und Tyrol waren die Waffen des Herzogs Bernhard siegreich gewesen, aber alle Vortheile gingen wieder verloren, als der sächsische Held zu dem König ins Nürnberger Lager ziehen mußte.

Am Rhein ging Speier an die Kaiserlichen verloren, die bei dieser Belagerung von einem spanischen Hülfscorps unterstützt wurden. Im Verein mit einem französischen Corps von 24,000 Mann, das Ludwig XIII. dem Kurfürsten von Trier zur Hülfe gesandt hatte, vertrieben die Schweden unter Horn die Spanier und Kaiserlichen und eroberten fast die ganze Pfalz. Später zog Horn nach Schwaben gegen den kaiserlichen General Aldringen.

Jetzt wollen wir nun wieder unsere Blicke auf die Hauptarmeen unter Gustav Adolph und Wallenstein richten.

Ohne sich von dem Marsch des Königs nach Baiern irre machen zu lassen, zog Wallenstein unaufhaltsam nach Sachsen, vereinte sich mit Holk und Gallas, die so schon in Sachsen gewirthschaftet hatten, eroberte Leipzig, und war im Begriff, nach Dresden zu marschiren, als er, auf die Nachricht, daß Gustav Adolph ebenfalls nach Sachsen vorrücke, zurückging und sich mit Pap-

penheim vereinte, der jedoch später zur Eroberung von Halle abgesandt wurde. Zu dieser Zeit stand Wallenstein bei Merseburg, rückte aber den 15. November, als die Schweden sich näherten, bis Lützen und nahm seine Stellung unmittelbar an der Straße nach Leipzig. Pappenheim wurde von der drohenden Gefahr durch Eilboten benachrichtigt und aufgefordert, schnell herbeizukommen.

Der Kurfürst von Sachsen rief, als er sein Land von den Kaiserlichen so bedroht sah, den König Gustav Adolph um Hülfe an, der auch diese nicht verweigerte, und nach Sachsen aufbrach, nachdem von ihm zur Vertheidigung Baierns ein Corps unter dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld zurückgelassen worden war. In Arnstadt vereinte sich der König mit dem Herzog Bernhard und setzte dann seinen Marsch nach Erfurt fort. Am 10. November bezog der König mit seiner Armee, die nur aus 12,000 Mann Fußvolk und 6500 Reitern bestand, ein befestigtes Lager bei Naumburg, das er jedoch, auf die Kunde von Pappenheim's Wegzug, am 15. November, Morgens 4 Uhr, verließ, um Wallenstein bei Lützen anzugreifen. Auf dem halben Weg nach Pegau bestätigte sich die Nachricht von

zogen, von wo aus er die aufrührerischen Bauern in Schwaben durch den Herzog Bernhard von Weimar, der vom Rhein her zu ihm berufen worden war, beruhigen ließ.

Jetzt muß ich nun mit dem Leser zu dem Kriegsschauplatz in Böhmen zurückkehren, das, wie bekannt, zum größten Theil in den Händen der Sachsen war. Anstatt daß diese, wie es Gustav Adolph beschlossen hatte, aus Böhmen hervorbrachen und sich mit seinem Heer vereinten, wo es dann leicht gewesen wäre, dem Kaiser in der eigenen Hauptstadt Gesetze vorzuschreiben, ließen sich der Kurfürst und Arnim mit Wallenstein in Unterhandlungen ein, so daß dadurch das kostbarste im Krieg wie im Leben, die Zeit zum Handeln, unbenutzt verstrich. Des Königs wiederholten Mahnungen ohngeachtet, blieben die Sachsen unthätig, bis endlich Wallenstein, der schon am 20. April bei Znaim 40,000 Mann versammelt hatte, mit einer den Sachsen weit überlegenen Armee aus Mähren nach Böhmen vorbrach. Am 4. Mai stand Wallenstein vor den Thoren Prags, das nach kurzer Beschießung dem Sieger seine Thore öffnete und dessen Besatzung freien Abzug erhielt. Prag mußte eine starke Brandschatzung geben und die Kleinseite,

der reichste Theil der Stadt, wurde geplündert, d. h. die Soldaten stahlen unter dem Schutz der sich Alles erlaubenden Gewalt das Eigenthum Anderer. Immer mehr und mehr verstärkt, verjagte Wallenstein innerhalb eines Monats die Sachsen aus Böhmen und stand bereits am 17. Juni in Eger.

Als der Kurfürst von Baiern die Kunde von dem Vorrücken Wallensteins nach der Oberpfalz erhielt, verließ er sein Lager bei Regensburg und zog jenem entgegen; ihre beiden Heere vereinigten sich am 22. Juni bei Eger und die vereinte Armee rückt dann nach Nürnberg vor.

Auf die Kunde von den Unglücksfällen der Sachsen in Böhmen, hatte Gustav Adolph dem Herzog Wilhelm von Weimar den Befehl ertheilt, alle in Thüringen befindlichen schwedischen Besatzungen an sich und dem Kurfürsten von Sachsen zu Hülfe zu ziehen, dem er überdieß noch, sollte Wallenstein den Kriegsschauplatz nach Sachsen verlegen, im Fall der Noth 20,000 Mann zu Hülfe führen wollte. Der König selbst verließ sein Lager bei Memmingen und marschirte über Donauwörth nach Nürnberg, wo er am 19. Juni ein festes Lager bezog.

Am 10. Juli passirte Wallenstein mit der Armee die Redwitz bei Stein und bezog am 16. Juli, etwa ¾ Stunden von dem König von Schweden, ein Lager bei Nürnberg. Wallenstein kam in Donner und Blitz, im Licht der brennenden Oberpfalz, nach Nürnberg und ließ sich ebenfalls in einem befestigten Lager nieder. Obgleich Anfangs die Kaiserlichen den Schweden sehr überlegen waren, so wollte doch Wallenstein keine Schlacht wagen; er schützte seine neue, noch ungeübte Mannschaft vor, so wie die Besorgniß, wäre das Kriegsglück dem Schwedenkönig günstig, Alles zu verlieren und die Schweden Wien einnehmen zu sehen. Die beiden Hauptarmeen standen sich in ihren festen Lagern unthätig gegenüber und nur unter den Streifparteien fielen täglich zwischen den Croaten und den schwedischen Dragonern beim Fouragiren Scharmützel vor. Am 13. August erhielt Gustav Adolph von Oxenstierna, Herzog Bernhard und Banner, die aus allen Theilen Deutschlands herbeikamen, bedeutende Verstärkungen, so daß sein Heer sich auf 50,000 Mann belief, und hatte nun dem Wallenstein eine gleiche Anzahl Truppen wie dieser entgegenzustellen. Gustav Adolph, der einsehen mochte, daß eine so große Truppenmacht

sich nicht länger auf so wenigen Quadratmeilen halten konnte, wenn sie nicht durch Hunger und Seuche decimirt und durch Auflösung aller Disciplin demoralisirt werden sollte, entschloß sich, trotz aller Warnungen und Vorstellungen doch einen entscheidenden Schritt zu wagen und Wallenstein in seinem wohlbefestigten Lager anzugreifen. Am 4. September Morgens fand unter dem Oberbefehl des Königs der Angriff statt. Der Hauptkampf war um die alte Feste Altenberg, wo Wallenstein sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, und die, so tapfer auch die Schweden fochten, doch nicht in ihre Hände kam. Der tapfere Bernhard von Weimar erkämpfte zwar einige Vortheile, aber man konnte diese aus Mangel an Infanterieunterstützung nicht benutzen. Nachdem man bis zum Abend nutzlos mit großem Verlust auf beiden Seiten gekämpft, stellten sich die Schweden am Abend in der Ebene vor dem kaiserlichen Lager auf. Am 5. September Morgens zog sich Gustav Adolph zurück und nahm auf Kanonenschußweite vom feindlichen Lager mit seinen Schweden ein verschanztes Lager ein. Am 18. September verließ Gustav Adolph, nachdem er in Nürnberg eine hinreichende Besatzung gelassen, seine feste Stellung, ließ Bernhard mit 8000

12

Mann in Franken zurück und nahm seinen Marsch nach Baiern. Während dieses Marsches verließen auch Wallenstein und der Kurfürst von Baiern, nachdem sie vergebens Nürnberg zur Uebergabe aufgefordert hatten, ihr Lager und zogen nach Koburg, wo Wallenstein sich von dem Kurfürsten Maximilian trennte, der für Baiern besorgt, mit seiner 5000 Mann starken Armee und einem Corps unter Aldringen dahin zog, während Wallenstein durch's Voigtland nach Meißen ging. —

Ehe ich jedoch nun weiter von den beiden Hauptcorps der beiden Armeen spreche, will ich erst die Leser auf die Kriegsschauplätze in den andern Theilen Deutschlands zurückführen, damit sie beständig mit dem ganzen Verlauf des dreißigjährigen Krieges im Zusammenhang bleiben.

Pappenheim, der in den ersten Tagen des Jahres 1632, wie bereits oben erwähnt, Magdeburg entsetzt und nach Wolfenbüttel gezogen war, konnte sich nicht gegen den Herzog Wilhelm von Weimar, Banner nnd den Landgrafen von Hessen halten und mußte sich auf das linke Ufer der Weser zurückziehen. Später, als jedoch Banner und der Herzog Wilhelm zum König nach Süddeutschland gerufen wurden, bekam Pappenheim wieder Luft, zerstreute die hessischen Regimenter und er-

oberte die verloren gegangenen festen Plätze wieder. Hierauf rückte er in das Erzstift Bremen, schlug den schwedischen General Tott und zog dann, weil Dänemark, aus Furcht vor Schweden, die ihm von Pappenheim angebotene Besitznahme des Erzstiftes verweigerte, wieder nach Hessen zurück, wo er den Landgrafen von Hessen bei Volkmarsen überfiel und aufs Haupt schlug.

Der Herzog Georg von Lüneburg, der erst am 18. Mai in's Feld rücken konnte, fügte der liguistischen Armee mehrere Niederlagen bei und vereinigte sich bei Calenberg mit dem schwedischen General Baudissen, der nach Totts Niederlage das Oberkommando übernommen hatte. Bei Hildesheim bot der Herzog der liguistischen Armee unter Pappenheim eine Schlacht an, doch zog sich letzterer zurück und nahm seinen Marsch nach dem Rhein. Baudissen ging nach Westphalen, um Pappenheim zu beobachten und der Herzog Georg belagerte Wolfenbüttel. Pappenheim machte bald auf seinem Marsch kehrt, drängte die Schweden und ein diesen zu Hülfe gesandtes Corps zurück, die beide sich später mit dem Corps des Herzogs Bernhard von Weimar vereinten, und ging dann, viele feste Plätze erobernd, gerade auf Hannover los, als ihm der Befehl wurde,

zu dem aus Franken nach Thüringen ziehenden Wallenstein zu stoßen. Der Herzog Georg von Lüneburg, der von Wolfenbüttel zurückgeschlagen worden war, vereinte sich gegen den ausdrücklichen Befehl des Königs von Schweden mit den Sachsen.

Auf dem schlesischen Kriegsschauplatz hatten die Sachsen unter Arnim mit vielem Glück gegen den kaiserlichen General Don Balthasar de Maradas gefochten und Arnim hatte sich sogar in Besitz von Breslau gesetzt.

Um die Sachsen aus Schlesien abzuziehen, hatte Wallenstein schon im August den General Holk mit 6000 Mann nach Sachsen detaschirt, wo in den auf dem linken Elbufer gelegenen Provinzen die Croaten fürchterlich hausten. Ueberall fand Holk leichtes Spiel, denn setzte man sich auch zur Wehre, so waren es doch nur Leute, denen es an Kriegszucht und Erfahrung mangelte. Ein Amtsschöffe, Namens Türk in Grünhain, hatte sich übrigens um die Beschützung seines Vaterlandes gegen die rohe Soldateska verdient gemacht. Er hatte seine Bauern dermaßen abgerichtet, ermuthigt und bewaffnet, daß sie frisch vor dem Feind standen und sich tüchtig wehrten. Der Zug der Kaiserlichen war überall mit Mord

und Brand bezeichnet; es schien, als wenn die Hölle ihre Teufel ausgespieen, um Alles zu vernichten.

Das unglückliche Sachsen zu schützen, mußte sich Arnim vom Kriegsschauplatz aus Schlesien weg nach Sachsen begeben, was inzwischen die kaiserlichen Corps verließen, um sich mit Wallenstein in Thüringen zu verbinden.

Nach dem Abzug der Kaiserlichen wurden die Bauern im Oktober wieder kühner. Der Amtsschöffe Türk und andere sammelten Streifcorps, die den Kaiserlichen, welche durch die Päffe nach Böhmen zogen, vielen Schaden thaten. Von Freiberg aus, wo eine kaiserliche Garnison lag, wurde der Amtsschöffe öfters aufgefordert, Contribution zu geben; er aber ließ sagen: „Er wolle den Kaiserlichen Pestilenz, Pulver und Blei auf die Köpfe geben.“ Da zogen 2000 Kaiserliche nach Grünhain, schlugen unterwegs Alles, sogar Kinder, die sich ins Dickicht verborgen hatten, todt, jagten Türk mit seinen Bauern in die Flucht, plünderten Grünhain und brannten es bis auf fünf Häuser nieder. Als das Städtchen lichterloh brannte, bließen die kaiserlichen Trompeter, als hätten sie eine Heldenthat des neunzehnten Jahrhunderts gethan.

In Schwaben und Tyrol waren die Waffen des Herzogs Bernhard siegreich gewesen, aber alle Vortheile gingen wieder verloren, als der sächsische Held zu dem König ins Nürnberger Lager ziehen mußte.

Am Rhein ging Speier an die Kaiserlichen verloren, die bei dieser Belagerung von einem spanischen Hülfscorps unterstützt wurden. Im Verein mit einem französischen Corps von 24,000 Mann, das Ludwig XIII. dem Kurfürsten von Trier zur Hülfe gesandt hatte, vertrieben die Schweden unter Horn die Spanier und Kaiserlichen und eroberten fast die ganze Pfalz. Später zog Horn nach Schwaben gegen den kaiserlichen General Aldringen.

Jetzt wollen wir nun wieder unsere Blicke auf die Hauptarmeen unter Gustav Adolph und Wallenstein richten.

Ohne sich von dem Marsch des Königs nach Baiern irre machen zu lassen, zog Wallenstein unaufhaltsam nach Sachsen, vereinte sich mit Holk und Gallas, die so schon in Sachsen gewirthschaftet hatten, eroberte Leipzig, und war im Begriff, nach Dresden zu marschiren, als er, auf die Nachricht, daß Gustav Adolph ebenfalls nach Sachsen vorrücke, zurückging und sich mit Pap-

penheim vereinte, der jedoch später zur Eroberung von Halle abgesandt wurde. Zu dieser Zeit stand Wallenstein bei Merseburg, rückte aber den 15. November, als die Schweden sich näherten, bis Lützen und nahm seine Stellung unmittelbar an der Straße nach Leipzig. Pappenheim wurde von der drohenden Gefahr durch Eilboten benachrichtigt und aufgefordert, schnell herbeizukommen.

Der Kurfürst von Sachsen rief, als er sein Land von den Kaiserlichen so bedroht sah, den König Gustav Adolph um Hülfe an, der auch diese nicht verweigerte, und nach Sachsen aufbrach, nachdem von ihm zur Vertheidigung Baierns ein Corps unter dem Pfalzgrafen Christian von Birkenfeld zurückgelassen worden war. In Arnstadt vereinte sich der König mit dem Herzog Bernhard und setzte dann seinen Marsch nach Erfurt fort. Am 10. November bezog der König mit seiner Armee, die nur aus 12,000 Mann Fußvolk und 6500 Reitern bestand, ein befestigtes Lager bei Naumburg, das er jedoch, auf die Kunde von Pappenheim's Wegzug, am 15. November, Morgens 4 Uhr, verließ, um Wallenstein bei Lützen anzugreifen. Auf dem halben Weg nach Pegau bestätigte sich die Nachricht von

Pappenheim's Abzug und man meldete, daß die Wallenstein'schen Truppen, keinen Angriff erwartend, sorglos in den Dörfern umherlägen. Der König rief aus: „Nun glaube ich wahrlich, daß Gott die Feinde in meine Hände gegeben." Als der König in die Ebene von Lützen hinabstieg, war die Nacht hereingebrochen.

Noch am Abend des 15. November ließ Wallenstein das Heer durch drei Kanonenschüsse sammeln und Holk stellte die Truppen noch während der Nacht in der Ebene in Schlachtordnung auf; die Front deckte die von Leipzig nach Weißenfels führende Hauptstraße, an deren beiden Seiten tiefe Gräben aufgeworfen waren.

Auf den beiden Flügeln war die Cavallerie aufgestellt, und auf dem rechten, bei den Windmühlen, eine große Batterie von 14 Kanonen aufgefahren, mit welchen man das ganze Schlachtfeld bestreichen konnte. — Den linken Flügel befehligte der General Holk, den rechten Colloredo, und das Centrum, dessen Infanterie in 4 Quarré's aufgestellt war, stand unter dem Commando Wallensteins. — Gustav Adolph formirte seine Armee vorwärts des Dorfes Chursitz, auf der Südseite der Straße in zwei Treffen, und brachte ebenfalls, wie Wallenstein, auf die beiden

Flügel die Cavallerie. Längs der ganzen Fronte war das Geschütz aufgefahren. — Im ersten Treffen kommandirte Gustav den rechten Flügel, der Herzog Bernhard von Weimar den linken, und der Graf Brahe von der Wissinsburg das Centrum. Das Commando des rechten Flügels im zweiten Treffen war dem General Bulach übergeben, das des linken dem Prinzen Ernst von Anhalt; Kniephausen befehligte das Centrum. — Gustav Adolph, der von der Abwesenheit Pappenheim's Nutzen ziehen wollte, griff schon am 16. November, früh nach 11 Uhr, als der dicke Nebel, der bis dahin die ganze Gegend in einen undurchsichtigen Schleier gehüllt hatte, durch die Sonne zertheilt worden war, Wallenstein in seiner Stellung an, und führte in eigener Person den rechten Flügel der Schweden zum Angriff herbei. Die schwere Reiterei der Schweden warf die leicht berittenen Polen und Kroaten des linken kaiserlichen Flügels über den Haufen. Trotz des heftigsten Geschützfeuers ging das schwedische Centrum über die Gräben vor, welche sie von der Stellung der Gegner trennten. Schon waren zwei Vierecke von den Schweden durchbrochen worden und das dritte nahe daran, gleiches Schicksal zu theilen, da sandte Wallenstein seinem

Centrum frische Truppenmassen zur Hülfe, die in festgeschlossenen Gliedern gegen die während des Gefechtes in Unordnung gekommenen Schweden anrückten, und sie zum Rückzug zwangen. — Bei dem Anblicke der drohenden Gefahr eilte Gustav Adolph vom rechten Flügel zur Unterstützung der Seinigen mit einem Reitergeschwader herbei. — Um die schwächste Stelle des Feindes zu erforschen, auf welche am vortheilhaftesten ein Angriff hätte geschehen können, hatte sich Gustav Adolph zu weit von seinen Leuten entfernt, und war in die Nähe einer Schwadron kaiserlicher Reiter gerathen, die auf ihn feuerten, und ihn am Arme schwer verwundeten. Vom Schmerz überwältigt, wollte der König sich eben von den wenigen Begleitern, welche seine Umgebung bildeten, aus dem Getümmel zurückbringen lassen, als er in diesem Augenblick einen Schuß in den Rücken erhielt, in Folge dessen der König unter dem Ausrufe: „Mein Gott! Mein Gott!“ vom Pferde sank. Während daß ein dem König ganz treu ergebener Page, Leubelfing, sich bemühte, dem König zu helfen, wurden beide von kaiserlichen Reitern niedergeschossen, und Gustav Adolph selbst, da sie ihn nicht kannten, von denselben rein ausgeplündert. Als sich

die Kunde von Gustav Adolph's Tode in den Reihen der Schweden verbreitete, bemächtigte sich derselben die größte Wuth gegen die Kaiserlichen, und sie beschlossen, durch einen Sieg über ihre Gegner dem König eine würdige Todtenfeier zu bringen. — Sogleich nach des Königs Tod übernahm der als Held bekannte Herzog Bernhard von Weimar das Oberkommando über das Heer.

Dem Herzog Bernhard und dem Grafen Brahe von der Wisinsburg gelang es, die bei dem Zurückziehen auseinandergekommenen Glieder der Schweden wieder zu ordnen und mit denselben nochmals über die Gräben vorzudringen. Die Schweden, durch den Heldenmuth ihrer Führer belebt, griffen das kaiserliche Centrum und den rechten Flügel mit einer solchen Tapferkeit an, daß auf diesen Punkten die kaiserlichen Truppen dem Andrange der Schweden nicht widerstehen konnten und in Unordnung geriethen. Schon glaubten die Schweden, den Sieg errungen zu haben, da erschien Pappenheim, der erste Reiter-General seines Jahrhunderts, mit 7000 Mann Reiterei auf dem Schlachtfelde, um den Schweden den blutigen Lorbeer des Tages streitig zu machen. — Zum drittenmale entspann sich zwischen

dem linken Flügel der Kaiserlichen, den jetzt Pappenheim befehligte, und dem rechten der Schweden ein erbitterter Kampf, in welchem Pappenheim, durch eine Falkonetkugel tödtlich verwundet wurde. Nach dessen Entfernung von dem Kampfplatze wurde auf diesem Punkte mit wechselndem Glücke gestritten, ohne daß weder der eine, noch der andere Theil wichtige Vortheile errang. Während dieser Zeit hatte sich auch das kaiserliche Centrum wieder gesammelt und in Bewegung gesetzt; bereits waren die von den Schweden eroberten Batterien durch die Obersten Piccolomini und Terzky weggenommen und zwei der besten schwedischen Regimenter zusammengehauen worden, als Kniephausen aus dem Hintertreffen den Streitenden Hülfe sandte. Hierdurch wurden die Schweden in Stand gesetzt, alle ihre verlorenen Vortheile wieder zu erringen, und außerdem noch eine kaiserliche Batterie zu erobern. — Auf dem linken Flügel wurde den ganzen Tag mit der größten Erbitterung gestritten und zu wiederholten Malen die kaiserliche große Batterie bei den Windmühlen von den Schweden angegriffen. Dem letzten Angriff, welchen der Herzog Bernhard, dessen Truppen durch einen Theil der Reserve verstärkt worden waren, gegen diesen Punkt unternehmen wollte,

entgingen die Kaiserlichen durch den Einbruch der Nacht, die dem Kampfe ein Ende machte.

Jetzt ließ Wallenstein das Signal zum Rückzuge geben, den seine Krieger, ohne von den Schweden beunruhigt zu werden, antraten, da die letzteren der Einbruch der Nacht und ein dicker Nebel, sowie die eigene Ermüdung an der Verfolgung der Feinde hinderte. —

Das ganze Geschütz der Kaiserlichen fiel in die Hände der Sieger. — Die Kaiserlichen verloren 7000 Mann; die Schweden gegen 3000 Mann. — Des Königs Leichnam wurde am folgenden Tage mitten unter einem Haufen Todter hervorgezogen; er war durch Hufschläge und Wunden, deren eilf ihn bedeckten, fast unkenntlich geworden. —

Im Buche, wo Gott die Geschicke der Menschen eingetragen, stand geschrieben, daß Gustav Adolph nicht das Ende des großen Kampfes für geistige Freiheit erreichen sollte. Mitten auf dem Schlachtfelde holte ihn der Todesengel von seiner Mission ab. Neid, Rache und Mißgunst haben auch an die Thaten dieses großen und edlen Königs, der für das geistige Wohl Deutschlands Alles, ja sogar sein Leben, zum Opfer gebracht hat, ihren niedrigen Gift gespritzt, und um seine

uneigennützigen, hohen Handlungen zu verdunkeln, welche die niedrigen Creaturen in ihrer Erbärmlichkeit nicht begreifen konnten, schob man denselben als Triebfeder Sucht nach Ruhm und Ländereroberung unter. Hätte auch Gustav Adolph in Deutschland ein großes protestantisches Reich gestiftet, um dem Glauben, für den er stritt, in Deutschland einen festen Halt gegen alle Angriffe zu geben, so würde er es wohl versucht haben, Millionen von Katholiken mit Gewalt zum Protestantismus zu bringen, denn überall, wo er als Sieger in katholischen Ländern erschien, gestattete er nicht nur den Katholiken freie Ausübung der Religion, sondern nahm auch an deren Gottesdienst Theil; er wußte, daß man unsern Gott in jeder Form verehren kann, und sein Kampf war wohl eigentlich nur gegen die Finsterniß und Verdummung gerichtet, welche von Henkern des menschlichen Geistes unter religiösen Formen über die Menschheit teuflisch geschäftig verbreitet wurden. Zur Aufrechthaltung des Religionsgeistes und der Glaubensfreiheit war er unter allen Fürsten seines Jahrhunderts der tauglichste. Jeder deutsche Mann, wessen Glaubens er auch sein mag, muß das Andenken dieses edlen, großen Königs ehren, der einer der wackern Streiter

war, welche die Ketten der Knechtschaft und Finsterniß sprengten, und die Morgenröthe des geistigen Lichts über Europa heraufriefen.

Nach dem Verlust der Lützener Schlacht führte Wallenstein sein Heer nach Böhmen zurück, wo er am 30. November in Doran eintraf, um dort die Winterquartiere zu beziehen und seine Regimenter durch neue Werbungen zu verstärken. Gallas wurde mit einem Corps nach Schlesien gesandt, um zu beobachten, was der Feind für Maßregeln nehmen würde. Nachdem die Winterquartiere eingenommen, ging Wallenstein nach Prag, um dort im Lichtenstein'schen Palast die zu belohnen, welche bei Lützen sich als brave Soldaten geschlagen und die streng zu bestrafen, welche als Memmen sich bewiesen. Er theilte an die Tapfern 85,210 fl. als Belohnung aus, ließ aber von der andern Seite am 24. Februar 1633 vor dem Rathhause der Altstadt Prags eilf Officiere enthaupten und sieben für ehrlos erklären. Die Namen von 40 Officieren, welche, aus Furcht vor einem strengen Gericht entflohen waren, wurden an den Galgen geschlagen. Alles dieses that Wallenstein, ohne den Kaiser zu fragen, der zum bösen Spiel gute Miene machen mußte. Alle Lutheraner, die mit den Sachsen wieder nach Böh-

men gekommen, verjagte Wallenstein aufs Neue und zog ihre Güter ein.

Nach der Schlacht bei Lützen führte den 17. November Mittags der Herzog Bernhard von Weimar das schwedische Heer und in dessen Mitte den königlichen Leichnam nach Weißenfels, wo eine Musterung über jenes gehalten wurde, das aus 4000 Reitern und 8000 Mann Fußvolk bestand. Nachdem sich Bernhard, welchen die Truppen einstimmig zu ihren Führer ausgerufen hatten, noch mit 4000 Mann, welche ihm der Herzog von Lüneburg zugeführt, sowie mit 1000 sächsischen Reitern verstärkt hatte, brach er zur Verfolgung der Kaiserlichen auf und reinigte Sachsen von den Feinden. Später marschirte Bernhard nach Altenburg, während der Herzog von Lüneburg sich nach Osnabrück zurückzog.

Kurz nach Gustav Adolph's Tod starb der Pfalzgraf Friedrich V., ein Ereigniß, das fast spurlos und unbeklagt vorüberging. Jetzt wäre es an dem Churfürsten Johann Georg von Sachsen gewesen, mit Kraft sich der Sache der Protestanten anzunehmen und durch Vereinigung aller streitenden Glieder zu einer festen Kette, den Kampf mit Kraft fortzuführen. Allein der Churfürst war ein lauer Herr, den Schweden abge-

neigt, argwöhnisch und dem edlen Rebensaft so ergeben, daß von ihm der Graf Schwarzenberg, sein Genosse, schreibt: „Er habe sich beim Churfürsten und dessen Bruder wohl zehn Jahre seines Lebens abgesoffen.“ Nur ein Mann war fähig, die diplomatische Leitung der Angelegenheiten in die Hand zu nehmen, es war Oxenstierna, der schon längst Gustav Adolph's rechte Hand gewesen und am 18. Januar 1633 zum bevollmächtigten Legaten der Krone Schwedens beim römischen Reich und bei allen Armeen vom Reichsrathe ernannt worden und der die oberste Leitung der Dinge übernommen hatte. Auch hatte man Oxenstierna die Vormundschaft über Gustav Adolph's Tochter Christine übergeben.

Axel Oxenstierna war zu Fanö in Upland im Jahr 1583 geboren, ging 1598 nach Deutschland, studirte in Rostock und Wittenberg fünf Jahre lang die Rechte, Staatskunde, und Gottesgelahrtheit, vertheidigte in Wittenberg vier theologische Abhandlungen vom Katheder, ward 1609 Reichsrath und beim Antritt der Regierung Gustav Adolph's Reichskanzler. In ihm vereinten sich umfassende Anlagen, gründliche Kenntnisse, durchdringende Klugheit, Mäßigung und Gewandtheit des Benehmens, unerschütterliche Festigkeit

und Reinheit des Charakters, unermüdliche Thätigkeit und ein großartiger Sinn, der Alles, vom Kleinsten bis zum Wichtigsten, in edler Ruhe übersah, angemessen würdigte und mit Sicherheit lenkte und beherrschte. Die Regeln, welche er später seinem Sohn gab, befolgte er selbst. Verfahre, schreibt er ihm, so vorsichtig als möglich, tritt den Wünschen Anderer nicht in den Weg, oder, wo es sein muß, entschuldige und rechtfertige es höflichst. Gieb acht, was und in welchem Sinne etwas geschieht, rede wenig und ereifere Dich nie über Kleinigkeiten. Nur auf diesem Wege habe ich viele Feinde besänftigt, ja versöhnt; wäre ich nicht so verfahren, würde mir kaum irgend ein Freund geblieben sein.

Vorerst suchte er den Churfürsten Johann Georg von Sachsen zur ernsten Fortsetzung des Krieges zu bewegen und sich mit demselben über die hierzu gemeinsam zu ergreifenden Mittel zu verständigen. Doch hier fand Oxenstierna leere Ausflüchte, dagegen aber willigeres Gehör bei dem Churfürsten von Brandenburg, weil man damals an eine Verbindung des Churprinzen Friedrich Wilhelm mit der jungen Königin Christine von Schweden ernstlich dachte. — Von Seiten Frankreichs hatte Richelieu Oxenstierna sehr lockende

Anträge gemacht, denen im Hintergrund der schlaue Plan zu Grunde lag, das linke Rheinufer in Besitz zu bekommen.

Ohne sich mit Sachsen und Brandenburg, die Alles hinzuziehen suchten, weiter in lange Unterhandlungen einzulassen, berief Oxenstierna die vielfach gegliederten kleineren deutschen Stände zur Tagfahrt nach Heilbronn, um gemeinsam über die zu ergreifenden Mittel und Wege zu berathen. Auf dieser Tagfahrt fanden sich auch Gesandte von Frankreich und England ein. Nach langem Berathen und Verhandeln wurde folgende Vertragsurkunde festgesetzt. Der Bund bezweckt Vertheidigung der deutschen Freiheit, Herstellung der vertriebenen Fürsten, Gründung eines sicheren, weltlichen und kirchlichen Friedens, und Genugthuung der Schweden. Oxenstierna wird Director des Bundes und entscheidet in Kriegssachen allein; alles Andere soll er mit sechs ihm zur Seite gesetzten Räthen berathen und beschließen. Kein Bundesglied darf für sich mit den Feinden Unterhandlungen beginnen. An diese Hauptbestimmungen schlossen sich andere an über die Leitung der Geschäfte in den einzelnen Kreisen, über Werbungen, Steuern, Verpflegung, Kriegszucht, sicheren Handel u. s. w., und neue Verträge mit Frank-

reich förderten die bezeichneten Zwecke. — Außer diesem wurde auch das früher geschlossene Bündniß zwischen Frankreich und Schweden erneuert, aber ein Plan, unter Vermittelung Frankreichs die Neutralität für die Liga und den Churfürsten von Baiern auszuwirken, schlug fehl. Während der Heilbronner Tagsatzung bemühten sich verschiedene Mächte Frieden zu stiften, doch wollten alle diese Herren Vermittler etwas dabei fischen, und da keiner dem andern einen Vortheil gönnte und überall Argwohn herrschte, so zerschlug sich die Sache.

Es war hohe Zeit, daß die Protestanten sich einigten, denn im schwedischen Heere waren bei Neuburg ernste Unruhen ausgebrochen. Die Hauptleute verlangten Belohnungen und drohten, mit Auflösung aller Kriegszucht sich in den eroberten Ländern jeder auf seine eigene Hand schadlos zu halten. Mit vieler Geschicklichkeit beschwichtete Oxenstierna diesen Sturm, sprach Lob und Drohungen aus, gab Versprechungen und Geld, und Herzog Bernhard, der schon den ihm drohenden Kanzler gesagt hatte, ein deutscher Fürst gelte mehr als zehn schwedische Edelleute, wurde mit Franken und den Bisthümern Würzburg und Bamberg belohnt und Horn erhielt das Deutsch-

meisterthum Mergentheim. — An der Spitze der Schweden standen nun Bernhard von Weimar und Gustav Horn. Jener, geboren den 6. August 1604, war der eilfte Sohn seiner Eltern, sorgfältig erzogen und auf große Beispiele hingewiesen. Dem Kriege indeß mehr geneigt als den Wissenschaften, wohnte er den Feldzügen von 1622 und 1623 bei, trat nach der Schlacht bei Stadlo erst in niederländische, dann in dänische, endlich in schwedische Dienste. Er war ein Mann von großen Eigenschaften, höchster Thätigkeit, sehr einnehmendem Wesen, ein Feind alles Scheins, leeren Prunks, müßigen Neigungen und kleinlicher Eitelkeit. Aber alle diese Eigenschaften, verbunden mit mächtigem Ehrgeize im größeren Style, ließen Oxenstierna fürchten, er werde das ganze Heer an sich ziehen und Vortheil und Ruhm nicht mit Fremden theilen wollen. — Horn, ein schwedischer Unterthan, ruhiger und gemäßigter in Plänen und Wünschen als Bernhard, milder und menschlicher als nachmals Banner, stand dem Herzoge zur Seite, helfend und beschränkend zugleich. Er war geboren den 23. Oktober 1592, besuchte die Universitäten Rostock, Jena und Tübingen, ging 1614 nach Holland, machte zwei Feldzüge unter Moritz mit, diente

mit Auszeichnung im polnischen Kriege, ward Reichsrath und Statthalter in Finnland, befehligte später in Pommern und galt für einen der besten Schüler Gustav Adolph's.

Horn hatte sich gegen das Ende des Jahres 1632 des ganzen Elsaßes bemächtigt und war dann nach Oberschwaben gezogen, wo die Kaiserlichen unter General Aldringen standen. Kempten, zu dessen Entsatz Horn aber leider zu spät heranrückte, wurde am 25. Januar 1633 mit Sturm genommen und machten die Kaiserlichen Alles nieder und steckten die Stadt in Brand. Außerdem mußte noch die Stadt eine Brandschatzung von 30,000 Thalern bezahlen. Unter Hin- und Hermarschiren verfloß das Frühjahr, ohne daß es zwischen beiden Parteien zu einem ernsthaften entscheidenden Kampf gekommen wäre. Später zog Aldringen mit seinen Truppen mehr gegen den Bodensee und Horn mit seiner Armee nach Augsburg, um seine Vereinigung mit dem Herzog Bernhard von Weimar zu bewerkstelligen.

Bei diesen Kriegszügen in Baiern wurden die Landleute von den Schweden wie von den Kaiserlichen fürchterlich mißhandelt, so daß sie Niemand mehr aufnehmen oder durchziehen lassen wollten. Der Kurfürst Maximilian von Baiern

floh bei dem Unglück seines Landes nach Tyrol; überall war offener Aufstand, es wurde gesengt und gebrennt und der Stärkere schlug den Schwächeren unbarmherzig nieder. Menschen, die aller Menschlichkeit baar, keinen Verstand und kein Gefühl mehr besaßen, hatten das unglückliche Baiern zum Schauplatz ihrer gräßlichen Mordsceenen gemacht, wo Menschen gleich Tigern mit kaltem Blute ihre Mitbürger hinwürgten.

Der Herzog Bernhard, welchen von Oxenstierna der Auftrag geworden war, an den Main zu marschiren, um Franken zu decken und Horn im Fall der Gefahr zu unterstützen, ließ sein Heer im Januar 1633 nach der Oberpfalz aufbrechen, eroberte Bamberg und schlug bei Grebau den kaiserlichen General Johann von Werth in die Flucht, worauf er sich am 9. April mit Horn bei Augsburg vereinte. Nach dieser Vereinigung rückten der Herzog und Horn dem kaiserlichen General Aldringen entgegen, der sich in Eilmärschen nach München zurückzog, wo er sich verschanzte. Landsberg wurde nach einer hartnäckigen Gegenwehr von den Schweden erstürmt und die ganze Besatzung, bis auf 500 Rekruten, sowie viele Bürger und Bauern, die sich Grausamkeiten gegen die Schweden hatten zu Schulden kommen lassen, niedergehauen.

Mitten in diesem Siegeslauf wurden die beiden Feldherren durch eine ernsthafte Meuterei aufgehalten, welche im April bei Neuburg an der Donau ausbrach. Horn mußte vermitteln und reiste nach Heilbronn zu Oxienstierna, während Bernhard das inzwischen durch Versprechungen wieder etwas beschwichtigte Heer durch allerlei unbedeutende Unternehmungen zu beschäftigen suchte. Mitte Mai verschanzten sich die Schweden auf dem Schellenberg bei Donauwörth und Horn, der inzwischen wieder eingetroffen war, übernahm das Kommando, während Bernhard zu Oxenstierna ging, um für seine Thaten das Herzogthum Franken als Lohn zu empfangen und sich mit Oxenstierna über die Mittel zu besprechen, wie die meuterische Soldateska zu beruhigen wäre.

Horn unternahm nichts von Bedeutung, und als Ende Juli Bernhard in's Lager zurückkehrte, wurden, um die Forderungen der Offiziere und Soldaten zu beschwichtigen, circa fünf Millionen Thaler an Gütern, Herrschaften u. s. w. an diese verschenkt. Am 19. August wurde das Heer, das 24,000 Mann stark war, von Neuem für die schwedische Krone und den Heilbronner Bund in Pflicht genommen, worauf sich das Heer trennte.

Horn sollte die Vereinigung des Herzogs von Feria, der aus Italien kam, mit Aldringen hindern, Bernhard dagegen in die Oberpfalz gehen und Franken schützen.

Inzwischen hatte Wallenstein durch neue Werbungen sein Heer in Böhmen wieder bedeutend verstärkt und rückte Anfangs Mai in zwei Kolonnen nach Schlesien, wo ein verbündetes Heer von Sachsen, Schweden und Brandenburgern unter Arnim und Graf Thurn standen. Nach seiner Vereinigung mit Gallas war Wallenstein's Heer dem seiner Gegner bedeutend überlegen, aber dennoch schloß er im August mit Arnim einen vierwöchentlichen Waffenstillstand, dessen Abschließung mannichfache Beweggründe untergelegt werden. Die einen Chronisten sagen, Wallenstein hätte dem erschöpften Schlesien, das so verwüstet war, daß die Felder unbebaut blieben, und wo in Folge von Krankheiten ganze Städte und Dörfer ausgestorben und öde waren, Ruhe und Erholung gönnen wollen, während andere behaupten, daß Wallenstein durch diesen Waffenstillstand seinen Plänen bessern Vorschub hätte leisten wollen, sich mit Sachsen, Schweden, ja selbst mit Frankreich zu einigen, seinen Herrn und Kaiser zu verrathen und sich selbst eine Königskrone

Mitten in diesem Siegeslauf wurden die beiden Feldherren durch eine ernsthafte Meuterei aufgehalten, welche im April bei Neuburg an der Donau ausbrach. Horn mußte vermitteln und reiste nach Heilbronn zu Oxienstierna, während Bernhard das inzwischen durch Versprechungen wieder etwas beschwichtigte Heer durch allerlei unbedeutende Unternehmungen zu beschäftigen suchte. Mitte Mai verschanzten sich die Schwe- den auf dem Schellenberg bei Donauwörth [illegible] Horn, der inzwischen wieder eingetroffen [illegible] übernahm das Kommando, während Bernhard [illegible] Oxenstierna ging, um für seine Thaten [illegible] Herzogthum Franken als Lohn zu empfangen [illegible] sich mit Oxenstierna über die Mittel zu be[illegible] chen, wie die meuterische Soldateska zu be[illegible] gen wäre.

Horn unternahm nichts von Bedeutung [illegible] als Ende Juli Bernhard in's Lager zurück[illegible] wurden, um die Forderungen der Offizie[illegible] Soldaten zu beschwichtigen, circa fünf Mi[illegible] Thaler an Gütern, Herrschaften u. s. w. a[illegible] verschenkt. Am 19. August wurde das He[illegible] 24,000 Mann st[illegible] war, von Neuem [illegible] schwedische Kro[illegible] den Heilbronner [illegible] Pflicht genom[illegible] uf sich das Heer [illegible]

Horn sollte die Vereinigung des Herzogs von Feria, der aus Italien kam, mit Aldringen hin-
dern, Bernhard dagegen in die Oberpfalz gehen und Franken schützen.

Inzwischen hatte Wallenstein durch neue
erbungen sein Heer in Böhmen wieder bedeu-
verstärkt und rückte Anfangs Mai in zwei
onnen nach Schlesien, wo ein verbündetes
von Sachsen, Schweden und Brandenbur-
unter Arnim und Graf Thurn standen.
seiner Vereinigung mit Gallas war Wallen-
Heer dem seiner Gegner bedeutend über-
ber dennoch schloß er im August mit Ar-
en vierwöchentlichen Waffenstillstand, des-
ließung mannichfache Beweggründe unter-
rden. Die einen Chronisten sagen, Wal-
ätte dem erschöpften Schlesien, das so
war, daß die Felder unbebaut blieben,
n Folge von Krankheiten ganze Städte
ausgestorben und öde waren, Ruhe
ng gönnen wollen, während andere be-
s Wallenstein durch diesen Waffenstill-
Plänen bessern Vorschub hätte leisten
mit Sachsen, Schweden, ja selbst
[illegible]

aufzusetzen, wonach er in seinem Ehrgeiz strebte. In diesen Absichten hatte Wallenstein bereits mit Arnim, Oxenstierna und mit Frankreich unterhandelt, von welchen letztern ihm außer dem Besitz des Königreichs Böhmen noch eine Million Livres Subsidien versprochen wurden. Alle Friedensvorschläge und Anträge Wallensteins kamen nicht zur vollen Reife, da Niemand dem Friedländer traute.

In Wien, wo Wallenstein durch sein schroffes Auftreten als unumschränkter Herr und seinen Haß gegen Alles, was den Namen Hofschranze und Jesuit trug, die er vollkommen erkannte, sich viele Feinde zugezogen hatte, war das Gerücht von Wallensteins Unterhandlungen mit den Gegnern nicht alsbald bekannt geworden, als man am Kaiserlichen Hof in Angst und Sorge gerieth. Um Wallenstein's Schritte zu beobachten, sandte der Kaiser den Grafen Schlick in's Lager, wo er von Wallenstein, obgleich dieser wußte, daß er als Beobachter seiner Handlungen komme, doch höflich empfangen wurde. Als Schlick aber gegen Gallas äußerte: „Er würde, wenn unter seinem Befehl das Heer stände, gewiß den Sieg erringen“, schwur Wallenstein zornig: „er werde ihn todtschießen lassen.“ Schlicks Bericht an den

Kaiser mag nicht zu Gunsten Wallensteins gelautet haben, aber dennoch gelang es Wallensteins Anhang am Hof, zu verhindern, daß irgend etwas gegen ihn unternommen wurde. Um allen Verdächtigungen zu begegnen und sich in der Gunst des Kaisers wieder zu befestigen, mußte jetzt etwas von Bedeutung geschehen. Er ließ einige Regimenter durch die Lausitz nach Sachsen anrücken, in Folge dessen die Sachsen unter Arnim, weil sie Sachsen bedroht glaubten, sofort Schlesien verließen und nach Sachsen vorrückten. Kaum hatte Wallenstein dieselbe kurze Zeit verfolgt, als er plötzlich umkehrte und nur ein kleines Corps zum ferneren Verfolgen absandte, sich selbst aber wieder nach Schlesien wandte, wo er am 18. Oktober bei Steinau an der Oder mit einem Heer von 20,000 Mann erschien. Graf Thurn, der sich mit seinen 5000 Schweden dort aufgestellt hatte, wurde vollkommen eingeschlossen und mußte sich nach einer halben Stunde Bedenkzeit auf Gnade oder Ungnade ergeben. Unteroffiziere und Gemeine mußten bei Wallenstein Dienste nehmen; aber Thurn erhielt nebst einigen höheren Offizieren freien Abzug. Durch diesen Sieg stieg allerdings Wallensteins Ansehen beim Kaiser, aber zugleich auch des letztern Mißtrauen

aufzusetzen, wonach er in seinem Ehrgeiz strebte. In diesen Absichten hatte Wallenstein bereits mit Arnim, Oxenstierna und mit Frankreich unterhandelt, von welchen letztern ihm außer dem Besitz des Königreichs Böhmen noch eine Million Livres Subsidien versprochen wurden. Alle Friedensvorschläge und Anträge Wallensteins kamen nicht zur vollen Reife, da Niemand dem Friedländer traute.

In Wien, wo Wallenstein durch sein schr[illegible]fes Auftreten als unumschränkter Herr und sei[illegible] Haß gegen Alles, was den Namen Hofschra[illegible] und Jesuit trug, die er vollkommen erkannte, [illegible] viele Feinde zugezogen hatte, war das Ge[illegible] von Wallensteins Unterhandlungen mit den [illegible]nern nicht alsbald bekannt geworden, als [illegible] am Kaiserlichen Hof in Angst und Sorge ge[illegible]. Um Wallenstein's Schritte zu beobachten, [illegible] der Kaiser den Grafen Schlick in's Lager, [illegible] von Wallenstein, obgleich dieser wußte, [illegible] als Beobachter seiner Handlungen komme, [illegible] höflich empfangen wurde. Als Schlick aber [illegible] Gallas äußerte: „Er würde, wenn unter [illegible] Befehl das Heer stände, gewiß den Sieg [illegible]gen“, schwur Wallenstein zornig: „er [illegible] ihn todtschießen lassen.“ Schlicks Bericht

Kaiser mag nicht zu Gunsten Wallensteins gelau=
tet haben, aber dennoch gelang es Wallensteins
Anhang am Hof, zu verhindern, daß irgend et=
was gegen ihn unternommen wurde. Um allen
Verdächtigungen zu begegnen und sich in der Gunst
es Kaisers wieder zu befestigen, mußte jetzt et=
as von Bedeutung geschehen. Er ließ einige
gimenter durch die Lausitz nach Sachsen an=
en, in Folge dessen die Sachsen unter Arnim,
sie Sachsen bedroht glaubten, sofort Schle=
verließen und nach Sachsen vorrückten.
hatte Wallenstein dieselbe kurze Zeit ver=
als er plötzlich umkehrte und nur ein klei=
orps zum ferneren Verfolgen absandte, sich
ber wieder nach Schlesien wandte, wo er
Oktober bei Steinau an der Oder mit
Heer von 20,000 Mann erschien. Graf
der sich mit seinen 5000 Schweden dort
t hatte, wurde vollkommen eingeschlossen
te sich nach einer halben Stunde Be=
uf Gnade oder Ungnade [illegible] ben. Unter=
nd Gemeine mußte [illegible] Wallenstein
[illegible]

aufzusetzen, wonach er in seinem Ehrgeiz strebte. In diesen Absichten hatte Wallenstein bereits mit Arnim, Oxenstierna und mit Frankreich unterhandelt, von welchen letztern ihm außer dem Besitz des Königreichs Böhmen noch eine Million Livres Subsidien versprochen wurden. Alle Friedensvorschläge und Anträge Wallensteins kamen nicht zur vollen Reife, da Niemand dem Friedländer traute.

In Wien, wo Wallenstein durch sein schroffes Auftreten als unumschränkter Herr und seinen Haß gegen Alles, was den Namen Hofschranze und Jesuit trug, die er vollkommen erkannte, sich viele Feinde zugezogen hatte, war das Gerücht von Wallensteins Unterhandlungen mit den Gegnern nicht alsbald bekannt geworden, als man am Kaiserlichen Hof in Angst und Sorge gerieth. Um Wallenstein's Schritte zu beobachten, sandte der Kaiser den Grafen Schlick in's Lager, wo er von Wallenstein, obgleich dieser wußte, daß er als Beobachter seiner Handlungen komme, doch höflich empfangen wurde. Als Schlick aber gegen Gallas äußerte: „Er würde, wenn unter seinem Befehl das Heer stände, gewiß den Sieg erringen“, schwur Wallenstein zornig: „er werde ihn todtschießen lassen.“ Schlicks Bericht an den

Kaiser mag nicht zu Gunsten Wallensteins gelautet haben, aber dennoch gelang es Wallensteins Anhang am Hof, zu verhindern, daß irgend etwas gegen ihn unternommen wurde. Um allen Verdächtigungen zu begegnen und sich in der Gunst des Kaisers wieder zu befestigen, mußte jetzt etwas von Bedeutung geschehen. Er ließ einige Regimenter durch die Lausitz nach Sachsen anrücken, in Folge dessen die Sachsen unter Arnim, weil sie Sachsen bedroht glaubten, sofort Schlesien verließen und nach Sachsen vorrückten. Kaum hatte Wallenstein dieselbe kurze Zeit verfolgt, als er plötzlich umkehrte und nur ein kleines Corps zum ferneren Verfolgen absandte, sich selbst aber wieder nach Schlesien wandte, wo er am 18. Oktober bei Steinau an der Oder mit einem Heer von 20,000 Mann erschien. Graf Thurn, der sich mit seinen 5000 Schweden dort aufgestellt hatte, wurde vollkommen eingeschlossen und mußte sich nach einer halben Stunde Bedenkzeit auf Gnade oder Ungnade ergeben. Unteroffiziere und Gemeine mußten bei Wallenstein Dienste nehmen; aber Thurn erhielt nebst einigen höheren Offizieren freien Abzug. Durch diesen Sieg stieg allerdings Wallensteins Ansehen beim Kaiser, aber zugleich auch des letztern Mißtrauen

und Reinheit des Charakters, unermüdliche Thätigkeit und ein großartiger Sinn, der Alles, vom Kleinsten bis zum Wichtigsten, in edler Ruhe übersah, angemessen würdigte und mit Sicherheit lenkte und beherrschte. Die Regeln, welche er später seinem Sohn gab, befolgte er selbst. Verfahre, schreibt er ihm, so vorsichtig als möglich, tritt den Wünschen Anderer nicht in den Weg, oder, wo es sein muß, entschuldige und rechtfertige es höflichst. Gieb acht, was und in welchem Sinne etwas geschieht, rede wenig und ereifere Dich nie über Kleinigkeiten. Nur auf diesem Wege habe ich viele Feinde besänftigt, ja versöhnt; wäre ich nicht so verfahren, würde mir kaum irgend ein Freund geblieben sein.

Vorerst suchte er den Churfürsten Johann Georg von Sachsen zur ernsten Fortsetzung des Krieges zu bewegen und sich mit demselben über die hierzu gemeinsam zu ergreifenden Mittel zu verständigen. Doch hier fand Oxenstierna leere Ausflüchte, dagegen aber willigeres Gehör bei dem Churfürsten von Brandenburg, weil man damals an eine Verbindung des Churprinzen Friedrich Wilhelm mit der jungen Königin Christine von Schweden ernstlich dachte. — Von Seiten Frankreichs hatte Richelieu Oxenstierna sehr lockende

Anträge gemacht, denen im Hintergrund der schlaue Plan zu Grunde lag, das linke Rheinufer in Besitz zu bekommen.

Ohne sich mit Sachsen und Brandenburg, die Alles hinzuziehen suchten, weiter in lange Unterhandlungen einzulassen, berief Oxenstierna die vielfach gegliederten kleineren deutschen Stände zur Tagfahrt nach Heilbronn, um gemeinsam über die zu ergreifenden Mittel und Wege zu berathen. Auf dieser Tagfahrt fanden sich auch Gesandte von Frankreich und England ein. Nach langem Berathen und Verhandeln wurde folgende Vertragsurkunde festgesetzt. Der Bund bezweckt Vertheidigung der deutschen Freiheit, Herstellung der vertriebenen Fürsten, Gründung eines sicheren, weltlichen und kirchlichen Friedens, und Genugthuung der Schweden. Oxenstierna wird Director des Bundes und entscheidet in Kriegssachen allein; alles Andere soll er mit sechs ihm zur Seite gesetzten Räthen berathen und beschließen. Kein Bundesglied darf für sich mit den Feinden Unterhandlungen beginnen. An diese Hauptbestimmungen schlossen sich andere an über die Leitung der Geschäfte in den einzelnen Kreisen, über Werbungen, Steuern, Verpflegung, Kriegszucht, sicheren Handel u. s. w., und neue Verträge mit Frank-

reich förderten die bezeichneten Zwecke. — Außer diesem wurde auch das früher geschlossene Bündniß zwischen Frankreich und Schweden erneuert, aber ein Plan, unter Vermittelung Frankreichs die Neutralität für die Liga und den Churfürsten von Baiern auszuwirken, schlug fehl. Während der Heilbronner Tagsatzung bemühten sich verschiedene Mächte Frieden zu stiften, doch wollten alle diese Herren Vermittler etwas dabei fischen, und da keiner dem andern einen Vortheil gönnte und überall Argwohn herrschte, so zerschlug sich die Sache.

Es war hohe Zeit, daß die Protestanten sich einigten, denn im schwedischen Heere waren bei Neuburg ernste Unruhen ausgebrochen. Die Hauptleute verlangten Belohnungen und drohten, mit Auflösung aller Kriegszucht sich in den eroberten Ländern jeder auf seine eigene Hand schadlos zu halten. Mit vieler Geschicklichkeit beschwichtete Oxenstierna diesen Sturm, sprach Lob und Drohungen aus, gab Versprechungen und Geld, und Herzog Bernhard, der schon den ihm drohenden Kanzler gesagt hatte, ein deutscher Fürst gelte mehr als zehn schwedische Edelleute, wurde mit Franken und den Bisthümern Würzburg und Bamberg belohnt und Horn erhielt das Deutsch-

meisterthum Mergentheim. — An der Spitze der Schweden standen nun Bernhard von Weimar und Gustav Horn. Jener, geboren den 6. August 1604, war der eilfte Sohn seiner Eltern, sorgfältig erzogen und auf große Beispiele hingewiesen. Dem Kriege indeß mehr geneigt als den Wissenschaften, wohnte er den Feldzügen von 1622 und 1623 bei, trat nach der Schlacht bei Stadlo erst in niederländische, dann in dänische, endlich in schwedische Dienste. Er war ein Mann von großen Eigenschaften, höchster Thätigkeit, sehr einnehmendem Wesen, ein Feind alles Scheins, leeren Prunks, müßigen Neigungen und kleinlicher Eitelkeit. Aber alle diese Eigenschaften, verbunden mit mächtigem Ehrgeize im größeren Style, ließen Oxenstierna fürchten, er werde das ganze Heer an sich ziehen und Vortheil und Ruhm nicht mit Fremden theilen wollen. — Horn, ein schwedischer Unterthan, ruhiger und gemäßigter in Plänen und Wünschen als Bernhard, milder und menschlicher als nachmals Banner, stand dem Herzoge zur Seite, helfend und beschränkend zugleich. Er war geboren den 23. Oktober 1592, besuchte die Universitäten Rostock, Jena und Tübingen, ging 1614 nach Holland, machte zwei Feldzüge unter Moritz mit, diente

mit Auszeichnung im polnischen Kriege, ward Reichsrath und Statthalter in Finnland, befehligte später in Pommern und galt für einen der besten Schüler Gustav Adolph's.

Horn hatte sich gegen das Ende des Jahres 1632 des ganzen Elsaßes bemächtigt und war dann nach Oberschwaben gezogen, wo die Kaiserlichen unter General Aldringen standen. Kempten, zu dessen Entsatz Horn aber leider zu spät heranrückte, wurde am 25. Januar 1633 mit Sturm genommen und machten die Kaiserlichen Alles nieder und steckten die Stadt in Brand. Außerdem mußte noch die Stadt eine Brandschatzung von 30,000 Thalern bezahlen. Unter Hin- und Hermarschiren verfloß das Frühjahr, ohne daß es zwischen beiden Parteien zu einem ernsthaften entscheidenden Kampf gekommen wäre. Später zog Aldringen mit seinen Truppen mehr gegen den Bodensee und Horn mit seiner Armee nach Augsburg, um seine Vereinigung mit dem Herzog Bernhard von Weimar zu bewerkstelligen.

Bei diesen Kriegszügen in Baiern wurden die Landleute von den Schweden wie von den Kaiserlichen fürchterlich mißhandelt, so daß sie Niemand mehr aufnehmen oder durchziehen lassen wollten. Der Kurfürst Maximilian von Baiern

floh bei dem Unglück seines Landes nach Tyrol; überall war offener Aufstand, es wurde gesengt und gebrennt und der Stärkere schlug den Schwächeren unbarmherzig nieder. Menschen, die aller Menschlichkeit baar, keinen Verstand und kein Gefühl mehr besaßen, hatten das unglückliche Baiern zum Schauplatz ihrer gräßlichen Mordsceenen gemacht, wo Menschen gleich Tigern mit kaltem Blute ihre Mitbürger hinwürgten.

Der Herzog Bernhard, welchen von Oxenstierna der Auftrag geworden war, an den Main zu marschiren, um Franken zu decken und Horn im Fall der Gefahr zu unterstützen, ließ sein Heer im Januar 1633 nach der Oberpfalz aufbrechen, eroberte Bamberg und schlug bei Grebau den kaiserlichen General Johann von Werth in die Flucht, worauf er sich am 9. April mit Horn bei Augsburg vereinte. Nach dieser Vereinigung rückten der Herzog und Horn dem kaiserlichen General Aldringen entgegen, der sich in Eilmärschen nach München zurückzog, wo er sich verschanzte. Landsberg wurde nach einer hartnäckigen Gegenwehr von den Schweden erstürmt und die ganze Besatzung, bis auf 500 Rekruten, sowie viele Bürger und Bauern, die sich Grausamkeiten gegen die Schweden hatten zu Schulden kommen lassen, niedergehauen.

Mitten in diesem Siegeslauf wurden die beiden Feldherren durch eine ernsthafte Meuterei aufgehalten, welche im April bei Neuburg an der Donau ausbrach. Horn mußte vermitteln und reiste nach Heilbronn zu Oxienstierna, während Bernhard das inzwischen durch Versprechungen wieder etwas beschwichtigte Heer durch allerlei unbedeutende Unternehmungen zu beschäftigen suchte. Mitte Mai verschanzten sich die Schweden auf dem Schellenberg bei Donauwörth und Horn, der inzwischen wieder eingetroffen war, übernahm das Kommando, während Bernhard zu Oxenstierna ging, um für seine Thaten das Herzogthum Franken als Lohn zu empfangen und sich mit Oxenstierna über die Mittel zu besprechen, wie die meuterische Soldateska zu beruhigen wäre.

Horn unternahm nichts von Bedeutung, und als Ende Juli Bernhard in's Lager zurückkehrte, wurden, um die Forderungen der Offiziere und Soldaten zu beschwichtigen, circa fünf Millionen Thaler an Gütern, Herrschaften u. s. w. an diese verschenkt. Am 19. August wurde das Heer, das 24,000 Mann stark war, von Neuem für die schwedische Krone und den Heilbronner Bund in Pflicht genommen, worauf sich das Heer trennte.

Horn sollte die Vereinigung des Herzogs von Feria, der aus Italien kam, mit Aldringen hindern, Bernhard dagegen in die Oberpfalz gehen und Franken schützen.

Inzwischen hatte Wallenstein durch neue Werbungen sein Heer in Böhmen wieder bedeutend verstärkt und rückte Anfangs Mai in zwei Kolonnen nach Schlesien, wo ein verbündetes Heer von Sachsen, Schweden und Brandenburgern unter Arnim und Graf Thurn standen. Nach seiner Vereinigung mit Gallas war Wallenstein's Heer dem seiner Gegner bedeutend überlegen, aber dennoch schloß er im August mit Arnim einen vierwöchentlichen Waffenstillstand, dessen Abschließung mannichfache Beweggründe untergelegt werden. Die einen Chronisten sagen, Wallenstein hätte dem erschöpften Schlesien, das so verwüstet war, daß die Felder unbebaut blieben, und wo in Folge von Krankheiten ganze Städte und Dörfer ausgestorben und öde waren, Ruhe und Erholung gönnen wollen, während andere behaupten, daß Wallenstein durch diesen Waffenstillstand seinen Plänen bessern Vorschub hätte leisten wollen, sich mit Sachsen, Schweden, ja selbst mit Frankreich zu einigen, seinen Herrn und Kaiser zu verrathen und sich selbst eine Königskrone

aufzusetzen, wonach er in seinem Ehrgeiz strebte. In diesen Absichten hatte Wallenstein bereits mit Arnim, Oxenstierna und mit Frankreich unterhandelt, von welchen letztern ihm außer dem Besitz des Königreichs Böhmen noch eine Million Livres Subsidien versprochen wurden. Alle Friedensvorschläge und Anträge Wallensteins kamen nicht zur vollen Reife, da Niemand dem Friedländer traute.

In Wien, wo Wallenstein durch sein schroffes Auftreten als unumschränkter Herr und seinen Haß gegen Alles, was den Namen Hofschranze und Jesuit trug, die er vollkommen erkannte, sich viele Feinde zugezogen hatte, war das Gerücht von Wallensteins Unterhandlungen mit den Gegnern nicht alsbald bekannt geworden, als man am Kaiserlichen Hof in Angst und Sorge gerieth. Um Wallenstein's Schritte zu beobachten, sandte der Kaiser den Grafen Schlick in's Lager, wo er von Wallenstein, obgleich dieser wußte, daß er als Beobachter seiner Handlungen komme, doch höflich empfangen wurde. Als Schlick aber gegen Gallas äußerte: „Er würde, wenn unter seinem Befehl das Heer stände, gewiß den Sieg erringen“, schwur Wallenstein zornig: „er werde ihn todtschießen lassen.“ Schlicks Bericht an den

Kaiser mag nicht zu Gunsten Wallensteins gelautet haben, aber dennoch gelang es Wallensteins Anhang am Hof, zu verhindern, daß irgend etwas gegen ihn unternommen wurde. Um allen Verdächtigungen zu begegnen und sich in der Gunst des Kaisers wieder zu befestigen, mußte jetzt etwas von Bedeutung geschehen. Er ließ einige Regimenter durch die Lausitz nach Sachsen anrücken, in Folge dessen die Sachsen unter Arnim, weil sie Sachsen bedroht glaubten, sofort Schlesien verließen und nach Sachsen vorrückten. Kaum hatte Wallenstein dieselbe kurze Zeit verfolgt, als er plötzlich umkehrte und nur ein kleines Corps zum ferneren Verfolgen absandte, sich selbst aber wieder nach Schlesien wandte, wo er am 18. Oktober bei Steinau an der Oder mit einem Heer von 20,000 Mann erschien. Graf Thurn, der sich mit seinen 5000 Schweden dort aufgestellt hatte, wurde vollkommen eingeschlossen und mußte sich nach einer halben Stunde Bedenkzeit auf Gnade oder Ungnade ergeben. Unteroffiziere und Gemeine mußten bei Wallenstein Dienste nehmen; aber Thurn erhielt nebst einigen höheren Offizieren freien Abzug. Durch diesen Sieg stieg allerdings Wallensteins Ansehen beim Kaiser, aber zugleich auch des letztern Mißtrauen

gegen ihn, da er gerade einen der ärgsten Feinde des Kaisers, den Grafen Thurn, der schon seit 1620 geächtet war, entlassen hatte. Um sich über diesen Schritt zu rechtfertigen, schrieb Wallenstein an die Minister nach Wien: „Was aber hätte ich mit diesem Rasenden machen sollen? Wollte der Himmel, die Feinde hätten lauter Generale, wie dieser ist. An der Spitze der schwedischen Armee wird er uns weit bessere Dienste thun, als im Gefängniß." Nach der Niederlage der Schweden bei Steinau, machte Wallenstein auf's Neue Versuche, Sachsen und Brandenburg zum Abfall von Schweden zu bewegen, was aber diese ablehnten, da die Kurfürsten ihr Fürstenwort nicht brechen wollten. Wallenstein räumte ganz Schlesien, das fürchterlich von der Pest heimgesucht wurde, von den Feinden, eroberte fast alle festen Plätze und ließ durch seine Generale Illo und Götz die Mark und Pommern erobern. Wallenstein selbst fiel gegen Ende Oktober in die Lausitz ein, eroberte Görlitz und Bautzen und stand eben im Begriff auf Dresden loszurücken, um dort dem Kurfürsten von Sachsen den Frieden zu diktiren, als Alles plötzlich eine andere Wendung nahm. Der Herzog Bernhard hatte den Kurfürsten von Baiern sehr gedrängt, Regensburg, Straubingen

und andere Orte genommen, so daß letzterer in seiner Bedrängniß den Kaiser ängstlich um Hülfe anflehte, der Wallenstein befahl, nach Regensburg vorzurücken und dem Kurfürsten zu helfen. Dieser Befehl, den überdies noch die Drohung begleitete, Wallenstein den Oberbefehl über das anrückende spanische Hülfsheer zu entziehen, wenn er nicht sofort gehorchte, war mit einer solchen Bestimmtheit gegeben, daß Wallenstein vorrückte. Schon längst ein erbitterter Gegner des Kurfürsten Maximilian von Baiern, den er für undankbar und den Haupturheber des verderblichen Krieges hielt, zog Wallenstein nur langsam gen Fürth, kehrte dann unverrichteter Dinge um, in Böhmen Winterquartiere beziehend. Als Grund zu seinem Rückzug gab er an, daß man, ohne das Heer zu verderben, im Winter nichts unternehmen könne. Die Hauptursache seines Rückzugs war aber, Maximilian nicht zu helfen, des Kaisers Befehl zu umgehen und in Böhmen eine passende Gelegenheit abzuwarten, sich selbst die Königskrone von Böhmen auf's Haupt zu setzen und mit Frankreich vereint seinem Kaiser als Herr Bedingungen vorzuschreiben. Unter dem Heer, von dem er geliebt wurde, weil er die rohe Soldateska Sengen und Plündern ließ, wurde von

seinem Anhang das Gerücht ausgestreut, daß die Pfaffen und Hofschranzen in Wien den Soldaten ihren sauer erworbenen Verdienst schmälern, sie, die sie beim Spiel- und Saufgelagen gute Rathschläge ertheilen könnten, den Soldaten noch die Entbehrungen und Mühseligkeiten eines höchst gefährlichen Winterfeldzuges ansönnen und Wallenstein des Kommando's entsetzen wollten, das andere unfähige Subjekte erhalten sollten. Zu allen Zeiten hat man die Kunst der Verläumbung verstanden, die sich so herrlich bis auf unsere Tage entfaltet hat; kann man nicht mehr mit offenen Waffen kämpfen, nun, dann kommt Trug und List und das Werk wird vollendet. Auf dem Rückzug nach Böhmen ließ Wallenstein plündern, und mit Beute reich beladen, kehrten seine Soldaten in die Winterquartiere nach Böhmen zurück.

Dieser Rückzug gab Wallenstein's Feinden in Wien neuen Stoff zu Verleumdungen und Gerüchten, und der Kaiser beschloß, ihn von Neuem einen Aufpasser in der Person des Kriegsrath Questenberg zu senden, der beauftragt war, Wallenstein zu hindern, mit seiner ganzen Armee Winterquartiere zu beziehen. Questenberg kam zu spät, Wallenstein stand schon wieder in Böh-

men, und auf das Verlangen, nochmals vorzurücken und den Herzog Bernhard an der Donau anzugreifen, ließ er den Kaiser in einem von allen seinen Generalen und Obersten unterzeichneten Schreiben erklären, daß es jetzt im Winter unmöglich sei, den kaiserlichen Befehl zu vollführen. Dem General-Wachtmeister von Suys, der, um des Kaisers Befehl zu gehorchen, nach Passau vorgerückt war, ließ Wallenstein mit Todesstrafe drohen, wenn er nicht sofort mit seinen Regimentern Winterquartiere bezöge.

Wie dem Leser bereits bekannt, hatten sich Horn und der Herzog Bernhard getrennt. Horn war von Donauwörth aufgebrochen, um dem Herzog von Würtemberg gegen die Kaiserlichen unter Ossa beizustehen und sich dann nach Baiern gegen den Herzog von Feria zu wenden. Da Ossa bei Horn's Annäherung zurückwich, so beschloß letzterer, Constanz, was der Sammelplatz der spanischen, aus Tyrol kommenden, Truppen sein sollte und welche Stadt Horn als ein Hauptpaß gegen die Schweiz wichtig zu sein schien, zu erobern. Zu diesem Zweck rückte er mit Zurücklassung alles schweren Geschützes, das ihn auf dem Marsch nur hätte hindern können, durch das Züricher Gebiet vor Constanz, dessen Bela-

gerung er aber am 23. September wieder aufgeben mußte, als die baierische Armee unter Aldringen, der sich mit den Spaniern vereint hatte, gegen ihn anrückte. Wenige Tage darauf vereinigte sich bei Hohentwiel Horn mit dem Pfalzgrafen von Birkenfeld und dem Herzog Bernhard. Nachdem bei Tuttlingen beide Theile sich längere Zeit gegenübergestanden hatten, ohne daß etwas von Bedeutung vorgefallen wäre, da keiner dem andern eine Schlacht anbieten wollte, so trennten sich Horn und der Herzog Bernhard wieder.

Kurz nach dieser Trennung rückten Aldringen und Feria mit seinen Spaniern nach dem Elsaß, eroberten Breisach und schlugen einen Angriff Horn's, der ihnen gefolgt war, zurück.

Im Elsaß litten Aldringen und Feria bald an Allem Mangel; die Soldaten starben in Masse, so daß in Folge dieser Calamitäten und ausgebrochenen Streitigkeiten zwischen den Führern, die Baiern sich von den Spaniern trennten, die noch im Elsaß blieben, während Aldringen den Rhein passirte, seine Reiterei in's Bairische schickte und Kenzingen belagerte. Von Horn, der, bei seiner Beweglichkeit, dem Gegner keine Ruhe gönnte, wieder über den Rhein zurückgedrängt, zogen später Aldringen und Feria in's Würtembergische,

um dort Winterquartiere zu nehmen. Hieran von Horn gehindert, mußten die Baiern und Spanier in der größten Kälte nach Baiern gehn, auf welchem Marsch der größte Theil des spanischen Corps in Folge der üblen Witterung umkam. Auch der Herzog von Feria erkrankte und starb. Am Bodensee wollte Horn mit Aldringen zugleich Winterquartiere nehmen, doch zogen sich letztere nach manchem Kampf zurück.

Bis zum 25. September, wo sich Bernhard, wie weiter oben erwähnt worden, mit Horn vereinte, wurde zwar außer einigen Kreuz- und Querzügen gegen Aldringen Nichts unternommen. Aber nach seiner abermaligen Trennung von Horn und dem Einbrechen von Feria und Aldringen in das Elsaß, rückte Bernhard nach Schaffhausen, in der Absicht, den Gegnern den Rückmarsch zu versperren. An einem weiteren Vorrücken wurde er durch einen Brief des Churfürsten von Sachsen gehindert, der ihn bat, schleunigst ihm zu Hülfe zu kommen, da er ein Einfallen der Feinde in Sachsen befürchtete. Am 6. Oktober brach Bernhard von Schaffhausen auf, ließ seine Armee auf Donauwörth gehen, während er selbst nach Frankfurt reis'te, um sich von Oxenstierna Verstärkung zu erbitten, die auch später, nach Bern-

hard's Rückkehr zum Heer, in Donauwörth eintraf. In Donauwörth erhielt Bernhard die Nachricht, daß Johann von Werth, der nach Aldringen's Abmarsch Baiern beschützen sollte, durch zwei glückliche nächtliche Ueberfälle die Corps der schwedischen Obersten Sperreuter und Trupadel bei Augsburg und Spalt gänzlich aufgerieben und das feste Schloß Eichstädt am 26. Oktober zur Kapitulation gezwungen hatte.

Um München zu schützen, zog Johann von Werth nach Freysing, wo er eine feste Stellung einnahm. Hierdurch wurde der Herzog Bernhard veranlaßt, vorerst seinen Marsch nach Sachsen aufzugeben und die Donau abwärts zu ziehen. Am 4. November mußte sich Regensburg nach einer heftigen Beschießung an Bernhard ergeben; es wurden sämmtliche katholische Güter eingezogen und die Geistlichkeit mußte 100,000 Thaler zur Strafe dafür bezahlen, daß sie selbst zwei Kompagnien errichtet hatte.

Trupadel mußte aus der Oberpfalz die Feinde vertreiben, während Bernhard Straubing und andere feste Plätze einnahm und die unruhigen Bauern an der Donau züchtigte. Später ging Bernhard über die Isar, um in das Land ob der Enns einzufallen, doch zwangen ihn

die Bewegungen Wallenstein's, bald wieder nach Straubing zurückzugehen, wo seine Truppen einstweilen Quartiere nehmen sollten, bis der Herzog etwas Bestimmteres von den Bewegungen Wallenstein's hören würde.

Der General Holk war nach Wallenstein's Abmarsch nach Schlesien in Böhmen bei Eger stehen geblieben, wo er sein Heer durch Werbungen bedeutend verstärkt und dann nach Sachsen aufbrach, wo man den Einfall eines kaiserlichen Heeres gar nicht erwartet hatte und in größter Sicherheit war.

Da öffnete sich Holk am 4. August den Rittersgrüner-Paß, von dem die Chronik sagt: „Dieser Paß ist enge, bergicht, theils morastig und wild; vier Stunden lang über rauhen Wald zu passiren und durch die Rittersgrün wegen der Felsen und unebenen Straße von Krümmen und Steinen so schwer zu fahren, daß sie an Stücken und Munitionswagen viel zerbrochen und in Krandorf einen ganzen Tag haben schmieden und hauen müssen. Woher nicht unmöglich gewesen, mit 3000 Mann die ganze Armee aufzuhalten."

Als Holk an den sächsischen Grenzstein kam, soll er geäußert haben: „So bin ich nun in's Churfürsten Land, er mag zusehen, wie er mich

wieder hinausbringt.“ Sein Marsch ging über Krandorf, Schwarzenberg, Aue, Schneeberg nach Zwickau, wo er am 5. August eintraf.

„Auf diesem Marsche“ — sagt die Chronik — „wütheten die Kaiserlichen ärger, als die Wölfe. Die Kirchen wurden geplündert, die Weiber geschändet, die Männer gerädert, die Häuser verbrannt und Alles vernichtet. Dabei wüthete noch überall die Pest und die Noth war allenthalben groß.“ Gleichzeitig mit Holk brachen kaiserliche Abtheilungen durch den Eger-Paß und bei Frauenstein nach Sachsen. Jene plünderten im Voigtlande und diese zogen über Frauenstein nach Freiberg, und da sie diese Stadt nicht mit einem Handstreich nehmen konnten, wandten sie sich nach Chemnitz und plünderten, nachdem sie diese Stadt mit Accord eingenommen, die Umgegend, so wie die Aemter Wolkenstein, Annaberg, Marienberg.

Altenburg wurde von den Kaiserlichen genommen und die unglücklichen Einwohner mußten von den rohen Soldaten alle Drangsale und Leiden des Kriegs erdulden. Auch Leipzig mußte nach kurzer Gegenwehr Holk die Thore öffnen und eine Contribution von 70,000 Thaler bezahlen; überdies wurde Leipzig noch geplündert,

da dessen Bewohner nicht sogleich das Geld bezahlen konnten. Von Leipzig zog Holk wieder nach Böhmen, auf welchem Marsch der Racheengel ihn und sein Korps ereilte, um sie für die in Sachsen verübten Schandthaten zu strafen; in damaliger Zeit hat die Vergeltung nicht lange warten lassen und das göttliche Strafgericht ereilte die Schuldigen fast immer noch auf dieser Erde. Unter Holk's Corps brachen fürchterliche Krankheiten aus, an denen die meisten starben und Holk selbst starb zu Dorfchenreut am 30. August an der Pest, ohne in seiner Sterbestunde den Trost der Religion genossen zu haben, da selbst zu dem Preis von 600 Thalern kein Priester gefunden werden konnte.

Während Holk's Einfall in Sachsen hatten die Kaiserlichen so fürchterlich in diesem Land gehaußt, daß das Vieh in Sachsen so selten war, daß die Böhmen spottweise sagten: „Wenn im Meißner Land noch eine Kuh wäre, so wollten sie ihre Hörner vergolden lassen.“ Bis Ende December streiften Kaiserliche noch im Gebirge sengend und brennend herum, bis sie endlich durch Sachsen vertrieben wurden.

Der Herzog von Lüneburg hatte von Sachsen aus in Verein mit dem schwedischen General

Knyphausen einen Winterfeldzug nach Westphalen unternommen, aus dem sich die Kaiserlichen nach Niedersachsen zurückzogen, wo der kaiserliche General Gransfeld Winterquartiere bezogen hatte. Letzterer war bei der Kunde von den Bewegungen seiner Gegner ebenfalls aufgebrochen und hatte bei Rinteln, wo der Herzog von Lüneburg und Knyphausen über die Weser ziehen wollten, ein starkes Korps aufgestellt, um den Uebergang zu hindern. Die Weser war so angeschwollen, daß beide Theile Anfangs den Uebergang für unmöglich hielten, und nur erst als nach einigen Tagen der Wasserstand gefallen und ein Bauer dem Herzog eine Furth gezeigt hatte, konnte dieser übersetzen. Die Kaiserlichen zogen sich nach Hameln zurück, und drei Kompagnien derselben, welche die verschanzten Batterien bei Rinteln besetzt hielten, wurden niedergehauen. Jetzt ging es nun an die Belagerung von Hameln, welches der Herzog von Lüneburg von der einen Seite und Knyphausen von der andern einschloß. Bei dieser Belagerung büßten die Belagerer durch Krankheit und Noth viele Leute ein und man kam mit dem Unternehmen nicht vorwärts, obgleich die Schweden Verstärkung erhielten.

Am 22. Juni erfuhren die Belagerer, daß Gransfeld eine feindliche Armee unter Moredo und Benninghausen zu Hülfe eile; Knyphausen sollte die Vereinigung derselben hindern, mußte aber, weil er hierzu zu schwach war, von diesem Vorhaben abstehen.

Der Herzog Georg von Lüneburg ließ bei Annäherung der Feinde, die bei Rinteln über die Weser gegangen waren und Hameln entsetzen wollten, nur einen kleinen Theil des Belagerungscorps auf dem linken Ufer der Weser zurück und zog die andern alle auf das rechte Ufer. Es lag in des Herzogs Absicht, dem Feind entgegenzugehen, weshalb er mit dem größten Theil seiner Truppen aus dem Lager von Hameln aufbrach und in der Nacht vom 7. bis 8. Juli in die Position von Hessisch-Oldendorf rückte, in dessen Besetzung er dem Grafen Moredo zuvorkam. Der Herzog Georg von Lüneburg legte in diese Stadt eine starke Besatzung und stellte seine Truppen bei derselben in Schlachtordnung auf. — Der linke Flügel, aus Hessen bestehend und vom General Melander befehligt, lehnte sich an Oldendorf; der rechte aber, den Knyphausen kommandirte, stand hinter dem Dorfe Bawkensee. Das Centrum befehligte der Herzog Georg von

Lüneburg. — Den Schweden und Hessen gegenüber, vorwärts Segelhorst's, nahm die kaiserliche Armee ihre Stellung. Den rechten Flügel kommandirte Gransfeld, den linken Benninghausen und das Centrum Merode. — Man begann von kaiserlicher Seite die Schlacht mit einem Angriff auf das Gehölz, an welches sich der rechte Flügel, der Herzog von Lüneburg, lehnte, und das von einer schwedischen Infanterie-Brigade unter dem General Kagge, vertheidigt wurde. Zur Deckung der in den Wald vorgehenden kaiserlichen Infanterie stellte Merode den Oberst d'Asche mit der Cavallerie auf einer freien Anhöhe bei dem Dorfe Segelhorst auf. — Alle Versuche, sich eines freien Punktes im Walde zu bemeistern, scheiterten an der Umsicht und Tapferkeit des Generals Kagge, der auf diesem Punkte das Gefecht in eigener Person leitete und stets durch neue Truppen die ermüdeten Kämpfer ersetzen ließ. — In der Absicht des Herzogs von Lüneburg lag es, die in dem Walde befindliche kaiserliche Infanterie abzuschneiden und deren Cavallerie bei Segelhorst zu schlagen. — Der schwedische Oberst Stahlhaus setzte mit 4 Regimentern Cavallerie durch den rechts von Oldendorf liegenden Engpaß, ohne daß die Kaiserlichen

den Durchgang streitig machten. Sogleich begann auf beiden Seiten ein lebhaftes Scharmützel, während dessen der Herzog von Lüneburg und der Feldmarschall Kniephausen die ganze Armee ungehindert durch den Paß führten und in Schlachtordnung aufstellten. — Nach diesem Manöver sahen sich die Kaiserlichen von allen Seiten so tapfer angegriffen, daß deren Cavallerie den Chok nicht aushalten konnte und vom Schlachtfeld floh. Nur die Infanterie allein hielt noch Stand, als aber deren Flanken umgangen waren und sie sich von allen Seiten angegriffen sah, lösten sich auch ihre Glieder in Unordnung auf, und alles suchte jetzt sein Heil in der Flucht. — Nach einem dreistündigen Kampfe, der von Mittag 12 Uhr bis Nachmittag 3 Uhr gedauert hatte, waren die Schweden auf allen Punkten Sieger. — Der Verlust der Kaiserlichen betrug 5000 Mann an Todten und 2500 Mann an Gefangenen; außerdem verloren sie 13 Geschütze, 70 Fahnen und ihre ganze Bagage. — Die Trümmer der kaiserlichen Armee zogen sich nach Münden zurück.

Herzog Georg nahm sein Hauptquartier in Hessisch-Oldendorf. Am Schlachttage hatten sämmtliche schwedische Offiziere und Soldaten das Bildniß ihres bei Lützen gefallenen Königs

Gustav Adolph zu Ehren, dessen bekannten Spruch: „Gott mit uns!" zum Feldgeschrei gegeben. Die Kaiserlichen hatten die Parole: „Ferdinandus victoria."

So entscheidend die Niederlage der Kaiserlichen war, so wenig erfolgreich war sie für die Sieger, für welche der Sieg von Wolfenbüttel weiter keinen Erfolg, als die Uebergabe der Festung Hameln hatte, welche der General Kagge mit dem schwedischen Leibregiment besetzte. Der Sieg von Oldendorf trennte die Parteien, anstatt sie zu vereinen. In Hameln schlug der Herzog Georg von Lüneburg seine Residenz auf und wurde am Schlusse des Jahres zum General des niedersächsischen Kreises gewählt, in welcher Eigenschaft ihm der schwedische General Banner, aus Mißtrauen von Seiten Oxenstierna's, zur Seite gesetzt wurde. Kniephausen eroberte Osnabrück, die Wolfenbüttel'schen Truppen reinigten das Hildesheimische von den Kaiserlichen und die Hessen rückten nach Westphalen.

In der Pfalz kommandirte der Pfalzgraf Christian von Birkenfeld ein aus Schweden und Pfälzern zusammengesetztes Corps. Zu Anfang des Jahres 1633 erschien der Pfalzgraf vor Heidelberg, das jetzt, nachdem es gegen das Ende

des vorigen Jahres nur leicht blokirt gewesen war, eng von allen Seiten eingeschlossen wurde. Am 5. Mai wurde die Stadt mit Sturm genommen, ohne daß dabei die Belagerer einen Mann verloren. Die kaiserliche Besatzung hatte sich in's Schloß zurückgezogen, wo sie am 25. Mai nach einer heftigen Beschießung unter Oberst Hardenberg capitulirte. Nach diesem rückte der Pfalzgraf gegen Hagenau und der Oberst Schmidberger sollte Philippsburg belagern. Die Belagerten leisteten heftigen Widerstand, und nur die größte Hungersnoth konnte die Besatzung vermögen, Anfangs Januar 1634 zu capituliren. In der Festung war die Noth so groß gewesen, daß ein Pfund Pferdefleisch für 6 Kreuzer, ein Hund für 1 Thaler, eine Katze für einen Goldgulden, eine Ratte für 2 Batzen und eine Maus für 1 Batzen verkauft wurden.

Bei der Kunde, daß der König von Frankreich dem Herzog Carl von Lothringen die Schutzherrschaft gekündigt hatte, rückte der Pfalzgraf von Birkenfeld aus seinem Lager von Hagenau nach dem hanauischen Städtchen Pfaffenhofen vor, das die Lothringer, welche von Zabern aufgebrochen waren, hart belagerten. Am 1. August erschien der Pfalzgraf vor Pfaffenhofen, wo sich

bei seiner Annäherung die Lothringer in Schlachtordnung stellten. Das Treffen begann mit einem Angriff der lothringischen schweren Reiterei, von der die Reiterei des Pfalzgrafen über den Haufen geworfen wurde. Besser kämpfte das Fußvolk unter dem Oberst von Ranzau und dem General Vitzthum, dasselbe zerstreute nicht nur das lothringische Fußvolk, sondern wieß auch die schwere Reiterei mit solchem Erfolg zurück, daß die Lothringer in völliger Unordnung über das Gebirge flüchteten. Ein Versuch der Lothringer, ihr Geschütz bei Pfaffenhofen mitzuführen, mißlang in Folge eines kräftigen Ausfalls der Besatzung und Bürger von Pfaffenhofen. Nach diesem Gefecht nahm der Pfalzgraf die Belagerung von Hagenau wieder auf, vereinte sich aber später mit Horn.

Unter dem Vorwand einer allgemeinen Berathung versammelte am 11. Januar 1634 Wallenstein alle Commandeurs seiner Armee nach Pilsen, wo man in einem Kriegsrath berathen wollte, ob es möglich wäre, den an Wallenstein von Wien gestellten Forderungen, die Winterquartiere außerhalb der kaiserlichen Erblande zu nehmen, dem Kardinal-Infanten 6000 Mann Reiterei zu senden und Regensburg mitten im Winter zu er-

obern, genügen könne. Alle Anwesenden antworteten einstimmig: „Nein.“ Bei dieser Versammlung ergriff Illo für Wallenstein das Wort, erklärte, daß derselbe abdanken wolle, da er der Verleumdungen und Gehässigkeiten müde sei, die von Jesuiten, Spaniern und andern seiner Gegner am kaiserlichen Hofe ausgebrütet würden, man ihm überall mit Mißtrauen begegne und ihm und seiner Armee unmögliche Dinge, wie ein Winterfeldzug, zumuthe und den Soldaten ihr Verdientes vorenthielt, das von den Pfaffen und Hofcreaturen verschwendet würde. Durch diese Rede aufgereizt, baten die Offiziere Wallenstein, die Armee nicht zu verlassen, was er unter der Bedingung zusagte, daß die Commandeurs auch ihrerseits sich schriftlich verpflichteten, ihn nicht zu verlassen und bis zum letzten Blutstropfen bei ihm auszuharren, so lange Wallenstein in des Kaisers Diensten bleiben und das Heer zu dessen Diensten gebrauchen würde. Ueber diese Verpflichtung der Commandeurs wurde eine Schrift entworfen, welche am 12. Januar bei einem festlichen Gelage unterzeichnet werden sollte. Nachdem man tüchtig gezecht, brachte Illo die Schrift, hatte aber das erste Exemplar mit einem andern umgetauscht, in dem die Clausel: „So lange

Wallenstein in des Kaisers Diensten bleiben und das Heer zu dessen Diensten gebrauchen würde*), lehrte. Schon hatten mehrere ihre Namensunterschrift gegeben, als der Betrug laut wurde und Viele sich weigerten, ihren Namen darunter zu setzen. Dieser Vorfall war Wallenstein nicht unbekannt geblieben, der daraus die Lehre schöpfen konnte, daß sein Ansehen bei Allen in der Armee doch nicht ein so unbegrenztes war, als wie er erwartet hatte. Er ließ deshalb am 13. Januar alle Befehlshaber zu sich bescheiden, stellte ihnen nochmals das Unrecht vor, was ihm und der Armee vom Kaiser zugefügt würde und erklärte, das Commando niederlegen zu wollen, wozu ihn, der Alles für die Armee gethan, auch noch der Undank bestimme, welchen die Commandeurs durch Nichtunterzeichnung der Schrift gegen ihn an den Tag gelegt hätten. Nach langer Ueberlegung erklärten sämmtliche Befehlshaber: Das was gestern geschehen, wolle Wallenstein als beim Trunk vorgefallen nicht so hoch anschlagen und sie Alle wären bereit, die gewünschte Namensunterschrift zu geben.

Jetzt hatte Wallenstein die Unterschriften von allen Commandirenden, mit Ausnahme der von Gallas und Aldringen, die von der Hauptarmee

getrennte Heeresabtheilungen befehligten. In Piccolomini, der Wallenstein für viele Wohlthaten großen Dank schuldete, glaubte dieser den passenden Mann gefunden zu haben, dem er den wichtigen Auftrag, jene Generale zu gewinnen, ertheilen konnte. Aber wie so oft im Leben, erntete auch Wallenstein für seine Wohlthaten statt Dank, nur den schwärzesten Undank; der Mann, den er zu sich empor gehoben, wurde sein Verräther. Anstatt Gallas und Aldringen für Wallenstein zu gewinnen, verband sich Piccolomini mit ihnen gemeinschaftlich zu dessen Sturz; Aldringen eilte nach Wien, um im Verein mit den Jesuiten, Pfaffen, Hofschranzen und andern Feinden Wallensteins, dessen Untergang zu beschleunigen. In Wien, wo man von Wallensteins schriftlichem Bündniß schon Kunde hatte, und stets dem mächtigen Manne mißtraute, fand Aldringen williges Gehör. Die Gefahr war dringend, keine Zeit zu verlieren und schnell mußte die Hülfe sein. Ganz in aller Stille erhielt am 24. Januar Gallas den Oberbefehl über das Heer und ein offnes Patent, wo allen, die sich an dem schriftlichen Bündniß betheiligt hatten, vollständige Amnestie zugesichert, das Heer von seinen Pflichten gegen Wallenstein entbunden, aber jeder für fer-

neren Ungehorsam mit den härtesten Strafen bedroht wurde. An Gallas, sowie an die andern Hauptanführer, auf deren Treue und Ergebenheit an den Kaiser man rechnen konnte, erging die Weisung, Wallenstein, Illo und Terzky lebendig oder todt nach Wien zu liefern. Man fand das Heer dem Kaiser zum größten Theil treu ergeben, was das Unternehmen gegen Wallenstein sehr erleichterte. Als Wallenstein den Abfall Piccolomini's, Gallas und Altringen's erfuhr und von der ihm drohenden Gefahr sichere Nachricht erhielt, suchte er sich noch einmal, am 19. Februar, der Treugebliebenen zu versichern, ohne sie jedoch zu einem Abfall vom Kaiser verleiten zu wollen. Seine Absetzung erfuhr Wallenstein erst kurz vor dem öffentlichen Anschlag in Prag am 22. Februar, nachdem schon am 20. Februar der Kaiser befohlen hatte, seine Güter wegen Rebellion, Meineid und Flucht zum Feinde einzuziehen. Nur erst wenige Tage vor seinem Tode dachte Wallenstein an seine Rettung und sandte den Herzog Albert von Lauenburg an den Herzog Bernhard von Weimar, mit dem Antrag, sich mit ihm zu vereinen. Bernhard, der dem Wallenstein nicht traute, entschloß sich erst am 24. Februar, nachdem er noch von Terzky und Illo

Eilboten erhalten hatte, mit seinem ganzen Heer nach Eger aufzubrechen.

An demselben Tage traf Wallenstein in Eger mit dem Theil seines Heeres ein, auf dessen Treue er unter jedem Verhältniß rechnen zu können glaubte. Aber auch unter diesen Treuen lebten Verräther und Undankbare, denn kaum hatte Oberst Buttler, welcher mit zwei Schwadronen Reiter Wallenstein nach Eger begleitet hatte, dem Kommandanten von Eger, Gordon, und einem schottischen Offizier Leslig die Aechtung Wallensteins angezeigt, als sie sich auch sogleich mit noch anderen Offizieren und dreißig Soldaten, worunter zur Ehre Deutschlands keine deutschen waren, zu einer gemeinsamen Ermordung Wallensteins und seines Anhangs verbanden.

Am 25. Februar Abends fielen unter Anführung des Oberstwachtmeisters Geraldin dreißig Soldaten über die Grafen Terzky, Kinsky, Illo und Neumann her, die fröhlich bei einem Fastnachtsschmauß auf der Citadelle saßen, wohin sie Gordon eingeladen hatte, und die nach tapferer Gegenwehr ermordet wurden. Wallenstein, der zu Hause geblieben war, um die Sterne über sein Geschick zu befragen, hatte kaum, von dem Geräusch bei Ueberwältigung der Wache erwacht, sein

Lager verlassen, als der Hauptmann Deveroux mit sechs Dragonern in sein Zimmer drang und ihn mit den Worten: „Bist Du der Schelm, der des Kaisers Volk zum Feinde überführen und ihm die Krone vom Haupt reißen willst? Du mußt sterben“, die Partisane durch die Brust stieß. Der Leichnam wurde in einen Teppich gewickelt und in die Citadelle zu den letzten wenigen friedländischen Getreuen gelegt. Wallenstein's Vermögen, über 50 Millionen an Grund und Boden, wurde eingezogen und verschenkt, und zwar zum größten Theil an dessen Mörder, von denen einige sogar, zum Lohn für ihre That, in den Grafenstand erhoben wurden. Jeder Soldat, der beim Mord Hülfe geleistet, erhielt als Lohn 20,000 Gulden. Gegen Wallenstein's Anhang wurde auf das Härteste verfahren, viele von ihnen wanderten auf die Festung, andere mußten den schimpflichen Tod durch Henkershand erdulden. Für Wallenstein selbst und seinen Anhang ließ der Kaiser Seelenmessen lesen; die Menschen, die ihn dem Todesstreich überliefert, wollten bei Gott, unserem höchsten und gerechtesten Richter, für ihn, den sie gerichtet, Gnade erflehen.

Auf eine so elende und schreckliche Weise trat ein Mann vom Schauplatz ab, dessen Ver-

brechen wohl schwerlich kein anderes war, als das, eine zu große Macht, ohne von Gottes Gnaden zu sein, zu besitzen, neben welcher der Kaiser nicht länger Kaiser bleiben konnte. Der Kardinal Richelieu sagt in seinen merkwürdigen Betrachtungen über Wallenstein: „Er wurde von Leuten ermordet, die er liebte, beförderte, erhob und denen er traute. Keiner hat dem Kaiser so genützt, keiner war von ihm so belohnt worden. Unzählige Dienste stehen fest, für Untreue spricht nur Verdacht, kein Beweis. Der Kaiser war ein schlechter Herr oder Wallenstein ein untreuer Diener. Es ist höchst schwer, für einen Herrn einen treuen Diener zu finden, dem er ganz vertrauen dürfte, und noch schwerer, einen guten Diener, der ganz auf seinen Herrn bauen könnte. Nach des Herzogs Tod mehrten sich die Anklagen; ist der Baum gefallen, läuft jeder herbei, die Zweige abzubrechen und der Ausgang des Lebens bestimmt für die Meisten das Urtheil über guten und schlechten Ruf."

Der Herzog Bernhard, welcher gegen Ende des Jahres 1633 zwischen Regensburg und Straubing Winterquartier bezogen hatte, ließ zu Anfang des Jahres 1634 verschiedene Züge unternehmen, die alle mit vielem Erfolg begleitet

waren. Hätte man ihm jetzt die ihm versprochenen Hülfsvölker gesandt, so konnte der Herzog nach Böhmen und Oesterreich vorrücken, wohin ihm der Weg offen stand. Aber Oxenstierna, sowie Arnheim, die beide von dem Herzog um Verstärkung gebeten worden waren, ließen, obgleich sie solche zugesagt, demselben doch keine Hülfe zukommen, da man bei des Herzogs allbekanntem Ehrgeiz fürchtete, er möchte, ein zweiter Wallenstein, Alles aus eigener Machtvollkommenheit thun und sich keines Andern Befehlen mehr unterordnen, sobald sich der Herzog stark genug hierzu fühle. Die gegenseitige Eifersucht und das gegenseitige Mißtrauen entwanden auch hier wieder dem Protestantismus die schönste Gelegenheit zum Triumph aus den Händen. Anstatt vorwärts zu rücken, mußte sich der Herzog Bernhard nur darauf beschränken, seine Stellung an der Donau zu behaupten; die Belagerung Ambergs mußte aus Mangel an Hülfe aufgegeben werden. Gegen Ende März stand Herzog Bernhard in Bamberg, vergebens die ihm von Sachsen zugesagte Hülfe erwartend. Während dieser nutzlosen Hin- und Herzüge des Herzogs, hatte Aldringen, in Verbindung mit Johann von Werth, die Oberpfalz von den Gegnern geräumt, Strau-

lingen und Ingolstadt genommen und bedrohten Regensburg. Bei diesen Vortheilen verlor Bernhard seine eigene Stellung ganz aus den Augen, denn, anstatt sich um jeden Preis in Franken zu behaupten, zog er mit seinen Truppen nach Schwaben, um dort, wo Horn's Corps Quartiere genommen hatte, sich mit diesem zu vereinen. Horn, zu stolz, sich dem Herzog Bernhard im Commando unterzuordnen, wieß alle Anträge des Letztern, sich mit ihm zu vereinen, vor der Hand zurück und versprach nur, dann sein Corps mit dem des Herzogs zu verbinden, wenn die Kaiserlichen Miene machten, das eine oder das andere anzugreifen. Anfangs Mai sammelte der Herzog bei Dinkelsbühl seine Truppen und rückte am 14. Mai nach Regensburg vor, in der Absicht, Regensburg zu entsetzen und, wenn irgend möglich, eine Verbindung Ferdinand's mit Aldringen zu verhindern.

Die Vorgänge mit Wallenstein hatten dem Kaiser die goldene Lehre gegeben, niemals wieder einem Diener, so viele Beweise von Treue und Ergebenheit er auch geben möge, eine so große Macht, wie sie der Wallenstein besessen, in die Hand zu geben und doch war es nöthig, daß die Macht in der Hand eines Einzigen lag und

nicht zersplittert war. Die Wahl zum Generalissimus fiel auf des Kaisers Sohn, Ferdinand, König von Ungarn, der ein junger, ritterlicher Mann war. Nachdem man sich mit Geld, Versprechungen und anderen Mitteln der Treue der Soldaten versichert hatte, entfernte man aus der Armee alle Getreuen Wallenstein's. Am 22. Mai hielt Ferdinand bei Pilsen eine Musterung über die Armee und rückte dann grade auf Regensburg los, das der König um jeden Preis in seine Gewalt bekommen wollte. Der Versuch des Herzogs Bernhard, eine Vereinigung des Königs mit Aldringen zu verhindern, scheiterte; der König zog ungehindert vor Regensburg, wo aber auch, kurz nach dessen Ankunft, Bernhard erschien, der sich sofort, am 3. Juni, hartnäckig, bis tief in die Nacht hinein, mit den Kaiserlichen schlug. Als der Herzog Bernhard die Unmöglichkeit einsah, die ihm an Streitkräften weit überlegenen Kaiserlichen zu schlagen und Regensburg zu entsetzen, warf er am 5. Juni noch mehrere Regimenter Verstärkung und Proviant in die Festung und zog sich dann zurück; ging später bei Pförnig über die Donau und kam am 20. Juni nach Forchheim, das er belagerte.

Sofort nach Bernhard's Rückzug wurde

Johann von Werth zur Beobachtung der Bewegungen des Herzogs abgesandt und Aldringen sollte Kehlheim belagern.

Die Belagerung Regensburg's, unter der persönlichen Leitung des Königs Ferdinand, der, wie ein wahrer König, alle Gefahren und Mühseligkeiten des Krieges mit den Seinen theilte, wurde mit großem Eifer fortgesetzt, aber dennoch ergab sich die Stadt nicht eher, als bis die Hungersnoth ausgebrochen, Pulver fehlte und die versprochene Hülfe ausblieb. Am 26. Juli capitulirte die Besatzung, welche der Schwede Carl Kagge kommandirte und erhielt ehrenvollen, freien Abzug. Der König von Ungarn, der, selbst tapfer, Tapferkeit und Muth an dem Mann zu ehren wußte, freute sich des Anblicks der tapfern abziehenden Besatzung und reichte jedem Obristen freundlich zum Abschied die Hand und nahm die Bürger Regensburg's, die tapfer mit für ihren Heerd gestritten hatten, zu Gnaden an.

Nach dem Fall von Regensburg zwang der König Ferdinand Donauwörth zur Capitulation, bemächtigte sich noch vieler anderer Städte und belagerte dann Nördlingen, wo der Kardinalinfant Don Fernando ihm noch ein Hülfscorps von 15,000 Mann zuführte.

Inzwischen hatte Johann von Werth mit seinen Schaaren, überall sengend, brennend und mordend, ganz Franken durchstreift. Um sich ein treues Bild der Schandthaten zu machen, welche die Soldaten, die den Namen Christen trugen und noch dazu der alleinseligmachenden Kirche angehörten, an ihren Nebenmenschen verübten, will ich hier den Chronisten Chemnitz die Gräuelthaten zu Höchstadt erzählen lassen. „Gar viele Weibspersonen sind zu todt geschändet, Manns- und Weibspersonen, ohne einigen gehabten Respekt, kalt oder heiß Wasser, Eis, Mist- und Kothlachen eingeschüttet, theils mit Ketten und Stricken an den Köpfen bis auf den Tod gerüttelt, etlichen Daumenschrauben angelegt, andere bei den Gemächten aufgehängt und dann mit Nadeln, bis das Blut hernach gelaufen, gestochen, ihnen auf den Schienbeinen mit Sägen hin- und widergesägt, mit Scheitern die Füße bis auf die Beine zerrieben, die Fußsohlen zerquetscht und so lange geschlagen, bis sie von den Füßen abgefallen, die Arme auf den Rücken gebunden und sie so hinter sich aufgehenkt, sehr viele splitternackend in der Stadt hin- und hergeführt, mit Beilen und Hämmern dermaßen geprügelt, zerfetzt und verwundet, daß sie vor

Blut nicht anders, als wären sie schwarzroth gefärbt, anzusehen gewesen; in Summa, man ist so grausam und erschrecklich mit Jedermann, hohen und niedrigen Standes, umgesprungen, daß viele, um größerer Marter zu entgehen, nur um den Tod gebeten haben."

Nach diesem Mordbrennerzug ging Johann von Werth ins Lager nach Nördlingen.

Horn, der, wie bekannt, am Bodensee Winterquartiere bezogen, hatte im Frühjahr 1634 Mindelheim, Biberach und Memmingen erobert, und stand, nachdem sich die Unterhandlungen wegen der Vereinigung seines Corps mit dem des Herzogs Bernhard zerschlagen hatten, eben im Begriff, gegen die Spanier zu ziehen, als er vom Herzog Bernhard die Nachricht erhielt, daß er gegen Donauwörth marschire und zu ihm stoßen wolle, da Regensburg eilends Entsatz benöthigt sei. Bei dieser Nachricht ließ Horn einige tausend Mann zur Deckung Schwabens zurück und vereinte sich am 12. Juli bei Augsburg mit dem Corps des Herzogs Bernhard, der bei der drohenden Gefahr vor Forchheim nur 3000 Mann zur Fortsetzung der Belagerung zurückließ und mit dem andern Horn entgegenzog, um sich mit ihm zu vereinen. Nach dieser

erfolgten Vereinigung ging der Marsch über Riesach, Freising und Mosburg, die alle nach kurzem Widerstande eingenommen wurden, nach Landshut, das, nachdem Bresche geschossen, am 22. Juli mit Sturm genommen wurde. Alles was fliehen konnte, floh aus Landshut, wo die Sieger plünderten, mordeten und reiche Beute an Lebensmitteln fanden. Auf der Flucht aus Landshut fand Albringen seinen Tod. Ungewiß ist die Todesart des alten Kriegers; ob er von Feindes Hand, durch den Fluß watend, umgekommen sei, oder durch ein zufällig abgefeuertes Gewehr, oder durch den Schuß eines rachsüchtigen Croaten, deren Wildheit gegen die flüchtigen Einwohner der Stadt er und andere Offiziere durch strenge Maßregeln Einhalt zu thun gesucht hatte. Er hatte sich aus niederem Stande emporgeschwungen. Lothringen war seine Heimath; als Diener ging er mit französischen Edelleuten auf Reisen, benutzte jede Gelegenheit, sich Kenntnisse zu erwerben und kam später als Schreiber zum Bischof von Trident. Die Mißgunst seiner Amtsbrüder vertrieb ihn aus der Kanzlei, und brodlos umherirrend, glaubte er in der Begegnung eines Soldaten auf der Innsprucker Brücke einen Wink des Himmels zu sehen, die Feder mit dem Schwert

zu vertauschen. Durch Gewandtheit, Muth und Kenntnisse brachte er es bis zum Feldherrn. Er starb, gehaßt von den Soldaten und vom Volk wegen seines Geizes und seiner Grausamkeit.

Dem Fall Landshut's folgte der Fall Regensburg's, bei dessen Kunde sich der Herzog Bernhard und Horn wieder auf Augsburg zurückzogen. Nach kurzer Trennung vereinten sich beide wieder bei Günzburg am 16. August und rückten über Heidenheim und Ahlen bis Bopfingen und Dinkelsbühl, wo sie ein verschanztes Lager bezogen, in der Absicht, das hart bedrängte Nördlingen zu retten.

Die Lage der beiden Feldherren war eine höchst gefährliche zu nennen, denn ihre Armee litt an Allem Mangel, die Pferde der Reiterei waren sogar so entkräftet, daß die Reiter die matten Thiere am Zügel führen mußten, während die kaiserliche Armee nicht nur schlagfertiger, sondern jener auch an Zahl weit überlegen war. Zu dieser Zeit schrieb Herzog Bernhard an den Reichskanzler Orenstierna Folgendes: „Gestern hat sich Herr Feldmarschall Horn mit uns zu Günzburg vereinigt. Sein Heer ist so schlecht beschaffen, als das unserige. Das Sterben unter den Kriegern nimmt so überhand, daß wir

nicht viel auf sie bauen können, und da ihnen der Feind die Ruhe nicht gönnen wird, welche sie nöthig haben, so stellen wir es in des Herrn beliebige Disposition, ob Er sich gefallen lassen wolle, auf andere Armeen in Zeiten zu denken, welche hieherwärts gegen den Feind andringen dürften." Oxenstierna bot Alles auf, um die Lage der Armee zu verbessern; Würtemberg mußte Lebensmittel liefern und die Armee selbst erhielt Verstärkungen an Mannschaft. Von der eisernen Nothwendigkeit gezwungen, übergab Oxenstierna sogar Philippsburg an die Franzosen, um hierdurch über 6000 Mann verfügen zu können, die das vereinte Heer des Herzogs Bernhard und Horn verstärken sollten.

Von dem verschanzten Lager bei Bopfingen aus gelang es, zur Verstärkung der Besatzung Nördlingen's noch 250 Musketiere zu werfen. Während die Schweden die ihnen von Oxenstierna zugesicherte Hülfe erwarteten, hatte Ferdinand Nördlingen immer enger eingeschlossen und setzte den Belagerten hart zu. Bald war die Noth auf's Höchste gestiegen und Nördlingen, trotz der tapfern Gegenwehr der Besatzung, verloren, wenn nicht rasch Etwas zu deren Rettung von Bernhard und Horn gethan wurde. Bernhard in

dem Glauben, daß dem Kühnen der Erfolg gehöre, wollte eine Schlacht, wovon Horn jedoch ernstlich abrieth, da ihre vereinten Streitkräfte hierzu zu schwach wären und man erst Verstärkungen abwarten müßte. Endlich langten am 3. September, unter dem Grafen Cratz Verstärkungen im Lager an und jetzt wurde im Kriegsrath beschlossen, sich der Stadt zu nähern, damit die Besatzung ermuthigt und der Feind in seinen Angriffen gestört werde. Inzwischen war die Noth in Nördlingen auf den höchsten Punkt gestiegen. Die Besatzung litt seit mehreren Tagen selbst an dem Nothwendigsten Mangel. Um diese Demonstration auszuführen, setzte sich am 5. September die schwedische Armee nach dem Arnsberg, einem mit Wald bedeckten Landrücken, in Bewegung.

Bei der Annäherung der schwedischen Avantgarde zogen sich die vorgeschobenen kaiserlichen Kürassier-Regimenter bis an den Fuß des Arnsberges zurück, wo sie von dem Herzog Bernhard von Weimar, der die Avantgarde befehligte, angegriffen und zur Flucht gezwungen wurden. — Nach dieser glücklichen Attaque rückte der Herzog Bernhard, ganz wider die Abrede, keine Schlacht zu schlagen, mit seinen Truppen in Schlachtordnung weiter vor, und stellte sich hinter den

Dörfern Ederheim und Hirnheim auf. — Zu seiner Rechten lag eine mit Gehölz besetzte Anhöhe, auf der 400 spanische Schützen Position genommen hatten, und diese vertheidigten sich so tapfer, daß die vom Herzog Bernhard zur Wegnahme dieses Postens kommandirte Infanterie zurückgeschlagen wurde. Ein Angriff des Generals Vitzthum mißlang ebenfalls, und nur erst in der Nacht vom 5. zum 6., bis wohin Horn seine sämmtlichen Truppen an sich gezogen hatte, konnte man nach einem dritten Sturm auf diesen Punkt die Spanier von demselben vertreiben. Die Kaiserlichen suchten die Höhen, in deren Besitz sie noch standen, in Eile zu befestigen und mit Batterien zu decken. Insbesondere warfen sie auf dem Aalbuche mehrere Schanzen auf, und besetzten dieselben mit dem Kern ihrer Truppen, dem spanischen Fußvolke. Die Reiterei stand im zweiten Treffen hinter den Schanzen. Der rechte Flügel war von dem deutschen Fußvolke und der Mehrzahl der Reitergeschwader eingenommen. — In der Nacht einen Angriff auf diesen Punkt zu machen, hielten jedoch der Herzog Bernhard und Horn nicht für rathsam, und sie beschlossen, denselben bis zum Anbruch des Tages zu verschieben. — Kaum graute der Morgen, als Horn,

der an diesem Tage den rechten Flügel befehligte, gegen den Aalbuch vorrückte, auf dem die Spanier drei große Verschanzungen aufgeworfen hatten. — Der linke Flügel der Spanier und Kaiserlichen, welcher dem Feldmarschall Horn gegenüber stand, wurde von Gallas, Piccolomini und Marquis de Leganes befehligt. Den ersten Angriff auf die Verschanzungen wollte Horn mit der Infanterie ausführen, und deshalb ließ derselbe die Avantgarde, welche aus Cavallerie bestand, am Fuße des Berges aufstellen, um mit ihr sogleich die Infanterie unterstützen zu können. — Unter dem Schutze der Artillerie, die auf einer Höhe links der kaiserlichen Stellung aufgestellt war, rückte der Oberst-Lieutenant von Witzleben gegen ein Bataillon Infanterie vor, das auf einem Hügel stand. Im Anfange geschah der Angriff mit vielem Glück, und die schwedische Reiterei trieb das burgundische Kürassier-Regiment, welches dasselbe in die Flanke nehmen wollte, zurück. Endlich aber wurden die Angreifer von der Uebermacht so gedrängt, daß Horn sich genöthigt sah, den Seinigen Hülfe zu senden. Die schwedische Cavallerie wurde bis an den Fuß des Berges zurückgedrückt. Unterdessen hatte sich auch die schwedische Infanterie genä-

hert, und Horn ließ durch zwei Brigaden die vorderste der drei feindlichen Verschanzungen angreifen. Diese Attaque wurde mit einer solchen Entschlossenheit und Tapferkeit ausgeführt, daß die beiden Regimenter Wurm und Salm, welche die Verschanzungen vertheidigten, dieselben verlassen mußten. Beide Brigaden geriethen aber, weil sie beide zugleich in die Verschanzungen eindrangen, in Unordnung, welche noch durch das Auffliegen mehrerer Pulvertonnen bedeutend vermehrt wurde. In dieser Verwirrung wurden die beiden Brigaden von den kaiserlichen Kürassieren angegriffen und zurückgeworfen, worauf alsdann mehrere spanische Regimenter die Schanze besetzten. Auf's Neue stürmten frische Brigaden der Schweden, vom General von Vitzthum geführt, gegen die Verschanzungen heran, ohne sich jedoch dieses wichtigen Postens wieder bemeistern zu können. — Der Herzog Bernhard von Weimar hatte unterdessen mit dem linken Flügel von der Höhe des Häßelsberges und den angrenzenden Punkten, auf welchen sich die kaiserlichen Vorposten bis dahin behauptet hatten, Besitz genommen. — Die Kaiserlichen, die auf den rückwärts befindlichen, von den Schweden durch einen flachen Thalgrund geschiedenen, Höhen postirt waren,

unterhielten gegen dieselben eine lebhafte Kanonade. — Damit die Verbindung zwischen der Stadt Nördlingen und dem schwedischen Heere hergestellt werden könnte, detaschirte der Herzog Bernhard von seinem linken Flügel ein Corps auf die Landstraße von Nördlingen vor. Bei dem Dorfe Teblingen wurde dieses vorgeschobene Corps von den Kaiserlichen mit Uebermacht angegriffen und zersprengt. — Um Banner in dem Angriffe gegen den Hügel zu unterstützen, sandte der Herzog Bernhard von Weimar den Grafen Thurn mit zwei Regimentern auf den rechten Flügel ab. Unglücklicherweise aber marschirte derselbe nicht rechts gegen die Verschanzung, sondern bewegte sich links auf den Punkt, wo die italienischen Regimenter aufgestellt waren. Diese anzugreifen, konnte der Graf von Thurn bei deren Mehrzahl nicht wagen; er warf sich deshalb in das Gehölz, welches sich zwischen dem linken und rechten Flügel der Schweden befand, und verhinderte durch diese Stellung, daß die Feinde die beiden Flügel trennen konnten. Lange stritt der Graf von Thurn mit seiner Brigade gegen die italienische Infanterie, und wieß mehrere Angriffe mit Tapferkeit zurück. — Auch entspann sich zwischen der Cavallerie des schwedischen rech=

16

ten Flügels und der Reiterei der Oesterreicher und Spanier, welche auf dem linken Flügel stand, ein ernsthaftes Cavalleriegefecht, wobei jedoch die Schweden keine Vortheile erringen konnten. — Dieses, so wie auch der Umstand, daß die Thurn-sche Brigade wegen der großen Verluste, die sie erlitten hatte, aus ihrem Posten sich zurückziehen mußte, bestimmte den Feldmarschall Horn, mit seinen Truppen die Linien zu verlassen, nachdem er acht Stunden lang mit der größten Hartnäckigkeit gefochten hatte. Bevor jedoch dieser Rückzug begonnen wurde, ließ Horn durch die Cavallerie noch einen Angriff ausführen, damit man Zeit gewann, die Kanonen hinter die Truppen zurückzuführen. Durch diesen Angriff war zugleich die feindliche Reiterei zurückgehalten worden, und Horn konnte mit seinen Truppen in ziemlicher Ordnung bis Hirnheim zurückgehen, bei welchem Dorfe sich derselbe hinter dem linken Flügel des Herzogs Bernhard aufstellte. — Der kaiserliche General Johann von Werth und der Herzog von Lothringen drängten mit ihren Truppen den Herzog Bernhard so sehr, und richteten aus verdeckten Batterien ein solches Artilleriefeuer gegen ihn, daß dessen Cavallerie, nachdem sie lange Zeit muthig widerstanden hatte, die Flucht

ergriff und nach dem Arnsberge zu eilte. — Dieses Ereigniß verbreitete einen solchen Schrecken unter den Truppen, die Horn bei Hirnheim aufgestellt hatte, daß auch auf diesem Punkte alles sich in Unordnung auflöste, und Jedermann in der Flucht sein Heil suchte. — Groß war der Verlust, welchen an diesem Tage die Schweden erlitten; sie verloren 6000 Mann Todte und 6000 Gefangene, unter letztern den Feldmarschall Horn, der in dem Augenblick, als er die Ordnung bei Hirnheim wieder herstellen wollte, von den Siegern gefangen genommen wurde. — Die Sieger erbeuteten 180 Fahnen, 80 Stück Geschütz und die ganze schwedische Bagage, von der nur der Adjutant von Grün Bernhard's Silbergeschirre in der Eile retten konnte.

Dieser Sieg hatte den Fall Nördlingens zur unmittelbaren Folge, deren Besatzung freier Abzug gestattet wurde. Am 9. September hielten der König von Ungarn und der Kardinalinfant ihren feierlichen Einzug in die Stadt.

Die flüchtigen Schweden trafen bei Göppingen den Rheingrafen Otto Ludwig, der vom Rhein her nach beendeter Eroberung Rheinfelden's mit 6000 Mann zu Hülfe ziehen wollte, und jetzt noch zeitig genug kam, die Flüchtlinge

ten Flügels und der Reiterei der Oesterreicher und Spanier, welche auf dem linken Flügel stand, ein ernsthaftes Cavalleriegefecht, wobei jedoch die Schweden keine Vortheile erringen konnten. — Dieses, so wie auch der Umstand, daß die Thurnsche Brigade wegen der großen Verluste, die sie erlitten hatte, aus ihrem Posten sich zurückziehen mußte, bestimmte den Feldmarschall Horn, mit seinen Truppen die Linien zu verlassen, nachdem er acht Stunden lang mit der größten Hartnäckigkeit gefochten hatte. Bevor jedoch dieser Rückzug begonnen wurde, ließ Horn durch die Cavallerie noch einen Angriff ausführen, damit man Zeit gewann, die Kanonen hinter die Truppen zurückzuführen. Durch diesen Angriff war zugleich die feindliche Reiterei zurückgehalten worden, und Horn konnte mit seinen Truppen in ziemlicher Ordnung bis Hirnheim zurückgehen, bei welchem Dorfe sich derselbe hinter dem linken Flügel des Herzogs Bernhard aufstellte. — Der kaiserliche General Johann von Werth und der Herzog von Lothringen drängten mit ihren Truppen den Herzog Bernhard so sehr, und richteten aus verdeckten Batterien ein solches Artilleriefeuer gegen ihn, daß dessen Cavallerie, nachdem sie lange Zeit muthig widerstanden hatte, die Flucht

ergriff und nach dem Arnsberge zu eilte. — Dieses Ereigniß verbreitete einen solchen Schrecken unter den Truppen, die Horn bei Hirnheim aufgestellt hatte, daß auch auf diesem Punkte alles sich in Unordnung auflöste, und Jedermann in der Flucht sein Heil suchte. — Groß war der Verlust, welchen an diesem Tage die Schweden erlitten; sie verloren 6000 Mann Todte und 8000 Gefangene, unter letztern den Feldmarschall Horn, der in dem Augenblick, als er die Ordnung bei Hirnheim wieder herstellen wollte, von den Siegern gefangen genommen wurde. — Die Sieger erbeuteten 180 Fahnen, 80 Stück Geschütz und die ganze schwedische Bagage, von der nur der Adjutant von Grün Bernhard's Silbergeschirre in der Eile retten konnte.

Dieser Sieg hatte den Fall Nördlingens zur unmittelbaren Folge, deren Besatzung freier Abzug gestattet wurde. Am 9. September hielten der König von Ungarn und der Kardinalinfant ihren feierlichen Einzug in die Stadt.

Die flüchtigen Schweden trafen bei Göppingen den Rheingrafen Otto Ludwig, der vom Rhein her nach beendeter Eroberung Rheinfelden's mit 6000 Mann zu Hülfe ziehen wollte, und jetzt noch zeitig genug kam, die Flüchtlinge

16*

aufzunehmen und gegen die sie hart verfolgenden Croaten zu schützen.

Nach dem Sieg bei Nördlingen trennte sich der Kardinalinfant wieder von dem kaiserlichen Heere und bewegte sich nach den Niederlanden zu, um diese zu decken. Der König von Ungarn theilte seine Armee, er selbst blieb mit dem Haupttheil derselben in Würtemberg, der Herzog von Lothringen marschirte gegen den Schwarzwald, die Baiern belagerten Augsburg und Piccolomini, Götz und Isolani drangen in Franken ein, wo sie fast alle Städte und Festungen in ihre Gewalt bekamen. Das unglückliche Würtemberg mußte viel von der kaiserlichen Soldateska leiden, die beutelustig, mordend und sengend im Land herumzog. Die Stadt Waiblingen wurde ganz verödet, die Weiber und Kinder ertranken in dem Remß-Fluß, die Männer wurden in Ketten und Banden nach den Niederlanden fortgeschleppt und meistens dort hingerichtet.

Während der Herzog Bernhard mit den Trümmern seines Heeres nach dem Rhein zog, wo man die aller Kriegszucht ledigen Soldaten nirgends haben wollte, war der Rheingraf Otto Ludwig nach Kehl marschirt, um sich des dortigen Passes zu versichern. Johann von Werth,

der ihm folgte, erreichte den Reichsgrafen bei Willstadt, und ohne eine kühne That wäre er gefangen genommen worden. Als sich der Reichsgraf im Gedränge sah, sprang er mit dem Pferd vom Felsen hinab in die Kinzig, durch die er, ohngeachtet eines heftigen Kugelregens glücklich schwamm. Da die Kaiserlichen den Rhein nicht überschreiten konnten, so zogen sie, Baden verheerend, den Rhein sengend und brennend auf und ab. Am 18. November stürmte Johann von Werth die Stadt Heidelberg, ohne jedoch das Schloß, was die Schweden unter Abel Moda inne hatten, in seine Gewalt zu bekommen. Nachdem die Belagerung des Schlosses bis zum 22. December fortgesetzt worden war, mußte Johann von Werth dieselbe schleunigst aufheben, als ganz unerwartet ein französisches Hülfscorps zum Entsatz von Heidelberg über den Rhein ging und vor der Stadt erschien. Johann von Werth, der, wie bekannt, die Stadt inne hatte, mußte capituliren und sein ganzes Geschütz im Stich lassen. Die Franzosen begnügten sich, der Besatzung Verstärkung zuzuführen und zogen sich dann wieder bei Mannheim über den Rhein zurück. Durch den Verlust der Nördlinger Schlacht waren Baiern, Würtemberg und Franken wieder verloren gegangen,

aber noch bei weitem größer war die moralische Niederlage, welche die Sache der Protestanten nach diesem harten Schlag erlitt; Niemand hatte mehr Vertrauen zu den Schweden und ihren Verbündeten; alle waren in Angst und Furcht gerathen und gaben kleinmüthig Alles verloren. Schon seit dem Juni 1634 hatte der Kurfürst Johann Georg von Sachsen mit dem Kaiser in's Geheim Unterhandlungen angeknüpft, die in Folge der Niederlage der Schweden bei Nördlingen schneller reiften, so daß schon am 22. November die vorläufigen Bedingungen zu dem sogenannten Prager Frieden, der erst am 30. Mai 1635 abgeschlossen wurde, festgestellt wurden. Diesem Frieden, der zwar ein allgemeiner sein sollte, schlossen sich jedoch nur wenige Fürsten und Städte an. Eine Hauptbedingung dieses Friedens war, daß die Verbündeten im Verein mit Oesterreich gemeinschaftlich mit dahin wirken sollten, daß Schweden und Frankreich aus Deutschland hinausgedrängt würden.

Auf dem Kriegsschauplatz in Schlesien und Böhmen war im Anfang des Jahres 1634 Alles ziemlich ruhig geblieben, als plötzlich die Sachsen unter Arnim nach der Eroberung von Bautzen nach Schlesien zogen. Bei der Kunde von dieser

Bewegung zog ihnen der kaiserliche General Colloredo von Breslau aus, mit dessen Belagerung er sich beschäftigte, nach Liegnitz entgegen, wo es am 13. Mai zur Schlacht kam. Vor dem Beginn derselben ließ Arnim seine Soldaten beten, worauf der Vers: „Nun hilf uns Herr, den Dienern Dein, die mit Deinem Blut erlöset sein", abgesungen wurde. Nachdem die Kaiserlichen die Vorhut der Sachsen geworfen, eröffnete man von beiden Seiten ein sehr lebhaftes Geschützfeuer, das den Sachsen sehr nachtheilig wurde. Arnim, der fürchtete, daß durch die erlittenen Verluste der Muth der Seinen sinken möge, ließ unter dem Feldruf: „Gott ist unsere Hülfe" die ganze Armee vorrücken. Auf beiden Flügeln hatte Arnim Reiterei aufgestellt, die mit dem Säbel in der Faust auf den Feind einsprengten, worauf auch die Infanterie vorrückte. Eine Zeit lang wurde mit wechselndem Glück gekämpft, bis endlich das Fußvolk des linken kaiserlichen Flügels in Unordnung gerieth. Von dem Obersten Pforde in der Seite und dem General von Vitzthum in der Front angegriffen, wichen die Kaiserlichen zurück und flohen nach Liegnitz. Colloredo versuchte es, das Gefecht zu seinen Gunsten wieder herzustellen, indem er alle Reiterei

gegen den rechten Flügel der Sachsen warf; aber beim Vordringen kamen die Reihen in Unordnung und wichen, als sie Arnim mit 500 Reitern in die Flanke nahm. Von allen Seiten gedrängt, ergriffen die Kaiserlichen die Flucht und überließen den sächsischen Truppen das Schlachtfeld. Der Verlust der Kaiserlichen an Gefangenen und Todten betrug 5000 Mann; außerdem verloren sie aber noch 40 Fahnen, 9 Kanonen und sämmtliche Munition.

Nach dem Verlust dieser Schlacht zog sich Colloredo nach Glatz zurück, während Arnim nach Breslau marschirte. Später vereinigte sich Banner, der Frankfurt a. d. Oder eingenommen hatte, mit Arnim, sie eroberten gemeinsam Großglogau, geriethen aber über die Besitznahme dieser Festung in Streit, in Folge dessen die Sachsen von den Schweden sich trennten. Die ersteren bezogen Quartiere in Polen und Banner ging später nach Böhmen, wo er Leitmeritz eroberte, sich wieder mit den Sachsen vereinte und sogar einen Zug bis Prag unternahm. Die vereinte schwedische und sächsische Armee stand unthätig bei Leitmeritz, als in Folge der Nördlinger Schlacht Banner von Oxenstierna den Befehl erhielt, nach Thüringen vorzurücken, wo seine Truppen zwi-

schen Erfurt, Gotha und Mühlhausen Quartiere nahmen.

Am Niederrhein und Westphalen operirte der Herzog Georg von Lüneburg gegen die liguistische Armee unter Benningshausen und de Gleen mit vielem Glück und bezog nach dem Falle Mindens Mitte November in und um Hameln die Winterquartiere.

Am 1. Januar 1635 machte Bernhard mit seiner nun 20,000 Mann starken Armee eine Bewegung über Frankfurt hinaus, um sich mit den Corps von Banner, des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel und des Herzogs Wilhelm von Weimar zu vereinen. Die Furcht jedoch, durch Mannsfeld von der französischen Armee abgeschnitten zu werden, veranlaßte schon am 9. Januar den Herzog wieder, sich über Frankfurt nach der Bergstraße zurückzuziehen.

Am 24. Januar traf der Herzog in Bensheim im Hauptquartier der französischen Marschälle ein, wo man sich über einen Winterfeldzug nach Würtemberg berieth, der aber, in Folge von Bernhard's Gegenvorstellungen nicht zur Ausführung kam. Die Franzosen gingen, Winterquartiere suchend, auf das linke Rheinufer zurück, wohin Bernhard ebenfalls folgte und bei Worms

ein Lager bezog. Seine nächste Waffenthat war nun die Wiedereinnahme von Speyer, welche Stadt, während man in Bensheim unterhandelte, von dem unermüdlichen Johann von Werth überrumpelt worden war. Später, als die französischen Armeen sich nach Lothringen zurückgezogen hatten, beschloß der Herzog einen Heerzug an den Main und in die Wetterau. Bereits war der Feind bis Friedberg zurückgedrängt worden, als die Nachricht eintraf, daß derselbe in die Unterpfalz eingebrochen wäre. Dieses, so wie daß Piccolomini und der Graf von Mannsfeld den Rheinübergang erzwingen wollten, veranlaßte den Herzog, sich mit seinen Truppen an die Saar zurückzuziehen, damit er nicht von den Franzosen in Lothringen abgeschnitten würde. Mainz und alle zwischen Kreuznach und Landau haltbaren Orte und Pässe erhielten hinreichende Besatzungen. Zuletzt eilte der Herzog nach Frankenthal, um ein rühmliches Werk der Freundschaft zu verrichten. Dort ruhten die sterblichen Ueberreste des Pfalzgrafen Friedrich V., des Mannes, der, von Leichtsinn und weibischem Stolz geleitet, der Urheber des dreißigjährigen Krieges war, der so vieles Unglück und so namenlose Schmach über Deutschland brachte; er wollte die Gebeine des

Geächteten vor Entweihung durch die Hände der kaiserlichen Soldaten schützen und führte die Leiche mit nach Saarbrück. Mit 7000 Reitern langte Ende Juni Bernhard in Saarbrück an.

Sollten die besetzten Punkte am Rhein mit den dort eingelegten Besatzungen nicht an die Kaiserlichen verloren gehen, so mußte schnell Hülfe geschafft werden. Ebendeshalb sandte der Herzog seinen treuen Rath Poniskaw nach Paris, um schleunige Hülfe zu verlangen, damit die letzten Punkte am Rhein gerettet und auf's Neue der Uebergang bewerkstelligt werden könnte; außerdem sollte Poniskaw 4 Millionen Livres zur Erhaltung eines Heeres von 30,000 Mann fordern. Um seinen Forderungen mehr Gewicht zu geben, begleitete Bernhard dieselben mit der Drohung, sonst in des Kaisers Dienste zu treten, welche man ihm so oft angeboten habe. Nach langem Unterhandeln beschloß endlich der französische Hof, Bernhard, der, besorgt um den Verlust seines am Rhein zurückgelassenen Fußvolks, immer dringender und drohender auftrat, ein Hülfscorps von 15,000 Mann zu senden, dessen Commando man dem Cardinal de la Valette anvertraut hatte.

Nachdem schon Kaiserslautern in die Hände

der Kaiserlichen gefallen war, fand endlich die Vereinigung des französischen Heeres mit dem des Herzogs Bernhard, dem sogenannten weimarischen Heere, am 17. Juli zu Saarbrück statt. Die Kaiserlichen vor sich hertreibend, entsetzte Bernhard Zweibrücken, machte Mainz Luft und rückte nach der Pfalz, wo der Anblick der wogenden Kornfelder den Franzosen, die, schon an Allem Mangel leidend, wieder umkehren wollten, neuen Muth einflößte, aber dennoch konnte de la Valette nur nach Anwendung strenger Gewaltmaßregeln, seine Franzosen bewegen, über den Rhein zu gehen. Bei Hochheim wurde ein Lager bezogen. Hier erschien der ehemalige Kommandant von Frankfurt, Vitzthum, mit der Kunde, daß er diese Stadt an die kaiserlichen Generale Hatzfeld und Lamboy mit Vergleich am 30. August habe übergeben müssen, der nicht gehalten worden sei. Um diese Wortbrüchigkeit zu rächen, rückte Bernhard mit 4000 Mann Reiterei und einigem Fußvolk nach Frankfurt vor, wurde aber, als die Kaiserlichen schon zweimal von ihm zurückgeworfen worden waren, später zum Rückzug nach Hochheim gezwungen.

Inzwischen war der Landgraf Wilhelm von Hessen, auf dessen Hülfe die Franzosen und Wei-

maraner gerechnet hatten, im Verein mit Speerreuter nach Frankfurt zu vorgerückt, als ihm bei Butzbach die Kunde wurde, daß Frankfurt verloren, das Land ringsherum mit kaiserlichen Völkern besetzt sei und die Franzosen und Weimaraner unentschlüssig in ihrem Lager bei Hochheim ständen. Bei dieser Kunde zog sich der Landgraf eiligst zurück und stand bereits Anfangs September im Eichsfeldischen, um Banner zu unterstützen. So ging für die Franzosen und Bernhard die hessische Hülfe verloren, auf die sie so sehr gerechnet hatten.

Dieser Vorfall, sowie die Fortschritte, welche die Kaiserlichen in Lothringen machten, verbunden mit der Noth und den Krankheiten im Lager zu Hochheim, riefen den Entschluß hervor, sich zurückzuziehen. Am 16. September ging man bei Mainz über den Rhein und begann mit einem ermüdeten, halbverhungerten Heere über unwegsame Höhen, durch Schluchten und enge Pässe den Rückzug nach der Mosel, durch dessen geschickte Ausführung sich Bernhard selbst bei seinen Gegnern den größten Ruhm und die Achtung Aller erwarb. Auf diesem ewig denkwürdigen Rückzug hatten die Franzosen und Weimaraner mit Unglücksfällen aller Art zu kämpfen; vom Feind

verfolgt, mußte gegen das Ende des Rückzugs Tag und Nacht, beim Mondschein, marschirt werden; Unzählige erlagen den Anstrengungen und den Entbehrungen, da man nur Obst und Rüben als Nahrung hatte. Bei Sobernheim von Kroaten gedrängt, war man gezwungen, die Bagage zu verbrennen, um Pferde zur Fortschaffung des Geschützes zu haben, das später selbst bei Birkenfeld theils stehen gelassen, theils in einen Teich versenkt werden mußte. Noch am 27. September hatte der Herzog Bernhard einen heftigen Kampf mit den Kaiserlichen zu bestehen, die aber mit einem solchen Verlust zurückgeworfen wurden, daß Gallas nicht wieder wagte, die Gegner im Rückzuge zu stören, sondern sich mit der Belagerung von Saarbrück und andern festen Punkten beschäftigte. Glücklich langte am 28. September die französische und weimarische Armee vor Metz an, wo man sich von den gehabten Mühseligkeiten erholte.

Der Herzog Bernhard hatte nicht lange Waffenruhe in Metz, denn er mußte bald wieder aufbrechen, um die Vereinigung des Generals Gallas mit dem Herzog Karl von Lothringen zu verhindern, was aber, weil ihn die Franzosen im Stich ließen, nicht gelang. Beide verschanz-

ten sich bei Dieuze, trennten sich aber später, als Noth und Krankheiten unter den Truppen ausbrachen; der Herzog Karl ging nach Hochburgund und Gallas zog, ohne von seinen Gegnern beunruhigt zu werden, nach dem Rhein, um dort Winterquartiere zu nehmen.

Fast unglaublich sind die Schilderungen des Elends, dem seine Leute und das Volk im Elsaß haufenweise erlagen. Von dem Fraß unbegrabener Leichen wüthend geworden, fielen die Hunde in Schaaren die Lebendigen an und die Todtengräber mußten die Gräber, selbst die der Pestopfer hüten, damit die Leichname von den Hungrigen nicht verzehrt würden.

Am 26. Oktober hatte der Herzog Bernhard einen Vertrag mit Ludwig XIII. des Inhalts abgeschlossen: Der Herzog empfängt jährlich vier Millionen Livres und unterhält dafür ein Heer von 6000 Reitern und 12,000 Fußgängern, 200,000 Livres von jener Summe sind für ihn bestimmt und nach dem Frieden bleibt ihm ein Jahrgeld von 150,000 Livres. Als französischer Feldmarschall hat er den höchsten und unabhängigen Befehl wider alle Feinde Frankreichs, wird jedoch wegen allgemeiner Plane und wichtiger Maßregeln anfragen und des Königs Befehle vollziehen. Nach

einer geheimen Zusicherung sollte Bernhard die Landgrafschaft Elsaß erhalten und Frankreich versprach, sich dafür zu verwenden, daß ihm dieselbe im Frieden verbleibe.

Auf französischem Boden konnte Bernhard, den stets im entscheidenden Augenblick die französische Hülfe verließ, keine großen Thaten vollführen, und nahm unmuthig und mißvergnügt mit seinen Truppen zwischen der Maas und Mosel im December Winterquartiere.

Mittlerweile war Bernhard's letzte Stütze am Rhein, Mainz, durch Kapitulation in die Hände der Kaiserlichen gefallen.

Werfen wir vom Haupt-Kriegsschauplatz aus einen Blick auf das Reich, so sehen wir, wie unter Vermittelung des Königs Ferdinand von Ungarn im Südwesten und in den Mittelländern unseres Vaterlandes Alles günstig für den Kaiser sich gestaltete. Die Reichsstädte hatten sich in kaiserlichen Schutz begeben und in ihnen blühten Kunst und Wissenschaft. Der Bund in Heilbronn war nach Bernhard's Abzug über den Rhein ohnmächtig erloschen und die Glieder desselben verlangte der Kaiser ausgeliefert, doch gelang es ihnen, durch Vermittelung guter Freunde, der drohenden Gefangenschaft zu entgehen. Die

Männer, von denen die Protestanten Hülfe erwarteten, mußten sich wie Verbrecher heimlich aus dem Vaterland schleichen und fremde Hülfe anflehen.

Um Frankreich zu einer thätigeren Hülfe zu bestimmen, reiste Oxenstierna im April 1635 selbst nach Paris, konnte aber, ohngeachtet seines entschiedenen Auftretens, weiter nichts, als eine Erneuerung des alten Bündnisses wider den Kaiser erreichen, während der wichtige Punkt, die Stellung schwedischer Kriegsmacht gegen französische Hülfsgelder auf weiteren Bescheid verschoben wurde. Am 15. Juni zu Stade angekommen, war Oxenstierna's Aufmerksamkeit dahin gerichtet, vorerst sich wieder gehörig zu rüsten, dann aber mit dem Kaiser einen Frieden zu vermitteln, den er mit einem wohlgerüsteten Heer hinter sich vortheilhafter, als ungerüstet zu erhalten glaubte. Nachdem zu wiederholten Malen mit dem Kurfürsten Johann Georg von Sachsen nutzlos über den Frieden verhandelt worden war, machte Oxenstierna dem Kaiser selbst Friedensvorschläge. Von Wismar aus, wohin Oxenstierna sich nach seiner Abreise von Magdeburg gewandt hatte, bot er Alles auf, um Banner, der mit seinem Heere an der Mittel- und Niederelbe stand, zu

unterstützen. Durch französische Vermittelung hatte Oxenstierna am 12. September in Stumsdorf mit Polen einen Waffenstillstand geschlossen, in Folge dessen die preußischen Truppen unter Wrangel, Banner zu Hülfe gesandt werden konnten. Es war hohe Zeit, denn Banner, von allen Hülfsquellen entfernt und von der Heeresabtheilung abgeschnitten, welche in Niedersachsen, Westphalen und an der Weser stand, wäre ohne jene Hülfe verloren gewesen, als Sachsen den Schweden am 16. Oktober den Krieg ankündigte und sich Banner gleichzeitig von den Sachsen und dem Herzog Georg von Lüneburg bedroht sah, der schon früher sein Commando im schwedischen Heere niedergelegt hatte.

Im Vertrauen auf die herannahende Hülfe, zog Banner eiligst die nächsten Schaaren zusammen, ging bei Artlenburg über die Elbe und schlug am 1. November die Sachsen unter Baudissin bei Dömitz, das dieser belagert hatte. Durch diesen Sieg gewann das Ansehen der schwedischen Waffen, die niedergeschlagenen, schwankenden Parteien faßten wieder Muth und Vertrauen, während der Kaiser selbst, weitere Fortschritte der Gegner befürchtend, Gallas von Frankreichs Grenzen abrief, wodurch Ludwig XIII. Luft bekam.

Von französischem Geld unterstützt, sollte Kniephausen in Westphalen ein Heer werben; durch Geldopfer, Versprechungen und Schmeicheleien gelang es ihm, fast alle deutschen Regimenter, welche, aus Mangel an Löhnung, Schweden die Dienste gekündigt, der Krone Schwedens wieder zuzuführen, so daß schon im December ein bedeutendes Heer in Westphalen schlagfertig stand.

Nach dem Sieg von Dömitz zog sich Banner, die Hülfsvölker erwartend, nach Mecklenburg zurück, wohin ihm die Sachsen folgten. Nachdem die Verstärkung eingetroffen, trieb Banner die Sachsen zurück, eroberte Havelberg und die wichtige Werbener Schanze. Mitten im Winter drang der Sieger nach Brandenburg vor.

Nicht so glücklich war Kniephausen, der den Feldzug an der Ems wieder eröffnete; nach manchem Unglücksfall wurde er in dem Gefecht von Lantersheim erschossen. Nach ihm übernahm der Oberst Kratzenstein das Commando des westphälischen Heeres und behauptete die Winterquartiere zwischen der Ems und Weser, bis ihn Gallas im Frühjahr 1636 über die Weser bis nach Bremen trieb.

Von Frankreich aus hatte man Bernhard zwar schon einen Theil der Hülfsgelder gezahlt,

doch reichte diese Summe bei Weitem nicht hin, um ein so bedeutendes Heer zu werben, als wie vertragsmäßig festgestellt worden war. Um die Hülfsgelder schneller beizutreiben, entschloß sich der Herzog Bernhard, selbst im Frühjahr 1636 nach Paris zu gehen, wo er mit vieler Auszeichnung empfangen wurde. In einer der Berathungen, wie der Krieg zu führen sei, war es, daß der Herzog Bernhard dem Pater Joseph, Richelieus Vertrauten, der ihm auf der Landcharte mit dem Finger die zu nehmenden Festungen zeigte, sagte: „Das ist recht gut, lieber Herr Pater, wenn man die Städte mit den Fingerspitzen nehmen könnte.“ Die größten Schwierigkeiten fand Bernhard bei der Herbeischaffung der Geldmittel; er bekam vorerst nur 600,000 Livres, aber die Zusage, bald neue Hülfsgelder zu erhalten.

Während nach der französischen Seite das kaiserliche Hauptheer um Landau und Speier sich unthätig verhielt, strebte der Kaiser Ferdinand II., im Reiche überall den Frieden herzustellen, um dann desto mächtiger gegen die Schweden und Franzosen auftreten zu können. Man begnügte sich, an der französischen Grenze entlang Streifzüge und Scharmützel zu unternehmen, den gün-

stigen Augenblick zum Einfall in Frankreich erwartend.

Zu Anfang des Frühjahrs 1636 vertrieben die Baiern die Franzosen, welche in Koblenz und am Ausfluß der Lahn sich festgesetzt hatten. Ober- und Unterlahnstein, sowie Koblenz, fielen in die Hände der Baiern.

In den ersten Tagen des Januars 1636 war Banner aus der Umgegend von Berlin weggegangen, hatte bei Werben die Elbe überschritten und warf sich auf das sächsische Gebiet, das er später, als der Churfürst Johann Georg mit seinem Heer zum Schutz des Landes herbeieilte, wieder verließ und Ende Februar längs der Unstrut Quartier nahm. Nachdem noch Hatzfeld sich mit dem Kurfürsten vereint hatte, jagten sich die beiden Parteien an der Elbe herum, bis endlich im Mai Banner die Umgegend von Magdeburg räumen und in die Altmark und ins Lüneburgische sich zurückziehen mußte, von wo aus er später die Werbener Schanze besetzte. Magdeburg fiel am 15. Juli in die Hände der Sachsen.

Das Commando über das Corps, welches der Oberst Kratzenstein bis nach Bremen geführt hatte, wurde von Oxenstierna Lesly übertragen, der sich später mit dem Landgrafen Wilhelm von

Hessen vereinte. Nach dieser Vereinigung war die Erstürmung der Schanzen vor Hanau die erste Waffenthat der Verbündeten. Da aber die Wetterau und die Nachbarschaft ringsum unbeschreiblich verödet waren und man nirgends Lebensmittel fand, so zogen die Sieger bald ab, legten dem Landgrafen von Darmstadt noch eine Contribution von 100,000 Thaler auf, zogen in kurmainzisches und kurkölnisches Gebiet und wandten sich später, bei der Kunde von dem Anzug des kaiserlichen Heeres nach Paderborn, wo man Mitte Juli Quartier nahm. Der Landgraf verlegte sein Volk in die festesten Plätze, während Lesly bei der drohenden Gefahr seinen Verbündeten in Stich ließ und sich an die Weser zog, um Banner näher zu sein. Bald darauf erschien der kaiserliche General Götz mit bedeutender Macht in Niederhessen, plünderte Hirschfeld und Treysa, eroberte Amöneburg und Homburg und rückte, alle Friedensvorschläge des geängstigten Landgrafen von sich weisend, gerade auf Paderborn los, das sich nach hartnäckiger Vertheidigung auf Gnade oder Ungnade ergeben mußte. Während daß Götz unaufhaltsam auf seiner Siegesbahn fortschritt, wich der Landgraf nach Westphalen, vergebens bei Lesly Hülfe suchend. Fast waren

alle festen Plätze Westphalens in der Kaiserlichen Hände; als der unerwartete Sieg Banners bei Wittstock der Gestalt der Dinge auf dem Kriegsschauplatz in Hessen eine andere Wendung gab.

Gehen wir zurück auf den französischen Kriegsschauplatz, so finden wir am 1. Juni 1636 den Herzog Bernhard wieder bei seinem Heere und im Verein mit dem Kardinal de la Valette die hungernden Plätze im Elsaß verproviantirend. Nach der Eroberung von Saarbrück und Pfalzburg schritt der Herzog am 12. Juni zur Belagerung von Zabern, das der Oberst von Mühlheim tapfer vertheidigte. Nachdem am dritten Tage Bresche geschossen, ließ der Herzog stürmen, der Sturm wurde aber abgeschlagen und Bernhard selbst verlor im Kampf einen Finger. Endlich, nach hartnäckiger Belagerung und nachdem die Belagerten an Allem Mangel litten, fand am 12. Juli die Uebergabe von Zabern statt, das Bernhard im Namen des Königs von Frankreich besetzte. Bei der Nachricht von den Fortschritten der französischen Waffen war Gallas mit seinem Heere über Germersheim gegen Drusenheim gerückt, wo auch der König von Ungarn am 3. August erschien. Der Herzog Bernhard hatte, in Verbindung mit de la Valette ein Lager bei

Brumath bezogen, um den bei Drusenheim verschanzten Feind zu beobachten. Zwischen beiden Theilen fiel außer Scharmützeln und Neckereien nichts von Bedeutung vor. Ein Plan des Herzogs Bernhard, das Lager bei Drusenheim anzugreifen, mußte aufgegeben werden, da Straßburg's Bürger jede Hülfleistung zum Schlagen einer Brücke über den Rhein verweigerten. Anfangs August mußte Bernhard sein Lager bei Brumath verlassen, als Richelieu, der Frankreich von allen Seiten bedroht sah, ihm den Auftrag zur Deckung Lothringens gab. Gallas, der sich mit Mercy, Lamboy und Karl von Lothringen verbunden hatte, folgte dem Herzog Bernhard auf seinem Zug nach Frankreich. Unter wechselseitigen Neckereien drangen die Kaiserlichen bis Dijon vor. Als aber Gallas die Kunde von Banners Sieg bei Wittstock empfing, und überdies im Spätherbst Noth und Mangel eintraten, die Wege durch Koth und Wasser fast ungangbar wurden, hielt es derselbe für nicht gerathen, das Hauptheer länger von der Heimath fern zu halten. Von den kühn gewordenen Gegnern verfolgt, zog Gallas unter Drangsalen aller Art sich über den Rhein zurück und ließ Anfangs Januar 1637, auf deutschem Boden angekommen,

sein ermattetes Heer in ausgedehnten Winterquartieren, von Freiburg bis über Stuttgart und Heilbronn hinaus, ruhen. Das kaiserliche Heer wäre auf diesem Rückzug vernichtet worden, hätte sich der Herzog Bernhard nicht mit de la Valette entzweit und wären in Folge dessen nicht blos halbe Maßregeln ergriffen worden. Ende December nahm der Herzog Bernhard um Neufchateau auf französischem Boden Winterquartiere.

Banner hatte Anfangs August sein Lager bei Werben verlassen, sich durch Herbeiziehung verschiedener Corps verstärkt und rückte dem Kurfürsten von Sachsen und Hatzfeld, die um Perleberg standen, entgegen, in der Absicht, sich mit ihnen zu schlagen, ehe jene sich mit Götz vereinigten.

Da Banner bemerkte, daß die verbündete Armee ihren Marsch auf Wittstock fortsetzte, so passirte er mit seinen Truppen die Dosse, und stellte sich vorwärts des Dorfes Fretzdorf, in der Nähe von Wittstock, auf. — Der General Torstenson befehligte den rechten Flügel, General Lesly das Centrum und General King den linken Flügel. An der Dosse war das Reservecorps unter dem General von Vitzthum aufgestellt.

Der Kurfürst von Sachsen und der Oberst Hatzfeld, unter deren Oberbefehl die vereinigte

kaiserliche und sächsische Armee stand, hatten bei Wittstock folgende Stellung eingenommen: Der rechte Flügel stützte sich an das von Infanterie besetzte Kloster zum heiligen Grabe. Der linke reichte bis an einen steilen Abhang des Schreckenberges, an dessen Fuße Wittstock liegt. Vor der Front waren 14 Redouten aufgeworfen, in denen sich das sämmtliche Geschütz der Verbündeten befand.

Ein Frontangriff auf diese Stellung konnte nur mit Verlust vieler Menschen ausgeführt werden und deshalb beschloß Banner, den rechten Flügel seiner Gegner zu umgehen. Der linke Flügel, welchen die Generäle Stallhanß und King befehligten, sollte längs der Dosse hingehen und bei dem Kloster zum heiligen Grabe dem rechten Flügel des Feindes in die Flanke kommen. — Banner und Torstenson bewegten sich mit der Infanterie und Cavallerie ihres rechten Flügels und Centrums rechts gegen den Berg vor, wodurch der linke Flügel der Verbündeten sich genöthigt sah, seine Stellung zu verlassen und den Schweden entgegen zu gehen, die im Begriff standen, sich einer Höhe zu bemächtigen.

Die Kaiserlichen und Sachsen führten auf diesem Punkte Massen von Cavallerie und Infanterie herbei; es kam zu einem der hitzigsten

Gefechte, welche bis jetzt im dreißigjährigen Kriege Statt gefunden hatten. Sechs bis acht Mal führte der tapfere Banner seine Truppen gegen den Feind. Die muthigen Schaaren waren durch den beständigen Kampf so ermüdet, daß sie sich selbst dann, als der General von Vitzthum vier Brigaden Infanterie ihnen zu Hülfe brachte, nicht mehr halten konnten. Die Infanterie des Generals von Vitzthum setzte aber auf diesem Punkte den Kampf bis in die Nacht hinein fort, ohne jedoch wesentliche Vortheile erringen zu können.

Unterdessen waren auch die Generäle King und Stallhanß um den Eichenwald gekommen und hatten sich mit Heftigkeit in den Rücken des rechten Flügels ihrer Gegner geworfen. Zwischen dem linken Flügel der Schweden und dem rechten der kaiserlichen und sächsischen Armee entspann sich ein hartnäckiger Kampf, der bis in die Nacht hinein von beiden Seiten mit gleicher Erbitterung fortgeführt wurde. Zwei Signal-Schüsse gaben den Schweden das Zeichen zur Beendigung des Kampfes. — Die kaiserliche und sächsische Armee, welche an diesem Tage alle ihre Regimenter im Gefecht gehabt hatte, war durch die bedeutenden Verluste sehr geschwächt worden, und der

Graf
Hierzu
en, da
Theil
en, die
Wormstett
Rittwein
24. bis
mee den
her die

wegung
den Ge=
gen, wo=
rachte. —
rloren an
undete und
Verlust be=
Verwundete.
Fahnen, 41
gage, welche
sich wäh=
, auf dem
— Hierauf
agdeburgische

Nach diesem Siege athmeten Oesterreich's Feinde und die Protestanten wieder neu auf.

Banner war durch die erlittenen Verluste in der blutigen Schlacht so geschwächt, daß er nicht rasch genug die durch den Sieg erhaltenen Vortheile benutzen konnte. Seine erste Waffenthat war die Wiedereinnahme der Werbener Schanze, worauf er dann sengend und brennend Thüringen und Hessen durchzog, wo überall die Kaiserlichen vor ihm wichen. Banners, mit dem Herzog Bernhard gemeinsam entworfener Plan, in Erfurt, anstatt des verlorenen Magdeburgs, einen festen Waffenplatz zu errichten, scheiterte, da Erfurt seine Thore nicht öffnete. Aus Furcht, daß der Kurfürst Johann Georg ihm hinter seinem Rücken gefährlich werden könne, machte Banner plötzlich auf seinem Zug in Hessen Halt und zog sich nach Kursachsen zurück. Erfurt fiel nach heftiger Beschießung am 1. Januar 1637 in Banner's Hände und mußte schwedische Besatzung einnehmen.

So war wieder ein langes, schweres Jahr über Deutschland dahingezogen; viele seiner Söhne waren in Folge von Noth und Elend oder durch das Schwert der eigenen Brüder umgekommen; das stille Glück von tausenden von Familien war

…sport von Lebens-
…sen aufzuheben, setzte
…von Köln aus am 28.
…in Bewegung, und war
…Festung die Hessen mit
…ischen. Nach heftigem
…großer Theil der Hessen
…gefangen genommen und
…rieth in die Hände der
…Maximilian's, Kurfürsten
…Werth Hermannstein, dessen
…Mangel litt und der Hunde,
…Mäuse willkommene Speisen
…verproviantirt, ergab sich die
…ftiger Beschießung, erst am
…snoth wieder eingetreten war.
…die noch aus 140 Mann
…e Besatzung, wie lebendige
…stung. Nach diesem zog Jo-
…h dem Südwesten des Reiches,
…gegen die Franzosen und das
…mpfend, wiederfinden werden.
…Zug aus dem Meißner Lande
…in Torgau eingeschlossen, als
…m Niederrhein und Thüringen
…ückten; er war fest entschlossen,

gestört, ihr friedlicher Heerd geplündert und verbrannt. Und zu was hatten bis jetzt all' diese Gräuel, dieses namenlose Unglück Deutschland genützt? Zu Nichts, als fremde Mächte, in deren Sold deutsche Arme gegen das eigene Blut mordlustig die Schwerter zuckten, in ihren Plänen, Deutschland zu verderben und dann zu theilen, Vorschub geleistet zu haben. Doch so weit sollte es noch nicht kommen, noch schützte Gottes Vaterhand unsere heimathlichen Gauen vor größerer Schmach. Eine sichere Bürgschaft für ein künftiges Besserwerden erhielt Deutschland durch die Wahl Ferdinands III., eines Mannes von Verstand und Herz für die Leiden Anderer, zum römischen König.

Johann von Werth, der Marschall Vorwärts des dreißigjährigen Krieges, hatte nach seinem abenteuerlichen Zug in Frankreich im Lütticher Land Winterquartiere genommen, die er aber Anfangs Januar 1637, im strengsten Winter, verließ, um sich [illegible]en Kaiserlichen unter Götz in Hessen zu v[illegible] Eben befand sich der un[illegible]
müdliche [illegible] Cöln, um seine Ve[illegible]
zu feiern [illegible]e Nachricht w[illegible]
hessische [illegible]menstein im [illegible]
reichs [illegible]en Besatzu[illegible]

stein einen bedeutenden Transport von Lebens-
mitteln zuführen sollte. Diesen aufzuheben, setzte
sich Johann von Werth von Köln aus am 28.
Januar mit einem Corps in Bewegung, und war
so glücklich, hart an der Festung die Hessen mit
dem Transport zu erwischen. Nach heftigem
Kampf, in welchem ein großer Theil der Hessen
fiel, wurden die andern gefangen genommen und
sämmtlicher Proviant gerieth in die Hände der
Sieger. Auf Befehl Maximilian's, Kurfürsten
von Baiern, belagerte Werth Hermannstein, dessen
Besatzung an Allem Mangel litt und der Hunde,
Ratten, Katzen und Mäuse willkommene Speisen
waren. Durch List verproviantirt, ergab sich die
Feste, ohngeachtet heftiger Beschießung, erst am
[illegible]6. Juni, wo Hungersnoth wieder eingetreten war.
[illegible]m 27. Juni wankte die noch aus 140 Mann
[illegible]estehende französische Besatzung, wie lebendige
[illegible]erippe, aus der Festung. Nach diesem zog Jo-
[illegible]nn von Werth nach dem Südwesten des Reiches,
[illegible] wir ihn später, gegen die Franzosen und das
[illegible]sche Heer kämpfend, wiederfinden werden.
[illegible]g aus dem Meißner Lande
[illegible] Torgau eingeschlossen, als
[illegible] Niederrhein und Thüringen
[illegible]r fest entschlossen,

in dieser hohen Stellung eine für ihn günstige Wendung der Dinge abzuwarten. So kam es, daß nach dem Erscheinen der Kaiserlichen unter Hatzfeld und Götz bei Torgau, Banner lang nichts weiter, als unbedeutende Gefechte vorfielen; das Land mußte fürchterlich unter den Gräueln des Krieges leiden. Nur erst im Juni, als die Gefahr immer drohender für Banner wurde, trat er den Rückzug nach Pommern an. Wenn erst im Sommer das Hauptheer auf dem Kampfplatz erschien, um Banner zu verdrängen, so war dieses die Folge der Vollziehung des Strafeserkenntnisses gegen Hessen, so wie des Regierungswechsels, den das Reich im Frühjahr dieses Jahres erfahren hatte. Am 15. Februar war Kaiser Ferdinand II. in Wien gestorben und der König Ferdinand hatte die deutsche Kaiserkrone, als Ferdinand III., sich auf's Haupt gesetzt. Um den Landgrafen Wilhelm von Hessen für sein Anhalten an die Schweden zu züchtigen, überschwemmten im Frühjahr die Kaiserlichen das unglückliche Hessenland, dessen Bewohner die Schuld ihres Fürsten, der aus dem Land geflohen war, büßen mußten; siebzehn Städte, sieben und vierzig Schlösser und dreihundert Dörfer wurden von der Soldateska niedergebrannt.

Banner, durch List das ihn einschließende kaiserliche Heer täuschend, verließ am 29. Juni seine Stellung bei Torgau und marschirte der Oder zu. Zu Landsberg von seinen Feinden eingeschlossen, die schon, des sichern Fangs gewiß, jubilirten, gelingt es Banner, durch Täuschung der Kaiserlichen über seine Bewegung, an die Oder zurück zu fliehen, und nachdem er sich mit Wrangel vereint hatte, Stettin zu erreichen.

Gallas fühlte sich stark genug, mit seinem Heer allein den Krieg nach Pommern zu tragen, und sandte die Sachsen und Brandenburger, deren Kurfürst im Anfang des Jahres mit dem Kaiser Frieden geschlossen hatte, an die Niederelbe und nach Mecklenburg. Vorpommern kam nach wiederholten Versuchen der Kaiserlichen nur erst dann in ihre Gewalt, als Banner mit seinem Heer nach Hinterpommern aufgebrochen war und Torstenson sorglos den Eingang zu Vorpommern, die Schanze Triebsees, in Feindes Gewalt fallen ließ. Jetzt mußte Torstenson sich in die festen Plätze einschließen und das flache Land der Verwüstung der Kaiserlichen überlassen. Banner, in Hinterpommern abgesperrt, vertheilte sein Heer in diesem Landstrich, den zu verlieren er sehr besorgte.

Gallas, einsehend, daß er sein Heer im

Pommerland den Winter über nicht nähren könne, zog sich, Alles so verwüstend, daß nicht einmal Stroh zur Pferdestreu übrig blieb, in's Mecklenburgische zurück. In Holstein, dem Erzbisthum Bremen, in Lüneburg und Braunschweig bezogen die nackten, hülflosen, kaiserlichen Schaaren ihre Winterquartiere, oft unter Gottes freiem Himmel, auf Schnee und Eis ihre traurige Rast haltend, während die Obristen, jetzt ihrer nicht mehr bedürftig, nach Beute jagten.

Landgraf Wilhelm von Hessen unternahm im September einen Zug nach Ostfriesland und starb während der Belagerung des Schlosses Stückhausen zu Leer am auszehrenden Fieber. Seine Gemahlin, die Landgräfin Amalia Elisabeth, blieb den Schweden und Franzosen verbündet, verstand aber die Kunst, den Kaiser durch eitle Versprechungen zu täuschen und so ihr Land wenigstens vor der Hand gegen fernere Gewaltthaten des kaiserlichen Heeres zu schützen.

Im Anfang des Jahres 1637 war der Herzog Bernhard nach Paris gegangen, um den französischen Hof zu einer entschiedeneren Hülfe zu bestimmen. Man sicherte dem Herzog 2½ Millionen Livres, und 10,000 Mann zu, und es sollte ihn im Fall der Noth noch der Herzog von Lon-

guebille unterstützen. Anstatt des Cardinals de la Valette wurde ihm ein anderer Franzose, du Hallier, zur Seite gesetzt, der ihm aber, anstatt der versprochenen 10,000 Mann Hülfsvölker, nur 6000 Mann zuführte. Bei Ray an der Saone schlug Bernhard, ohne die französische Hülfe, mit seinem 7000 Köpfe starken weimarischen Heere, den Herzog Karl von Lothringen und Mercy. Fast täglich Orte einnehmend, dachte endlich Bernhard an seinen Heerzug nach Deutschland. Bei Rheinau wurde eine Schiffbrücke geschlagen, über die der Herzog Bernhard seine Truppen auf das andere Rheinufer führte, wo man bei Wittenweiher bedeutende Verschanzungen zum Schutz der Armee aufwarf. Inzwischen war Johann von Werth aus dem Darmstädtischen nach dem Rhein geeilt, um wo möglich den Herzog am Uebergang zu hindern, er kam zu spät. Nachdem man von beiden Seiten am 8. August bis zum 10. Reitergefechte bestanden hatte, in denen Werth's Reiter fast immer den Sieg davon trugen, beschloß letzterer einen Sturm auf die Wittenweiher Schanzen. Ohngeachtet, daß Werth's Soldaten mit unerhörter Wuth die Schanzen angriffen, sie mußten mit dem Gewehrkolben todtgeschlagen werden, gelang ihnen doch das Unter-

nehmen nicht und nach bedeutendem Verlust zog sich Werth nach Schuttern zurück. Kenzingen belagernd, mußte Bernhard sich in seine Verschanzungen von Wittenweiher zurückziehen, als Johann von Werth diese bedrohte und wo Bernhard rechtzeitig anlangte, um Werth's Reiter, die schon die Gräben erstiegen, wieder zurückzutreiben. Von Frankreich ohne Hülfe gelassen, immer mehr von den Kaiserlichen bedroht, die von allen Seiten herbeizogen, zog sich Bernhard im Oktober in das Bisthum Basel zurück. Nach Bernhard's Rückzug bemächtigte sich Johann von Werth der Wittenweiher Schanzen, deren Vertheidigung der Herzog den Franzosen überlassen hatte. Auch Hanau, das so lang vertheidigte, fiel in die Hände der Kaiserlichen.

Nach vollendetem Feldzug führte Johann von Werth seine Truppen nach Würtemberg und Schwaben in die Winterquartiere und seine Bundesgenossen lagen im Breisgau, Schwarzwald und Franken und von Straßburg bis an den untern Lauf des Neckars. Hier litten die Truppen an einer pestartigen Krankheit und Seuchen rafften ihnen die Pferde weg.

Zu Anfang des Jahres 1638 verließ der Herzog Bernhard, als die Lebensmittel in seinen

Winterquartieren zu mangeln begannen, das Bisthum Basel, drang mitten im Winter nach dem Rhein vor und ging bei Stein auf Kähnen mit einem Theil seiner Truppen über den Rhein. Seckingen mußte sich ergeben und hier wurden auf Fähren noch 1000 Mann übergesetzt. Auf beiden Ufern des Rheins marschirte die Armee unaufhaltsam nach Lauffenburg, dessen Besatzung capitulirte, worauf der Herzog Bernhard zur Belagerung Rheinfeldens schritt, das am 15. Februar eng eingeschlossen wurde.

Schon stand die Festung auf dem Punkte, sich zu ergeben, als Hülfe erschien. Bei der Kunde von des Herzogs Bewegungen am Rhein hatten der Herzog von Savelli und Johann von Werth in dem Hauptquartier zu Villingen alle verfügbaren Streitkräfte gesammelt und waren nach Rheinfelden vorgerückt. Sogar die Bauern des Schwarzwaldes hatte man mit aufgeboten, um gen Rheinfelden zu ziehen.

Bereits war der 29. Februar zum Tag des Sturmes auf Rheinfelden von dem Herzog Bernhard bestimmt, als am 28. die Kaiserlichen vor dem Lager Bernhard's bei Bücken sich zeigten. Ein großer Theil der Truppen lag auf dem linken Rheinufer, von denen in der Eile nur 600

Musketiere und [illegible] Weimarer Reiter nebst acht Feldstücken über den Strom geführt werden konnten. Um dem Feinde in offener Feldschlacht zu begegnen, stellte sich der Herzog Bernhard schnell mit einer Seite der Stadt auf: Taupadell und der Graf von Nassau commandirten den rechten und Bernhard selbst den linken Flügel. Jenem stand Johann von Werth, diesem der Herzog von Savelli gegenüber. Die Kaiserlichen unter Werth wurden mit solchem Ungestüm angegriffen, daß sie die Flucht ergriffen; aber so war es auf dem linken Flügel unter Bernhard der Anfangs geworfen, [illegible] sein kleiner Häuflein wieder sammeln mußte und nur mit [illegible] Vortheile über die Kaiserlichen erringen konnte. Wie muthig damals die Führer selbst stritten, beweist der Umstand, daß im Kampfgetümmel der Graf von Nassau und Johann von Werth aneinandergeriethen und mit Pistolen auf einander stießen, in Folge dessen Johann von Werth am Backen verwundet wurde. Der Kampf wurde mit wechselndem Glück bis in die Nacht hinein fortgesetzt und Abends 10 Uhr zogen die Kaiserlichen in Rheinfelden ein, dessen Entsatz Bernhard nicht hatte hindern können. Auf beiden Seiten war der Verlust gleich groß, beide Theile schrieben sich

den Sieg zu. In der Nacht zog sich Bernhard auf beiden Seiten des Rheins nach Lauffenburg zurück und Taupadell streifte nach dem Schwarzwald, um auszukundschaften, ob den Kaiserlichen bei Rheinfelden neue Verstärkungen zukämen. Als sich der Herzog die Ueberzeugung verschafft hatte, daß die Kaiserlichen keinen Zuzug zu erwarten hätten, beschloß er, dieselben sofort anzugreifen, zog seine sämmtlichen Truppen zusammen, und erschien zur allgemeinen Bestürzung seiner Gegner, am 3. März vor Rheinfelden, wo die Kaiserlichen siegestrunken an nichts weniger als an einen neuen Angriff dachten.

Bei der Annäherung des Herzogs Bernhard auf Rheinfelden hatte der Herzog von Savelli und der General Johann von Werth nichts Eiligeres zu thun, als die kaiserliche Armee in Schlachtordnung zu stellen. Der rechte Flügel, vom Herzog von Savelli und dem General Speerreuter commandirt, lehnte sich an das Rheinufer; die dort befindlichen Büsche wurden durch Schützen besetzt. Der linke Flügel, unter dem Befehle des Generals Johann von Werth', lehnte sich an den Wald an, der vorwärts des Dorfes Rollingen liegt. In dem Wald selbst war das Wahlische Infanterieregiment aufgestellt. Längs

der ganzen Front zog sich ein tiefer Graben, in welchem ebenfalls Schützen Position nahmen. — Hierauf stellte sich der Herzog Bernhard, dessen Armeecorps von Bücken aus gegen Rheinfelden vormarschirt war, den Kaiserlichen gegenüber in Schlachtordnung auf. Er selbst commandirte an diesem Tage den linken Flügel; der rechte stand unter dem Commando des Generals Taupadell.

Man begann den Kampf mit der Vertreibung der Infanterie, welche der Herzog von Savelli auf dem äußersten rechten Flügel in die Gebüsche aufgestellt hatte. Zu diesem Angriffe beorderte der Herzog Bernhard den Oberst Keller, dessen Truppen mit vieler Tapferkeit den Befehl ausführten, und die Kaiserlichen aus dem Gebüsch herauswarfen. Während daß das Gefecht auf diesem Punkte im Gange war, rückte der Herzog Bernhard, das Geschütz vor der Front, mit der Armee in voller Schlachtordnung seinen Gegnern immer näher, wobei aus den Kanonen mehrere Salven gegeben wurden. Auf diese Weise war der Herzog Bernhard bis auf Pistolenschußweite an die Stellung der Kaiserlichen herangekommen. In diesem Augenblick befahl der Herzog Bernhard, daß die Obersten Bodendorf, Rosen, Forbus und Halstein die kaiserlichen Schü-

zen aus dem Graben vertreiben und das Hauptcorps angreifen sollten. Gleichzeitig mit diesem Angriff sollte der General Taupadell den linken Flügel des Feindes attaquiren. Ungeachtet, daß das Feuer, welches die in dem Graben aufgestellte Infanterie gegen die vorrückenden herzoglichen Truppen machte, in deren Gliedern vielen Schaden anrichtete, so rückten doch die letztern mit der größten Entschlossenheit vorwärts. Durch Nichts ließen sie sich im Avanciren aufhalten und gingen nach einem hartnäckigen Kampfe über den Graben vor. Durch diese Begebenheit fing die ganze Linie der Infanterie und Cavallerie, welche hinter dem Graben stand, zu wanken an. Kurze Zeit danach lösten sich deren Glieder in Unordnung auf, so daß später die Kaiserlichen in wilder Flucht vom Schlachtfelde eilten.

Der General Johann von Werth, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen worden war, eilte zu Fuß in den Wald bei Rollingen, wo das Wahlische Regiment sich aufgestellt hatte. An der Spitze desselben hielt derselbe noch eine Zeit lang, als schon die Seinigen den Wahlplatz verlassen hatten, gegen die Angriffe der Infanterie und Cavallerie Stand. Um dem General Johann von Werth den Rückweg abzuschneiden,

befahl der Herzog Bernhard dem Oberst Löwenstein, rechts um den Wald zu gehen. Hierdurch sah sich Johann von Werth genöthigt, als seine ermüdeten Truppen nicht länger mehr den Kampf fortsetzen konnten, mit dem Rest derselben sich gefangen zu geben. Gleiches Schicksal theilten auch der General-Feldzeugmeister Herzog von Savelli, die Generale Enkefort und Speerreuter, sowie noch eine große Anzahl Stabs- und Subaltern-Officiere.

Nach diesem wichtigen Sieg beging der Herzog Bernhard auf dem Schlachtfeld am 4. März ein Dankfest, wo alle Soldaten, von Rührung und Dank gegen den Herrn, der unser Aller Geschicke oft so wunderbar lenkt, ergriffen, im frommen Gefühl das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott" anstimmten.

Das geschlagene kaiserliche Heer floh nach der Donau zurück, während Bernhard die Belagerung Rheinfelden's wieder unternahm, das am 24. März in seine Hände kam.

In dieser Zeit erneuerten zu Hamburg Schweden und Frankreich ihr Bündniß zum Krieg gegen den Kaiser.

Der Einnahme von Rheinfelden folgte die von Freiburg; Taupadell und Rosen drangen

in's Würtembergische, bis Stuttgart, vor. Herzog Bernhard, in dessen Plan es lag, Breisach zu erobern, zog später jene wieder an sich und jagte sich nun eine Zeit lang mit dem kaiserlichen General Götz herum, der von Wien den gemessensten Befehl erhalten hatte, Breisach zu schützen. In gleicher Absicht hatte auch der Herzog von Savelli, der durch List aus Bernhard's Haft gewichen war, bei Heilbronn ein Heer gesammelt und hatte sich im August mit Götz vereint.

Der Herzog Bernhard, dem inzwischen einige tausend Mann Franzosen zugezogen waren, faßte den Entschluß, seinen Gegnern die Stirn zu bieten. Anfangs August zog er seine Truppen zwischen Waldkirch und Freiburg zusammen und rückte über Kenzingen und Lahr schnell gegen Schuttern, als ihm die Kunde wurde, daß Gallas mit 2000 Maltern Getreide, das nach Breisach gebracht werden sollte, dort angelangt sei. Nachdem am 8. August Bernhard vergebens versucht hatte, die Feinde aus ihrer festen Stellung beim Kloster Schuttern zu locken, fand er dieselben am folgenden Tag in der Nähe von Wittenweiher.

Bernhard breitete in der Eile seine Krieger auf der Ebene aus, dem Generalmajor Taupadell übertrug er die Führung des rechten und dem

in dieser festen Stellung eine für ihn günstige Wendung der Dinge abzuwarten. So kam es, daß nach dem Erscheinen der Kaiserlichen unter Hatzfeld und Götz bei Torgau, Monate lang nichts weiter, als unbedeutende Gefechte vorfielen; das Land mußte fürchterlich unter den Gräueln des Krieges leiden. Nur erst im Juni, als die Gefahr immer drohender für Banner wurde, trat er den Rückzug nach Pommern an. Wenn erst im Sommer das Hauptheer auf dem Kampfplatz erschien, um Banner zu verdrängen, so war dieses die Folge der Vollziehung des Straferkenntnisses gegen Hessen, so wie des Regierungswechsels, den das Reich im Frühjahr dieses Jahres erfahren hatte. Am 15. Februar war Kaiser Ferdinand II. in Wien gestorben und der König Ferdinand hatte die deutsche Kaiserkrone, als Ferdinand III., sich auf's Haupt gesetzt. Um den Landgrafen Wilhelm von Hessen für sein Anhalten an die Schweden zu züchtigen, überschwemmten im Frühjahr die Kaiserlichen das unglückliche Hessenland, dessen Bewohner die Schuld ihres Fürsten, der aus dem Land geflohen war, büßen mußten; siebzehn Städte, sieben und vierzig Schlösser und dreihundert Dörfer wurden von der Soldateska niedergebrannt.

Banner, durch List das ihn einschließende kaiserliche Heer täuschend, verließ am 29. Juni seine Stellung bei Torgau und marschirte der Oder zu. Zu Landsberg von seinen Feinden eingeschlossen, die schon, des sichern Fangs gewiß, jubiliren, gelingt es Banner, durch Täuschung der Kaiserlichen über seine Bewegung, an die Oder zurück zu fliehen, und nachdem er sich mit Wrangel vereint hatte, Stettin zu erreichen.

Gallas fühlte sich stark genug, mit seinem Heer allein den Krieg nach Pommern zu tragen, und sandte die Sachsen und Brandenburger, deren Kurfürst im Anfang des Jahres mit dem Kaiser Frieden geschlossen hatte, an die Niederelbe und nach Mecklenburg. Vorpommern kam nach wiederholten Versuchen der Kaiserlichen nur erst dann in ihre Gewalt, als Banner mit seinem Heer nach Hinterpommern aufgebrochen war und Torstenson sorglos den Eingang zu Vorpommern, die Schanze Triebsees, in Feindes Gewalt fallen ließ. Jetzt mußte Torstenson sich in die festen Plätze einschließen und das flache Land der Verwüstung der Kaiserlichen überlassen. Banner, in Hinterpommern abgesperrt, vertheilte sein Heer in diesem Landstrich, den zu verlieren er sehr besorgte.

Gallas, einsehend, daß er sein Heer im

Pommerland den Winter über nicht nähren könne, zog sich, Alles so verwüstend, daß nicht einmal Stroh zur Pferdestreu übrig blieb, in's Mecklenburgische zurück. In Holstein, dem Erzbisthum Bremen, in Lüneburg und Braunschweig bezogen die nackten, hülflosen, kaiserlichen Schaaren ihre Winterquartiere, oft unter Gottes freiem Himmel, auf Schnee und Eis ihre traurige Rast haltend, während die Obristen, jetzt ihrer nicht mehr bedürftig, nach Beute jagten.

Landgraf Wilhelm von Hessen unternahm im September einen Zug nach Ostfriesland und starb während der Belagerung des Schlosses Stückhausen zu Leer am auszehrenden Fieber. Seine Gemahlin, die Landgräfin Amalia Elisabeth, blieb den Schweden und Franzosen verbündet, verstand aber die Kunst, den Kaiser durch eitle Versprechungen zu täuschen und so ihr Land wenigstens vor der Hand gegen fernere Gewaltthaten des kaiserlichen Heeres zu schützen.

Im Anfang des Jahres 1637 war der Herzog Bernhard nach Paris gegangen, um den französischen Hof zu einer entschiedeneren Hülfe zu bestimmen. Man sicherte dem Herzog 2½ Millionen Livres, und 10,000 Mann zu, und es sollte ihn im Fall der Noth noch der Herzog von Lon-

gueville unterstützen. Anstatt des Cardinals de la Valette wurde ihm ein anderer Franzose, du Hallier, zur Seite gesetzt, der ihm aber, anstatt der versprochenen 10,000 Mann Hülfsvölker, nur 6000 Mann zuführte. Bei Ray an der Saone schlug Bernhard, ohne die französische Hülfe, mit seinem 7000 Köpfe starken weimarischen Heere, den Herzog Karl von Lothringen und Mercy. Fast täglich Orte einnehmend, dachte endlich Bernhard an seinen Heerzug nach Deutschland. Bei Rheinau wurde eine Schiffbrücke geschlagen, über die der Herzog Bernhard seine Truppen auf das andere Rheinufer führte, wo man bei Wittenweiher bedeutende Verschanzungen zum Schutz der Armee aufwarf. Inzwischen war Johann von Werth aus dem Darmstädtischen nach dem Rhein geeilt, um wo möglich den Herzog am Uebergang zu hindern, er kam zu spät. Nachdem man von beiden Seiten am 8. August bis zum 10. Reitergefechte bestanden hatte, in denen Werth's Reiter fast immer den Sieg davon trugen, beschloß letzterer einen Sturm auf die Wittenweiher Schanzen. Ohngeachtet, daß Werth's Soldaten mit unerhörter Wuth die Schanzen angriffen, sie mußten mit dem Gewehrkolben todtgeschlagen werden, gelang ihnen doch das Unter-

nehmen nicht und nach bedeutendem Verlust zog sich Werth nach Schuttern zurück. Kenzingen belagernd, mußte Bernhard sich in seine Verschanzungen von Wittenweiher zurückziehen, als Johann von Werth diese bedrohte und wo Bernhard rechtzeitig anlangte, um Werth's Reiter, die schon die Gräben erstiegen, wieder zurückzutreiben. Von Frankreich ohne Hülfe gelassen, immer mehr von den Kaiserlichen bedroht, die von allen Seiten herbeizogen, zog sich Bernhard im Oktober in das Bisthum Basel zurück. Nach Bernhard's Rückzug bemächtigte sich Johann von Werth der Wittenweiher Schanzen, deren Vertheidigung der Herzog den Franzosen überlassen hatte. Auch Hanau, das so lang vertheidigte, fiel in die Hände der Kaiserlichen.

Nach vollendetem Feldzug führte Johann von Werth seine Truppen nach Würtemberg und Schwaben in die Winterquartiere und seine Bundesgenossen lagen im Breisgau, Schwarzwald und Franken und von Straßburg bis an den untern Lauf des Neckars. Hier litten die Truppen an einer pestartigen Krankheit und Seuchen rafften ihnen die Pferde weg.

Zu Anfang des Jahres 1638 verließ der Herzog Bernhard, als die Lebensmittel in seinen

Winterquartieren zu mangeln begannen, das Bisthum Basel, drang mitten im Winter nach dem Rhein vor und ging bei Stein auf Kähnen mit einem Theil seiner Truppen über den Rhein. Seckingen mußte sich ergeben und hier wurden auf Fähren noch 1000 Mann übergesetzt. Auf beiden Ufern des Rheins marschirte die Armee unaufhaltsam nach Lauffenburg, dessen Besatzung capitulirte, worauf der Herzog Bernhard zur Belagerung Rheinfeldens schritt, das am 15. Februar eng eingeschlossen wurde.

Schon stand die Festung auf dem Punkte, sich zu ergeben, als Hülfe erschien. Bei der Kunde von des Herzogs Bewegungen am Rhein hatten der Herzog von Savelli und Johann von Werth in dem Hauptquartier zu Villingen alle verfügbaren Streitkräfte gesammelt und waren nach Rheinfelden vorgerückt. Sogar die Bauern des Schwarzwaldes hatte man mit aufgeboten, um gen Rheinfelden zu ziehen.

Bereits war der 29. Februar zum Tag des Sturmes auf Rheinfelden von dem Herzog Bernhard bestimmt, als am 28. die Kaiserlichen vor dem Lager Bernhard's bei Bücken sich zeigten. Ein großer Theil der Truppen lag auf dem linken Rheinufer, von denen in der Eile nur 600

Musketiere und ein Geschwader Reiter nebst acht Feldstücken über den Strom geführt werden kommten. Um den Feind in offener Feldschlacht zu begegnen, stellte sich der Herzog Bernhard schnell auf einer Höhe bei Bücken auf; Taupadell und der Graf von Nassau commandirten den rechten und Bernhard befehligte den linken Flügel, jenem stand Johann von Werth, diesem der Herzog von Savelli, gegenüber. Die Kaiserlichen unter Werth wurden mit solchem Ungestüm angegriffen, daß sie die Flucht ergriffen; nicht so war es auf dem linken Flügel unter Bernhard, der, Anfangs geworfen, sich beim Kloster Bücken wieder sammeln mußte und nur erst später Vortheile über die Kaiserlichen erringen konnte. Wie muthig damals die Führer selbst stritten, beweist der Umstand, daß im Kampfgetümmel der Graf von Nassau und Johann von Werth aneinandergeriethen und mit Pistolen auf einander schossen, in Folge dessen Johann von Werth am Backen verwundet wurde. Der Kampf wurde mit wechselndem Glück bis in die Nacht hinein fortgesetzt und Abends 10 Uhr zogen die Kaiserlichen in Rheinfelden ein, dessen Entsatz Bernhard nicht hatte hindern können. Auf beiden Seiten war der Verlust gleich groß, beide Theile schrieben sich

den Sieg zu. In der Nacht zog sich Bernhard auf beiden Seiten des Rheins nach Lauffenburg zurück und Taupadell streifte nach dem Schwarzwald, um auszukundschaften, ob den Kaiserlichen bei Rheinfelden neue Verstärkungen zukämen. Als sich der Herzog die Ueberzeugung verschafft hatte, daß die Kaiserlichen keinen Zuzug zu erwarten hätten, beschloß er, dieselben sofort anzugreifen, zog seine sämmtlichen Truppen zusammen, und erschien zur allgemeinen Bestürzung seiner Gegner, am 3. März vor Rheinfelden, wo die Kaiserlichen siegestrunken an nichts weniger als an einen neuen Angriff dachten.

Bei der Annäherung des Herzogs Bernhard auf Rheinfelden hatte der Herzog von Savelli und der General Johann von Werth nichts Eiligeres zu thun, als die kaiserliche Armee in Schlachtordnung zu stellen. Der rechte Flügel, vom Herzog von Savelli und dem General Speerreuter commandirt, lehnte sich an das Rheinufer; die dort befindlichen Büsche wurden durch Schützen besetzt. Der linke Flügel, unter dem Befehle des Generals Johann von Werth, lehnte sich an den Wald an, der vorwärts des Dorfes Nollingen liegt. In dem Wald selbst war das Wahlische Infanterieregiment aufgestellt. Längs

der ganzen Front zog sich ein tiefer Graben, in welchem ebenfalls Schützen Position nahmen. — Hierauf stellte sich der Herzog Bernhard, dessen Armeecorps von Bücken aus gegen Rheinfelden vormarschirt war, den Kaiserlichen gegenüber in Schlachtordnung auf. Er selbst commandirte an diesem Tage den linken Flügel; der rechte stand unter dem Commando des Generals Taupadell.

Man begann den Kampf mit der Vertreibung der Infanterie, welche der Herzog von Savelli auf dem äußersten rechten Flügel in die Gebüsche aufgestellt hatte. Zu diesem Angriffe beorderte der Herzog Bernhard den Oberst Keller, dessen Truppen mit vieler Tapferkeit den Befehl ausführten, und die Kaiserlichen aus dem Gebüsch herauswarfen. Während daß das Gefecht auf diesem Punkte im Gange war, rückte der Herzog Bernhard, das Geschütz vor der Front, mit der Armee in voller Schlachtordnung seinen Gegnern immer näher, wobei aus den Kanonen mehrere Salven gegeben wurden. Auf diese Weise war der Herzog Bernhard bis auf Pistolenschußweite an die Stellung der Kaiserlichen herangekommen. In diesem Augenblick befahl der Herzog Bernhard, daß die Obersten Bodendorf, Rossen, Forbus und Halstein die kaiserlichen Schü-

gen aus dem Graben vertreiben und das Hauptcorps angreifen sollten. Gleichzeitig mit diesem Angriff sollte der General Taupadell den linken Flügel des Feindes attaquiren. Ungeachtet, daß das Feuer, welches die in dem Graben aufgestellte Infanterie gegen die vorrückenden herzoglichen Truppen machte, in deren Gliedern vielen Schaden anrichtete, so rückten doch die letztern mit der größten Entschlossenheit vorwärts. Durch Nichts ließen sie sich im Avanciren aufhalten und gingen nach einem hartnäckigen Kampfe über den Graben vor. Durch diese Begebenheit fing die ganze Linie der Infanterie und Cavallerie, welche hinter dem Graben stand, zu wanken an. Kurze Zeit danach lösten sich deren Glieder in Unordnung auf, so daß später die Kaiserlichen in wilder Flucht vom Schlachtfelde eilten.

Der General Johann von Werth, dem das Pferd unter dem Leibe erschossen worden war, eilte zu Fuß in den Wald bei Nollingen, wo das Wahlische Regiment sich aufgestellt hatte. An der Spitze desselben hielt derselbe noch eine Zeit lang, als schon die Seinigen den Wahlplatz verlassen hatten, gegen die Angriffe der Infanterie und Cavallerie Stand. Um dem General Johann von Werth den Rückweg abzuschneiden,

befahl der Herzog Bernhard dem Oberst Löwenstein, rechts um den Wald zu gehen. Hierdurch sah sich Johann von Werth genöthigt, als seine ermüdeten Truppen nicht länger mehr den Kampf fortsetzen konnten, mit dem Rest derselben sich gefangen zu geben. Gleiches Schicksal theilten auch der General-Feldzeugmeister Herzog von Savelli, die Generale Enkefort und Speerreuter, sowie noch eine große Anzahl Stabs- und Subaltern-Officiere.

Nach diesem wichtigen Sieg beging der Herzog Bernhard auf dem Schlachtfeld am 4. März ein Dankfest, wo alle Soldaten, von Rührung und Dank gegen den Herrn, der unser Aller Geschicke oft so wunderbar lenkt, ergriffen, im frommen Gefühl das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“ anstimmten.

Das geschlagene kaiserliche Heer floh nach der Donau zurück, während Bernhard die Belagerung Rheinfelden's wieder unternahm, das am 24. März in seine Hände kam.

In dieser Zeit erneuerten zu Hamburg Schweden und Frankreich ihr Bündniß zum Krieg gegen den Kaiser.

Der Einnahme von Rheinfelden folgte die von Freiburg; Taupadell und Rosen drangen

in's Würtembergische, bis Stuttgart, vor. Herzog Bernhard, in dessen Plan es lag, Breisach zu erobern, zog später jene wieder an sich und jagte sich nun eine Zeit lang mit dem kaiserlichen General Götz herum, der von Wien den gemessensten Befehl erhalten hatte, Breisach zu schützen. In gleicher Absicht hatte auch der Herzog von Savelli, der durch List aus Bernhard's Haft gewichen war, bei Heilbronn ein Heer gesammelt und hatte sich im August mit Götz vereint.

Der Herzog Bernhard, dem inzwischen einige tausend Mann Franzosen zugezogen waren, faßte den Entschluß, seinen Gegnern die Stirn zu bieten. Anfangs August zog er seine Truppen zwischen Waldkirch und Freiburg zusammen und rückte über Kenzingen und Lahr schnell gegen Schuttern, als ihm die Kunde wurde, daß Gallas mit 2000 Maltern Getreide, das nach Breisach gebracht werden sollte, dort angelangt sei. Nachdem am 8. August Bernhard vergebens versucht hatte, die Feinde aus ihrer festen Stellung beim Kloster Schuttern zu locken, fand er dieselben am folgenden Tag in der Nähe von Wittenweiher.

Bernhard breitete in der Eile seine Krieger auf der Ebene aus, dem Generalmajor Taupadell übertrug er die Führung des rechten und dem

Grafen von Nassau die des linken Flügels, das Mitteltreffen leitete er selbst. Mit Ungestüm wurde der Angriff auf allen Seiten gemacht. Der kaiserliche linke Flügel, unter Götzen's Führung, aus der besten Reiterei und meistens aus Kürassieren bestehend, drängte den Generalmajor von Taupadell auf die Reserve zurück; mit dieser verstärkt, zwang Taupadell die Gegner, ihre vorige Stellung wieder einzunehmen. Mit leichterer Mühe trieb Nassau den kaiserlichen rechten, von Savelli befehligten, Flügel zurück. Durch Verstärkung ermuntert, wird der Kampf mit gegenseitiger Wuth und Hartnäckigkeit fortgesetzt; und da ihn Bernhard bald entscheiden wollte, so schickte er einige Trommler und Trompeter in den nahen Wald, um Geräusch zu machen. Die List gelang; der Feind zog seine vorzüglichsten Streitkräfte nach der Gegend hin, woher der Schall der Trommeln und Trompeten den vermeintlichen Angriff ankündigte. Diese Täuschung benutzte der Herzog zur Eroberung des feindlichen Geschützes nebst Zubehör. Mit verdoppelter Wuth kam der Feind zurück und bemächtigte sich in dem hitzigen Kampf der Weimar'schen Kanonen. Der Herzog, ihm keine Zeit lassend, erbeutete die Seinigen wieder, mit Ausnahme von vier Regiments-

stücken und drei Zwölfpfündern, welche die Gegner nicht gebrauchen konnten. Hingegen mußten sie bemerken, daß Bernhard ihr sämmtliches Geschütz mit dem besten Erfolge gegen sie richtete. In diesem Kampfe wird die Stellung beider Parteien gewechselt. Dem Feinde bleibt blos die Muskete, die Lanze und der Degen. Dies macht die Weimar'schen Reiter kecker, sie springen von den Pferden und versehen den Dienst der ermüdeten Büchsenmeister. Nichtsdestoweniger bleiben die Kaiserlichen standhaft, und obgleich die Stellung zum zweiten Male gewechselt wird, so entscheidet sich doch das Treffen nicht. Je länger und ungewisser dasselbe, desto größer die Wuth der Streiter. Den Herzog trug das Schlachtroß in dem Getümmel überall hin, wo sich Gefahr zeigt, er tröstet die Verwundeten, ermuthigt die Kämpfenden durch Wort und Beispiel, führt Schwadronen, Regimenter und Brigaden an den Feind, je nachdem es der Beistand erfordert. Da endlich Pulver und Kugeln mangelten, die Krieger auch des Schießens müde waren, so wurde blos mit Degen, Hellebarden, und andern zur Hand habenden Faustwaffen gekämpft, während die Musketiere ihre Schießgewehre umkehrten und mit denselben auf die Gegner losschlugen. In dieser

furchtbaren Blutscene kämpfte der Herzog, an dessen Küraß zwei feindliche Kugeln abprallten, wie ein gemeiner Soldat; öfters erkannten ihn feindliche Offiziere, riefen ihn beim Namen und baten um Schonung ihres Lebens, wenn sein Arm sie bedrohte. Ueber fünf Stunden ward der zweifelhafte Kampf geführt, als endlich die feindlichen Reiter, in Unordnung gerathen, gierig über ihr eignes Gepäck herfielen. Indem aber den Siegern der Lohn gebührt, so eilten Taupadell's fliegende Rosse herbei und trieben die Plünderer in die Flucht. Der Feind weicht allmälig vom Wahlplatze, bis auf 4000 Mann Kerntruppen, welche sich unter Götzen's Führung am Abend an der Brücke aufstellten, welche über den an dem Schlachtfeld hinlaufenden Graben erbaut war. Der Herzog griff ihn mit seinen ermatteten Schaaren an und erst um zehn Uhr gelang es, das Feld zu säubern. Ungeachtet ihrer Mattigkeit verfolgten Taupadell, Rosen und Nassau den fliehenden Feind bis tief in die Nacht hinein. Ersterer wurde ein Opfer seines großen Eifers, der ihn mitten unter die kaiserlichen Haufen trieb. Umringt und gefangen, wurde er nach Offenburg geführt, wo sich 3000 vom Schlachtfeld gerettete Krieger sammelten.

Bernhard eroberte die ganze feindliche Artillerie, sowie sämmtliche Munitions- und Proviantwagen. Nachdem der Sieger mit den Seinen die Nacht auf dem Kampfplatz zugebracht hatte, ließ er am 11. August die ganze Armee einen feierlichen Gottesdienst auf dem Schlachtfelde halten. Während die Reiterei den fliehenden Feind verfolgte, zog Herzog Bernhard nach Breisach, das er um jeden Preis in seine Gewalt bekommen wollte. Unter dem heftigsten Kanonenfeuer von den Wällen der Festung besichtigte der Herzog mit seinem Stabe die Werke; muthig bot er der Gefahr die Stirn und wich selbst dann nicht vom Platz, als eine Kanonenkugel hart neben ihm einschlug und ihn mit der von ihr aufgewühlten Erde bespritzte.

Breisach, diese berühmte Festung, liegt längs der Krümmung des Rheines und ist auf einen Hügel gebaut, an dem nach Norden ein jäher Abgrund sich befindet. Hier liegt das Schloß, das mit doppelten Mauern und tiefen, mit Wasser gefüllten Gräben eingeschlossen ist. Die Außenwerke waren ebenfalls im vortrefflichsten Zustand und der Rhein konnte mit Ketten gesperrt werden, um feindlichen Schiffen den Zugang zu wehren. Eine solche Festung konnte nur Hunger zur

Uebergabe zwingen. In der Ebene vor der Festung schlug der Herzog Bernhard in einem Halbkreis sein Lager auf, das mit seinen beiden Enden an den Rhein stieß und mit Schanzen umgeben war. Drei Schiffbrücken führten nach dem linken Rheinufer, um das dort befindliche, weniger befestigte Lager in Verbindung zu bringen. Bis im Oktober hinein wurde geschanzt und fast ganz Kenzingen abgetragen, um Baumaterialien zum Lager zu erhalten.

Die Belagerten litten jedoch bei dem Einbruch des Spätherbstes an Krankheiten aller Art.

Inzwischen hatte sich das kaiserliche Heer, dessen Führer Götz und der Herzog von Savelli sich entzweit und getrennt hatten, nicht nur gesammelt, sondern auch wieder durch neue Truppen gestärkt; im Würtembergschen und Badenschen waren Werbe- und Sammelplätze angebracht. An die Spitze des kaiserlichen Heeres stellte der Kaiser den Feldmarschall Götz. Auch die Baiern rüsteten in Memmingen und Kempten. Ein Versuch des Oberst Horst mit neun Regimentern Reitern, von denen ein jeder einen Sack Getraide und Pulver mit sich führte, nach Breisach zu dringen mißlang, da Rosen, im Hinterhalt liegend, plötzlich die Reiter überfiel und dieselben zur schleunigen

Flucht zwang, auf der sie die Getraide- und Pulversäcke wegwarfen, um desto schneller zu fliehen. Dagegen gelang es am 20. September 300 Kroaten, ebenso viele Mehlsäcke auf Seitenwegen unter Begünstigung der Nacht in die Festung zu bringen.

Unter den beständigen kleineren Gefechten von beiden Theilen, bereitete man sich gegenseitig zu größeren Dingen vor.

Breisach sollte um jeden Preis entsetzt werden; von allen Seiten rückten die Kaiserlichen heran. Der Herzog Carl von Lothringen war aus Burgund herbeigeeilt und stand bereits bei Tann, als der Herzog Bernhard Kunde von der ihm drohenden Gefahr erhielt. Noch krank, bestieg er das Roß und eilte mit einigen auserlesenen Regimentern dem Feind entgegen, den er auf seinem Marsch bei Tann über Ochsenfeld am 15. Oktober traf. Obgleich die Kaiserlichen den Weimaranern an Zahl weit überlegen waren, so nahm doch Bernhard muthvoll das Treffen an. Der Herzog Bernhard warf den feindlichen linken Flügel über den Haufen und trieb ihn bis Tann zurück. Dagegen hatte der rechte Flügel des Gegners Vortheile errungen und erst als Herzog Bernhard seinem linken Flügel zur Hilfe kam, konnte man das von den Kaiserlichen bereits eroberte

Geschütz wieder nehmen und nach einem mörderi-
schen Kampf bis spät zum Abend den Herzog
Karl auch auf dieser Stelle zum Rückzug zwingen.
Der Herzog Karl, dessen Pferd gestürzt war, mußte
sich zu Fuß nach Tann retten.

In diesem Kampf erbeutete Bernhard das
ganze feindliche Geschütz, viele Fahnen und nahm
den erst kürzlich vom Kaiser zum Feldzeugmeister
ernannten Baron von Bassompierre gefangen.

Auch Götz war mit den Baiern vereint, von
[illegible] her gen Breisach vorgerückt und er-
schien am 19. Oktober vor Bernhards Lager.
[illegible] den Herzog aus
[illegible] beschloß
[illegible] In der Nacht vom 24.
[illegible] beschossen
[illegible] zum
[illegible] die letztern
[illegible] und stehen
[illegible] hinüber
[illegible] da eilt in der
[illegible] der kranke Herzog
[illegible] kühnen Griff
[illegible] für ver-
[illegible] eilte er zu
seinen Reitern, deren [illegible] er [illegible] folgenden

Worten befeuert: „Ihr kämpft zum zweiten Mal mit Götz, glaubt nicht, daß er durch die Flucht bei Wittenweiher gebessert sei; denn er bringt traurige Erinnerungen seiner Niederlage und viel vergossenen Blutes in die Schlacht. Glaubt nicht, daß er den Sieg schon in den Händen habe, nur an Euch liegt es, zu siegen. Zeigt ihm, was Ihr bei Wittenweiher waret." Von Bernhards Gegenwart mit neuem Muth beseelt, beginnt ein wüthender Kampf der Tapfern mit den Tapfern; solchem Ungestüm können die Kaiserlichen nicht widerstehen; sie werden von der Brücke und aus den bereits eroberten Schanzen getrieben. Götz, seinen Plan, die Schanzen zu stürmen, aufgebend, zog sich am frühen Morgen des 26. Oktober mit seinem Heere auf Freiburg und dann nach Waldkirch zurück; er hatte in diesem blutigen Kampfe 1500 Todte und 500 Gefangene verloren.

Bei seinem religiösen Gefühl ließ Bernhard, der alles auf Gott den Allvater stellte, nach diesem Sieg in Kolmar ein religiöses Dankfest feiern.

Jetzt wurde Breisach immer enger und enger eingeschlossen. Der Kommandant der Festung, Reinach, gab freiwillig alle Außenwerke auf, ohne jedoch, noch immer auf Hülfe vom Kaiser rech-

Geschütz wieder nehmen und nach einem mörderi-
schen Kampf bis spät zum Abend den Herzog
Karl auch auf dieser Stelle zum Rückzug zwingen.
Der Herzog Karl, dessen Pferd gestürzt war, mußte
sich zu Fuß nach Tann retten.

In diesem Kampf erbeutete Bernhard das
ganze feindliche Geschütz, viele Fahnen und nahm
den erst kürzlich vom Kaiser zum Feldzeugmeister
ernannten Baron von Bassompierre gefangen.

Auch Götz war mit den Baiern vereint, von
Würtemberg her gen Breisach vorgerückt und er-
schien am 19. Oktober vor Bernhards Lager.
Nach einem vergeblichen Versuch, den Herzog aus
seinen Verschanzungen herauszulocken, beschlo[illegible]
Götz letztere zu stürmen. In der Nacht vom 24
zum 25. Oktober wurde das Lager heftig beschoss[illegible]
und am Morgen gingen die Kaiserlichen zu[illegible]
Sturme vor. Tapfer fechtend erobern die letzte[illegible]
mehrere Schanzen mit stürmender Hand und ste[illegible]
bereits als Sieger auf der Brücke, welche hinü[illegible]
zu Bernhards Vorräthen führt, da eilt in [illegible]
Stunde der höchsten Gefahr der kranke Her[illegible]
aus seinem [illegible] um durch einen kühnen [illegible]
das wiede[illegible]lten, was alle sch[illegible]
loren g[illegible]fs Roß gestie[illegible]
seinen [illegible]eren Mut[illegible]

Worten [illegible]: „[illegible]
mit Göz, [illegible]
bei Wittenweiher [illegible]
traurige Erinnerungen [illegible]
vergessenen [illegible] in die Schanze. [illegible]
daß er den Sieg [illegible] in der [illegible]
an Euch liegt es, [illegible]
bei Wittenweiher [illegible]
[illegible]art mit neuem [illegible]
[illegible]ender Kampf der [illegible] mit der [illegible]
[illegible]lchem Ungestüm [illegible] die Kaiserlichen [illegible]
[illegible]erstehen; sie werden von der [illegible]
bereits eroberten Schanzen [illegible]
[illegible]en Plan, die Schanzen zu [illegible]
sich am frühen Morgen des 26. [illegible]
[illegible]m Heere auf Freiburg [illegible]
zurück; er hatte in diesem [illegible] Kampf
[illegible] Todte und 500 Gefangene verloren.
Bei seinem religiösen Gefühl [illegible]
[illegible]lles auf Gott den Allmächtigen [illegible]
[illegible] Sieg in Kolmar ein religiöses [illegible]

Jetzt wurde Breisach immer enger [illegible]
[illegible]sen. Der Kommandant [illegible]
[illegible] alle Außenwerke [illegible]
[illegible] Hülfe [illegible]

befahl der Herzog Bernhard dem Oberst Löwenstein, rechts um den Wald zu gehen. Hierdurch sah sich Johann von Werth genöthigt, als seine ermüdeten Truppen nicht länger mehr den Kampf fortsetzen konnten, mit dem Rest derselben sich gefangen zu geben. Gleiches Schicksal theilten auch der General-Feldzeugmeister Herzog von Savelli, die Generale Enkefort und Speerreuter, sowie noch eine große Anzahl Stabs- und Subaltern-Officiere.

Nach diesem wichtigen Sieg beging der Herzog Bernhard auf dem Schlachtfeld am 4. März ein Dankfest, wo alle Soldaten, von Rührung und Dank gegen den Herrn, der unser Aller Geschicke oft so wunderbar lenkt, ergriffen, im frommen Gefühl das Lied: „Eine feste Burg ist unser Gott“ anstimmten.

Das geschlagene kaiserliche Heer floh nach der Donau zurück, während Bernhard die Belagerung Rheinfelden's wieder unternahm, das am 24. März in seine Hände kam.

In dieser Zeit erneuerten zu Hamburg Schweden und Frankreich ihr Bündniß zum Krieg gegen den Kaiser.

Der Einnahme von Rheinfelden folgte die von Freiburg; Taupadell und Rosen drangen

in's Würtembergische, bis Stuttgart, vor. Herzog Bernhard, in dessen Plan es lag, Breisach zu erobern, zog später jene wieder an sich und jagte sich nun eine Zeit lang mit dem kaiserlichen General Götz herum, der von Wien den gemessensten Befehl erhalten hatte, Breisach zu schützen. In gleicher Absicht hatte auch der Herzog von Savelli, der durch List aus Bernhard's Haft gewichen war, bei Heilbronn ein Heer gesammelt und hatte sich im August mit Götz vereint.

Der Herzog Bernhard, dem inzwischen einige tausend Mann Franzosen zugezogen waren, faßte den Entschluß, seinen Gegnern die Stirn zu bieten. Anfangs August zog er seine Truppen zwischen Waldkirch und Freiburg zusammen und rückte über Kenzingen und Lahr schnell gegen Schuttern, als ihm die Kunde wurde, daß Gallas mit 2000 Maltern Getreide, das nach Breisach gebracht werden sollte, dort angelangt sei. Nachdem am 8. August Bernhard vergebens versucht hatte, die Feinde aus ihrer festen Stellung beim Kloster Schuttern zu locken, fand er dieselben am folgenden Tag in der Nähe von Wittenweiher.

Bernhard breitete in der Eile seine Krieger auf der Ebene aus, dem Generalmajor Taupadell übertrug er die Führung des rechten und dem

Grafen von Nassau die des linken Flügels, das Mitteltreffen leitete er selbst. Mit Ungestüm wurde der Angriff auf allen Seiten gemacht. Der kaiserliche linke Flügel, unter Götzen's Führung, aus der besten Reiterei und meistens aus Kürassieren bestehend, drängte den Generalmajor von Taupadell auf die Reserve zurück; mit dieser verstärkt, zwang Taupadell die Gegner, ihre vorige Stellung wieder einzunehmen. Mit leichterer Mühe trieb Nassau den kaiserlichen rechten, von Savelli befehligten, Flügel zurück. Durch Verstärkung ermuntert, wird der Kampf mit gegenseitiger Wuth und Hartnäckigkeit fortgesetzt; und da ihn Bernhard bald entscheiden wollte, so schickte er einige Trommler und Trompeter in den nahen Wald, um Geräusch zu machen. Die List gelang; der Feind zog seine vorzüglichsten Streitkräfte nach der Gegend hin, woher der Schall der Trommeln und Trompeten den vermeintlichen Angriff ankündigte. Diese Täuschung benutzte der Herzog zur Eroberung des feindlichen Geschützes nebst Zubehör. Mit verdoppelter Wuth kam der Feind zurück und bemächtigte sich in dem hitzigen Kampf der Weimar'schen Kanonen. Der Herzog, ihm keine Zeit lassend, erbeutete die Seinigen wieder, mit Ausnahme von vier Regiments-

stücken und drei Zwölfpfündern, welche die Gegner nicht gebrauchen konnten. Hingegen mußten sie bemerken, daß Bernhard ihr sämmtliches Geschütz mit dem besten Erfolge gegen sie richtete. In diesem Kampfe wird die Stellung beider Parteien gewechselt. Dem Feinde bleibt blos die Muskete, die Lanze und der Degen. Dies macht die Weimar'schen Reiter kecker, sie springen von den Pferden und versehen den Dienst der ermüdeten Büchsenmeister. Nichtsdestoweniger bleiben die Kaiserlichen standhaft, und obgleich die Stellung zum zweiten Male gewechselt wird, so entscheidet sich doch das Treffen nicht. Je länger und ungewisser dasselbe, desto größer die Wuth der Streiter. Den Herzog trug das Schlachtroß in dem Getümmel überall hin, wo sich Gefahr zeigt, er tröstet die Verwundeten, ermuthigt die Kämpfenden durch Wort und Beispiel, führt Schwadronen, Regimenter und Brigaden an den Feind, je nachdem es der Beistand erfordert. Da endlich Pulver und Kugeln mangelten, die Krieger auch des Schießens müde waren, so wurde blos mit Degen, Hellebarden, und andern zur Hand habenden Faustwaffen gekämpft, während die Musketiere ihre Schießgewehre umkehrten und mit denselben auf die Gegner losschlugen. In dieser

furchtbaren Blutscene kämpfte der Herzog, an dessen Küraß zwei feindliche Kugeln abprallten, wie ein gemeiner Soldat; öfters erkannten ihn feindliche Offiziere, riefen ihn beim Namen und baten um Schonung ihres Lebens, wenn sein Arm sie bedrohte. Ueber fünf Stunden ward der zweifelhafte Kampf geführt, als endlich die feindlichen Reiter, in Unordnung gerathen, gierig über ihr eignes Gepäck herfielen. Indem aber den Siegern der Lohn gebührt, so eilten Taupadell's fliegende Rosse herbei und trieben die Plünderer in die Flucht. Der Feind weicht allmälig vom Wahlplatze, bis auf 4000 Mann Kerntruppen, welche sich unter Götzen's Führung am Abend an der Brücke aufstellten, welche über den an dem Schlachtfeld hinlaufenden Graben erbaut war. Der Herzog griff ihn mit seinen ermatteten Schaaren an und erst um zehn Uhr gelang es, das Feld zu säubern. Ungeachtet ihrer Mattigkeit verfolgten Taupadell, Rosen und Nassau den fliehenden Feind bis tief in die Nacht hinein. Ersterer wurde ein Opfer seines großen Eifers, der ihn mitten unter die kaiserlichen Haufen trieb. Umringt und gefangen, wurde er nach Offenburg geführt, wo sich 3000 vom Schlachtfeld gerettete Krieger sammelten.

Bernhard eroberte die ganze feindliche Artillerie, sowie sämmtliche Munitions- und Proviantwagen. Nachdem der Sieger mit den Seinen die Nacht auf dem Kampfplatz zugebracht hatte, ließ er am 11. August die ganze Armee einen feierlichen Gottesdienst auf dem Schlachtfelde halten. Während die Reiterei den fliehenden Feind verfolgte, zog Herzog Bernhard nach Breisach, das er um jeden Preis in seine Gewalt bekommen wollte. Unter dem heftigsten Kanonenfeuer von den Wällen der Festung besichtigte der Herzog mit seinem Stabe die Werke; muthig bot er der Gefahr die Stirn und wich selbst dann nicht vom Platz, als eine Kanonenkugel hart neben ihm einschlug und ihn mit der von ihr aufgewühlten Erde bespritzte.

Breisach, diese berühmte Festung, liegt längs der Krümmung des Rheines und ist auf einen Hügel gebaut, an dem nach Norden ein jäher Abgrund sich befindet. Hier liegt das Schloß, das mit doppelten Mauern und tiefen, mit Wasser gefüllten Gräben eingeschlossen ist. Die Außenwerke waren ebenfalls im vortrefflichsten Zustand und der Rhein konnte mit Ketten gesperrt werden, um feindlichen Schiffen den Zugang zu wehren. Eine solche Festung konnte nur Hunger zur

Uebergabe zwingen. In der Ebene vor der Festung schlug der Herzog Bernhard in einem Halbkreis sein Lager auf, das mit seinen beiden Enden an den Rhein stieß und mit Schanzen umgeben war. Drei Schiffbrücken führten nach dem linken Rheinufer, um das dort befindliche, weniger befestigte Lager in Verbindung zu bringen. Bis im Oktober hinein wurde geschanzt und fast ganz Kenzingen abgetragen, um Baumaterialien zum Lager zu erhalten.

Die Belagerten litten jedoch bei dem Einbruch des Spätherbstes an Krankheiten aller Art.

Inzwischen hatte sich das kaiserliche Heer, dessen Führer Götz und der Herzog von Savelli sich entzweit und getrennt hatten, nicht nur gesammelt, sondern auch wieder durch neue Truppen gestärkt; im Würtembergschen und Badenschen waren Werbe- und Sammelplätze angebracht. An die Spitze des kaiserlichen Heeres stellte der Kaiser den Feldmarschall Götz. Auch die Baiern rüsteten in Memmingen und Kempten. Ein Versuch des Oberst Horst mit neun Regimentern Reitern, von denen ein jeder einen Sack Getraide und Pulver mit sich führte, nach Breisach zu dringen mißlang, da Rosen, im Hinterhalt liegend, plötzlich die Reiter überfiel und dieselben zur schleunigen

Flucht zwang, auf der sie die Getraide- und Pulversäcke wegwarfen, um desto schneller zu fliehen. Dagegen gelang es am 20. September 300 Kroaten, ebenso viele Mehlsäcke auf Seitenwegen unter Begünstigung der Nacht in die Festung zu bringen.

Unter den beständigen kleineren Gefechten von beiden Theilen, bereitete man sich gegenseitig zu größeren Dingen vor.

Breisach sollte um jeden Preis entsetzt werden; von allen Seiten rückten die Kaiserlichen heran. Der Herzog Carl von Lothringen war aus Burgund herbeigeeilt und stand bereits bei Tann, als der Herzog Bernhard Kunde von der ihm drohenden Gefahr erhielt. Noch krank, bestieg er das Roß und eilte mit einigen auserlesenen Regimentern dem Feind entgegen, den er auf seinem Marsch bei Tann über Ochsenfeld am 15. Oktober traf. Obgleich die Kaiserlichen den Weimaranern an Zahl weit überlegen waren, so nahm doch Bernhard muthvoll das Treffen an. Der Herzog Bernhard warf den feindlichen linken Flügel über den Haufen und trieb ihn bis Tann zurück. Dagegen hatte der rechte Flügel des Gegners Vortheile errungen und erst als Herzog Bernhard seinem linken Flügel zur Hilfe kam, konnte man das von den Kaiserlichen bereits eroberte

Geschütz wieder nehmen und nach einem mörderischen Kampf bis spät zum Abend den Herzog Karl auch auf dieser Stelle zum Rückzug zwingen. Der Herzog Karl, dessen Pferd gestürzt war, mußte sich zu Fuß nach Tann retten.

In diesem Kampf erbeutete Bernhard das ganze feindliche Geschütz, viele Fahnen und nahm den erst kürzlich vom Kaiser zum Feldzeugmeister ernannten Baron von Bassompierre gefangen.

Auch Götz war mit den Baiern vereint, von Würtemberg her gen Breisach vorgerückt und erschien am 19. Oktober vor Bernhards Lager. Nach einem vergeblichen Versuch, den Herzog aus seinen Verschanzungen herauszulocken, beschloß Götz letztere zu stürmen. In der Nacht vom 24. zum 25. Oktober wurde das Lager heftig beschossen und am Morgen gingen die Kaiserlichen zum Sturme vor. Tapfer fechtend erobern die letztern mehrere Schanzen mit stürmender Hand und stehen bereits als Sieger auf der Brücke, welche hinüber zu Bernhards Vorräthen führt, da eilt in der Stunde der höchsten Gefahr der kranke Herzog aus seinem Zelt, um durch einen kühnen Griff das wieder zu erhalten, was alle schon für verloren glauben. Aufs Roß gestiegen, eilte er zu seinen Kriegern, deren Muth er mit folgenden

Worten befeuert: „Ihr kämpft zum zweiten Mal mit Götz, glaubt nicht, daß er durch die Flucht bei Wittenweiher gebessert sei; denn er bringt traurige Erinnerungen seiner Niederlage und viel vergossenen Blutes in die Schlacht. Glaubt nicht, daß er den Sieg schon in den Händen habe, nur an Euch liegt es, zu siegen. Zeigt ihm, was Ihr bei Wittenweiher waret.“ Von Bernhards Gegenwart mit neuem Muth beseelt, beginnt ein wüthender Kampf der Tapfern mit den Tapfern; solchem Ungestüm können die Kaiserlichen nicht widerstehen; sie werden von der Brücke und aus den bereits eroberten Schanzen getrieben. Götz, seinen Plan, die Schanzen zu stürmen, aufgebend, zog sich am frühen Morgen des 26. Oktober mit seinem Heere auf Freiburg und dann nach Waldkirch zurück; er hatte in diesem blutigen Kampfe 1500 Todte und 500 Gefangene verloren.

Bei seinem religiösen Gefühl ließ Bernhard, der alles auf Gott den Allvater stellte, nach diesem Sieg in Kolmar ein religiöses Dankfest feiern.

Jetzt wurde Breisach immer enger und enger eingeschlossen. Der Kommandant der Festung, Reinach, gab freiwillig alle Außenwerke auf, ohne jedoch, noch immer auf Hülfe vom Kaiser rech-

19*

nend, die ihm vom Herzog Bernhard zu wiederholten Malen angebotene Kapitulation anzunehmen.

Inzwischen hatte Götz wieder ein neues Heer gesammelt und versuchte sich vergeblich an den Waldstädten. Nachdem er noch eine Zeit lang im obern Breisgau herumgezogen war, bezog er, an Allem Mangel leidend, Ende November in der Nähe von Schaffhausen ein festes Lager, wo sich zu dem Mangel noch die Drangsale gesellten, welche ein Winter in Deutschland dem lagernden Heere bereitet. Schaarenweise liefen seine Soldaten aus dem Lager und ließen sich von Bernhard anwerben.

Während dieses vorging, lag Bernhard tödtlich krank in Rheinfelden.

Die Noth und der Mangel auf der einen Seite, die Krankheit des Feldherrn auf der andern Seite hielten die Dinge in einer unentschiedenen Lage, als plötzlich alles eine andere schnelle Wendung nahm. Götz, des Hochverraths angeklagt, wurde durch den Grafen Philipp von Mannsfeld im eigenen Lager auf Befehl des Kaisers gefangen genommen und nach Ingolstadt in Haft gebracht, aus der man ihn erst nach zwei Jahren, als er sich vollkommen gerechtfertigt, ent-

kirch. Doch auch Mannsfeld sah ein, daß nichts gegen Breisach zu unternehmen sei und führte deshalb das kaiserliche Heer, über das ihm vom Kaiser der Oberbefehl gegeben worden war, über den Schnee hinweg durch den Schwarzwald nach Würtemberg.

Als jede Aussicht auf Hülfe verschwunden war und die Noth in Breisach den höchsten Grad erreicht hatte, erklärte sich endlich Reinach zur Uebergabe der Festung an Bernhard bereit und am 17. December wurde die Kapitulation geschlossen, in Folge deren die Besatzung ehrenvollen Abzug erhielt und den Einwohnern freie Religionsübung und der sichere Besitz ihres Eigenthums zugesichert wurde.

Während der Belagerung war die Noth in der Festung so gestiegen, daß man Häute zur Speise bereitete, und Hunde, Katzen, Ratten, Mäuse den Reichen als Leckerbissen dienten. Die Armen hielten sich an Aeser und an jedes Gewächs, welches der Erde entsprossen war. Sie fielen wie Wüthende über Alles her, was ihre Zähne zermalmen konnten. Man kratzte endlich den Kalk von den Wänden, verschluckte ihn gierig und in eine Art von Wahnsinn verfallen, stürzten sie, so wird erzählt, über die Leichname her, ris-

sen ihnen die Leiber auf und fraßen die Eingeweide. Die Begräbnißplätze mußten mit Wachen besetzt werden, um die theuren Hüllen der Verblichenen vor der rasenden Wuth des gierigen Pöbels zu schützen. Zuletzt soll man nach den Kindern, die sich auf den Straßen blicken ließen, gejagt, sie geschlachtet und verschlungen haben. In der That, nach mehreren Berichten wurden acht Kinder vermißt, die ein Opfer des wüthenden Hungers geworden sein mochten. Ja, eine Mutter soll ihr eigenes Kind, das gestorben war, zur Speise bereitet haben, und man zeigte späterhin eine Stelle, wo eine Frau mit ihren Kindern um den Leichnam ihres Mannes sitzend und denselben verzehrend, angetroffen worden war. Diese Nahrungsmittel erzeugten die scheußlichsten Krankheiten, welche mehr als 2000 Einwohner hinwegrafften, und wer nicht auf das Lager geworfen war, schlich wie ein Schatten umher. Auch die Besatzung traf endlich die äußerste Noth. Reinach ließ für die Gemeinen Brod aus Kleie, Asche und Eichenrinde backen, von welchen drei Mann täglich ein Pfund bekamen, und einen Tag um den andern erhielt Jeder anderthalb Pfund Pferdefleisch und ein halbes Maß Wein. Das Brod der Offiziere bestand aus Hafermehl.

Von denen, die gefangen im Stockhause eingesperrt waren, starben dreißig am Hungertod und drei hatten, vor Hunger rasend geworden, die Leichname ihrer unglücklichen Gefährten gefressen. In den Wachhäusern erblickte man Stücken Menschenfleischs, die Reinachs Soldaten zur Speise gedient hatten.

Am 19. December zog die Besatzung Breisachs, nur noch aus 400 Gesunden und 50 Kranken bestehend, von denen einige auf dem Marsche todt umfielen, aus der Festung aus, worauf Bernhard mit drei seiner besten Regimenter Besitz von derselben nahm. In der Festung fand Bernhard noch einen reichlichen Kriegsvorrath und im erzherzoglichen Schlosse reiche Beute an Gold und Silber, womit er sich für den Aufwand der Belagerung entschädigte, die 24,000 Menschen das Leben und eine Million Thaler gekostet hatte. Der Fall Breisachs setzte ganz Deutschland in Verwunderung und von allen Seiten spendete man dem tapfern Herzog die wohlverdienten Huldigungen.

Banner, der gegen das Ende des Jahres 1638 im Mecklenburgschen Winterquartiere bezogen und in Dömitz sein Hauptlager hatte, erhob sich im Frühjahre 1639, um vorerst in Sachsen ein-

zufallen. Der kaiserliche General Salis, welcher bei Mühlhausen stand, mußte sich zurückziehen und wurde auf seiner Flucht nach Böhmen bei Oelsnitz von den Schweden geschlagen. Durch Thüringen unaufhaltsam nach Sachsen vordringend, schlugen die Schweden die Sachsen überall, wo sie sich sehen ließen. Bei Chemnitz stieß Banner am 14. April auf die feindliche Armee unter Buchheim und Marzin, die ihre Truppen neben und hinter der Stadt auf ungünstigem Terrain aufstellten. Sich rasch auf den Gegner stürzend, griff Banner, von Heldenmuth getrieben, mit seinem Regiment ganz allein den linken feindlichen Flügel an. Er fand aber einen so tapfern Widerstand, daß seine Truppen einen bedeutenden Verlust erlitten und sich zurückziehen mußten.

Dieser Unfall schreckte jedoch die Krieger nicht ab. Von den andern drei Regimentern unterstützt, wurde der Angriff von Neuem und zwar mit einer solchen Heftigkeit begonnen, daß der ganze linke Flügel in Kurzem über den Haufen geworfen war. Der größte Theil der kaiserlichen und sächsischen Truppen wurde in die Pfanne gehauen, und nur Wenigen gelang es über die Chemnitz zu setzen und sich hinter ihren rechten Flügel zu retiriren. — Da im Laufe des Kam-

ohes noch mehrere schwedische Truppen durch das Defilé passirt waren, so beschloß Banner, der geschickt den sich günstig darbietenden Augenblick zu benutzen verstand, ohne Säumen über die Chemnitz zu gehen und den hinter derselben aufgestellten rechten Flügel anzugreifen. — Die dort aufgestellten Truppen waren durch das Schicksal, was die Ihrigen auf dem linken Flügel erlitten hatten, in eine solche Bestürzung gerathen, daß sie bei der Annäherung der Schweden, ohne Widerstand zu leisten, die Flucht ergriffen. Die Infanterie, welche sich nach der Stadt zurückziehen wollte, wurde vom General Stallhanß auseinandergesprengt und meistentheils zusammengehauen.

In dieser Schlacht, die mit der Vernichtung der ganzen kaiserlichen und sächsischen Armee endete, war weder die schwedische Infanterie noch die Artillerie ins Gefecht gekommen. Der Sieg wurde allein von der schwedischen Avantgarde, die aus lauter Cavallerie bestand, erfochten. — Die Schweden machten eine große Anzahl Gefangene, unter deren Zahl sich der General Graf von Buchheim befand. Außerdem erbeuteten sie das ganze Geschütz und die Bagage der kaiserlichen und sächsischen Armee.

Nachdem noch Freiberg, wenn auch verge-

bens, mehrere Tage mit glühenden Kugeln beschossen worden war, rückte Banner durch das Elbthal nach Böhmen vor, nahm auf diesem Zug in wenig Tagen Pirna, Tetschen, Melnik und Leitmeritz ein und lagerte sich, nachdem er noch am 29. Mai die Sachsen unter Hofkirch ohnweit Brandeis geschlagen, am 30. Mai vor den Wällen Prags, zog sich aber schon einige Tage später wieder zurück, als er die Ueberzeugung gewonnen, daß ein Sturm mißlingen würde. Sengend und brennend, oft standen in einer Nacht hundert Orte in Flammen, blieb Banner in seinem Hauptlager zwischen Leitmeritz und Melnik mehre Monate lang stehen.

Bei den Heerzügen Banners war man inzwischen in Wien auch nicht unthätig geblieben, überall wurde geworben, die Stände zahlten willig hohe Kriegssteuern und Gallas, den in seinen alten Tagen das Kriegsglück ganz verlassen, wurde des Oberbefehls enthoben, den der Kaiser seinem Bruder, dem Erzherzog Leopold Wilhelm, übertrug, dem berühmte Feldherrn, wie Montecuculi, Don Balthasar Maradas beigegeben waren.

Während daß Banner bei Leitmeritz stand, hatte der Kurfürst Johann Georg seine Truppen unter den Oberbefehl Arnims gestellt, den erbittertsten

Gegner der Schweden, aus deren Gefangenschaft er im November 1638 glücklich entkommen war. Ein Versuch der Sachsen, Pirna zu erobern, scheiterte, als Stallhanß auf Banners Befehl aus Böhmen hervorbrach und die Sachsen nach Dresden zurücktrieb.

Um Böhmen zu schützen, war Hatzfeld vom Obermain aufgebrochen und erschien in dem Augenblick in Prag, als Banner von der Hauptstadt zurückwich. Später eilte Hatzfeld von Prag nach Sachsen, um den Kurfürsten gegen die Schweden zu unterstützen. Zu wiederholten Malen erschienen die Sachsen und Kaiserlichen vor Pirna, wichen aber jedesmal nach Dresden zurück, wenn Banner erschien, der, um dem Kampf um Pirna ein Ende zu machen, am 6. Oktober die Werke der alten Feste sprengen ließ und dann ins Lager nach Leitmeritz zurückkehrte.

Als Bernhard seinen Truppen nach der Eroberung von Breisach etwas Ruhe gegönnt hatte, brach er plötzlich in den ersten Tagen des Januar 1639 von Breisach auf, überfiel mitten im Winter den Herzog Karl von Lothringen in der Freigrafschaft und setzte sich, ohngeachtet der tapfern Gegenwehr der wohlbewaffneten Landleute in den schneebedeckten Gebirgspässen innerhalb

zweier Monate in Besitz der nächsten Bezirke der Freigrafschaft, wo die ermatteten Krieger sich an dem Ueberfluß der Nahrungsmittel erholten, mit denen auch Bernhard seine Rheinvesten versorgte. Während daß Bernhard seinen Winterfeldzug in der Freigrafschaft ausführte, wurden am französischen Hofe die Mittel und Wege berathen, wie man den deutschen Helden um seine wichtige Eroberung, Breisach, bringen könne. Ludwig und Richelieu fürchteten, daß der Herzog die französischen Fesseln, welche die Noth und List dem Deutschen angelegt, sprengen und frei von fremdem Einfluß, ferner nicht mehr die Hand zur Ausführung französischer Pläne bieten würde. Doch ebenso muthvoll als Bernhard im offenen Kampfe war, ebensoviel Gewandheit besaß er auch im Lug- und Trugfeld der Diplomatie; bestimmten Erklärungen stets mit Geschick ausweichend, verstand er die Kunst, seine Gegner immer mit Hoffnungen hinzuhalten. Auf alle lockenden Anerbietungen des französischen Hofes ging Bernhard nicht ein, behandelte aber die verdrießliche Angelegenheit mit Frankreich so geschickt, daß er noch glaubte, von Richelieu Hülfsgelder für sein Heer erhalten zu können. Mit diesem Geschäft wurde von dem Herzog der Schweizer Erlach betraut,

der Bernhards ganzes Vertrauen besaß, aber vom französischen Golde bestochen, zum Verräther an seinem Herrn wurde. Nach langen Verhandlungen bewilligte der französische Hof dem Herzog eine Unterstützung an Geld, knüpfte aber daran die Bedingung, daß Breisach, so wie alle von dem Herzog gemachten Eroberungen unter französische Hoheit kämen. Wohl ahnend, daß ein deutscher Held, wie Bernhard, solche Bedingungen nicht eingehen würde, suchte man sich französischer Seits für alle Fälle den wichtigen Besitz von Breisach zu sichern und fand in Erlach hierzu den brauchbaren Mann, der sich gegen den Judaslohn von einem Jahrgehalt von 12,000 Livres verbindlich machte, Breisach unter jedem Verhältniß für Frankreich zu bewachen und über Bernhards Handlungen nach Paris Bericht zu erstatten. Inzwischen hatte Bernhard Elsaß und Burgund durchzogen und sich überall bemüht, die gestörte Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Während daß der französische Hof gegen Bernhard intriguirte, machte ihm Oesterreich glänzende Anerbietungen und er selbst knüpfte Verbindungen mit England und der Landgräfin von Hessen an, um deren wohlgerüstetes Heer unter seinen Befehl zu bekommen.

Frankreich in Angst die unschätzbaren Dienste des deutschen Feldherrn zu verlieren, deren es nach der Niederlage von Diedenhofen, die Piccolomini den Franzosen am 7. Juni beigebracht hatte, mehr als je bedurfte, versuchte umsonst, den Herzog zur Annahme der oben erwähnten Bedingungen zu bestimmen, welches Ansinnen jedoch Bernhard mit den Worten zurückwies: „Er werde nie zugeben, daß man ihm vorwerfen könne, der erste gewesen zu sein, welcher das deutsche Reich zerstückelt habe.“ Dagegen bestand Bernhard, wohl wissend, daß ihn der französische Hof nicht entbehren könne, bündiger auf seinen Forderungen hinsichtlich der Hülfsgelder und brach Anfangs Juli nach dem Rhein auf. Am 14. Juli zu Hüningen angekommen, erkrankte der Herzog und ließ sich zu Schiff nach Neuenburg bringen, wo der Held am 18. Juli nach der achten Morgenstunde verschied. Wie er als Held zu kämpfen wußte, so sah auch der Herzog mit Fassung und Muth dem Kampf entgegen, in welchem seine sterbliche Hülle, als eine staubgeborne, einem höheren Machtgebot unterliegen mußte. In den letzten Augenblicken rufte er seiner Umgebung zu: „Ihr Brüder geht hinaus, Ihr macht mich sonst irre! Ich habe genug mit Euch geredet, jetzt

muß ich mit Gott sprechen.“ Die Diener entfernen sich, der Hofprediger tritt an das Krankenbett und betet mit ihm. Der Athem wird allmählig kürzer, aber das Herz schlägt noch stark. Da legt er die Hand auf dasselbe und spricht mit schwacher Stimme: Ich wundere mich, daß das Herz noch so frisch ist und sich zum Tod nicht schicken will. Hierauf betet er: Vater in deine Hände befehle ich meinen Geist. Er segnet sich mit dem Kreuz über das Angesicht, ruft den Namen Jesus, faltet die Hände und verscheidet.*) Nach den testamentarischen Verfügungen Bernhards sollten seine Eroberungen dem deutschen Reich erhalten werden und seine Brüder dieselben mittelst schwedischen Schutzes übernehmen. Seinen Offizieren und Dienern vermachte er ansehnliche Summen, dem Grafen Guebriant sein Schlachtroß, seinen Degen und seine Pistolen, und seinen Brüdern die kostbaren Kleinodien. Ehm, Erlach, Rosen und Nassau sollten die Führung des Heeres übernehmen.

*) Die Leiche des Herzogs wurde in Breisach beigesetzt und später im August 1655 nach Weimar geschafft, wo die Gebeine in der Stadtkirche ruhen.

So trat wieder in der vollen Kraft seines Mannesalters ein wackerer Kämpfer für den Protestantismus von dem großen Kampfplatz um Licht und Wahrheit ab. Mit herrlichen Eigenschaften ausgestattet, hätte der Herzog bei seinem edlen Eifer für die gute Sache des Protestantismus für diesen unendlich viel leisten können, wären die engherzigen Deutschen dem Helden mit unbedingterem Vertrauen entgegen gekommen und hätten sie ihm die nöthigen Unterstützungen zukommen lassen. So aber mußte der Mann, dessen Herz lebendig für Deutschlands, des Protestantismus Wohl durchglüht war, von den Deutschen schmählich im Stich gelassen, mit Wehmuth und Schmerz erst bei den Schweden und dann bei Frankreich die nothwendige Hülfe unter den drückendsten, Deutschland entehrenden Bedingungen suchen. Deutschland hat in seiner Engherzigkeit und Kleinlichkeit noch bis zur heutigen Stunde seine besten und edelsten Männer fast immer, entweder im eigenen Vaterland verkümmern, oder in der Fremde als Fremdlinge Hülfe suchen lassen. Ohngeachtet daß Deutsche selbst den Herzog hülflos den Fremdlingen in die Arme warfen, so machen ihn doch Deutsche diesen Schritt zum Vorwurf und ergießen sich in bittern, unverdienten Tadel über

den Herzog, der aus Liebe zum Protestantismus und Eifer für den großen Kampf der geistigen Freiheit, der Fremden Hülfe in dem Augenblick annahm, als auf protestantischer Seite alles rath- und muthlos war und die Finsterlinge wieder jubilirten. Groß war des Herzogs Feldherrntalent, groß sein Sinn für alles edlere und bessere. Deutschland verlor an ihm nicht nur einen Helden, sondern einen Mann, der ein warmes Gefühl für das Wohl und Wehe seiner Mitmenschen in der Brust trug, wie dieses deutlich genug Bernhards wehmüthige Aeußerungen bewiesen, als er die mit dem Krieg stets verbundenen Scenen des Elends erblickte.

Kaum war der Herzog Bernhard todt, so kamen auch schon eine Menge Bewerber um seine Eroberungen zum Vorschein; Oesterreich, Spanien, Baiern schickten Unterhändler, aber am thätigsten war Frankreich, das an dem Verräther Erlach eine tüchtige Stütze für seine Ansprüche gefunden hätte. Mit Hülfe dieses Erlach, der sich nicht entblödete, wie ein gemeiner Dieb die Privatkasse seines früheren Herrn und Wohlthäters zu erbrechen, gelang es unter allerlei Kunstgriffen, Bernhards Eroberungen sammt dem weimarschen Heere an Frankreich zu übergeben,

gegen das Versprechen, daß der König die Offiziere und Direktoren in ihren Würden ließ, sie im Besitz der von Bernhard empfangenen Güter schütze und dem Heer jährlich eine angemessene Summe zahle. Alle Kommandanten mußten dem König den Eid der Treue schwören. Erlach erhielt zum Lohn für den Verrath an seinem Herrn und an Deutschland das französische Bürgerrecht.

Die schlaue Landgräfin von Hessen, um es mit keinem zu verderben, setzte ihr listiges Spiel mit dem Kaiser fort, unterzeichnete die Aussöhnungspunkte und nahm den ganzen Frieden an, während sie zu gleicher Zeit auch mit Frankreich ein Bündniß schloß und diesem sogar Truppen gegen den Kaiser zusicherte.

Während die Landgräfin mit dem Kaiser ein so treuloses Spiel trieb und man am Rhein des Herzogs Bernhard Eroberungen und Soldaten an Frankreich verschacherte, war Banner wieder am 21. Oktober vor Prag erschienen, in das einige Tage vorher der neue kaiserliche Generalissimus, Erzherzog Leopold Wilhelm, mit einigen Verstärkungen eingezogen war. Als er vergeblich den Hradschin und das kaiserliche Lager beschossen und von allen Seiten von neuen anrückenden kaiserlichen Armeen bedroht wurde, zog sich

Banner Anfangs November über Melnik nach Leitmeritz zurück. Bange harrte hier Banner der kommenden Ereignisse, da auf dem schlesischen Kriegsschauplatze, wohin Banner im Laufe des Sommers den General Stallhanß geschickt, um den bis jetzt dort glücklich gewesenen Liljehoek im Kommando zu ersetzen, der Graf Mannsfeld über denselben Vortheile errungen, auch die Sachsen in Banners Rücken sich wieder regten und Piccolomini und Hatzfeld im Anzug waren.

Im Sommer 1639 hatte im nordwestlichen Deutschland, so wie in Niedersachsen, ein deutscher Edelmann, Johann Christian von Königsmark, seine Feldherrnlaufbahn begonnen. Königsmark, aus einem altadelichen brandenburgischen Geschlecht stammend, war einer von jenen rohen, wüsten Gesellen, wie sie die Geschichte des dreißigjährigen Krieges so mannichfach aufzuweisen hat. Meister in der Kunst, auf abentheuerlichen Kreuz- und Querzügen nach Räuberart zu sengen und zu brennen, war er von seinen Soldaten geliebt, die unter ihm ihren rohen Leidenschaften die Zügel schießen lassen konnten. Ihm hatte man nach Kings Abdankung den Befehl über die schwedischen Truppen in Westphalen übergeben; er sollte, Westphalen immer im Auge

habend, als Parteigänger überall dem Feind schaden und brandschatzen, wo es sich nur immer thun ließ. Am 25. Juni zog Königsmark thaten- und beutedurstig aus Minden aus, um sein Leben voller Abenteuer zu beginnen. Vorerst wurde das Eichsfeld geplündert, dann ging es nach Franken, wo der Bischof von Würzburg gebrandschatzt wurde. So abwechselnd, je nachdem es die Umstände mit sich brachten, bald da, bald dorthin ziehend, finden wir den unruhigen Königsmark am Ende des Jahres in Westphalen wieder, sich vorbereitend, dem Bischof von Würzburg einen neuen Besuch zu machen, um den Säckel des frommen Herrn zu leeren.

Ueber das verkaufte weimarsche Heer des Herzogs Bernhard hatte ein Franzose, der Herzog von Longueville das Kommando erhalten; ihm, als Fremdling, lag nichts daran, Banner in Böhmen Luft zu machen, er wollte mit deutschem Blut deutsches Eigenthum für Frankreich erobern. Die Rheinpfalz war als erstes Beutestück auserkoren. Dieses Unternehmen scheiterte jedoch, als Piccolomini, aus den Niederlanden kommend, mit den Baiern, die die Belagerung von Hohentwiel aufgegeben, sich den Franzosen entgegenstellte. Kaum war aber Piccolomini, dem Ruf

seines Kaisers folgend, nach Böhmen aufgebrochen, so rückten die Franzosen wieder nach der Pfalz vor und eroberten einen Ort nach dem andern, ohne von den Baiern, die bei Speyer standen, gestört zu werden, die nur erst dann sich regten, als einige tausend Weimarer ohnweit des Mäusethurms auf das rechte Rheinufer gesetzt und sich bei Walluf verschanzt hatten. Die Baiern jagten diese Weimarer wieder über den Rhein und nahmen Ende November, den Rhein bis Lahnstein bewachend, bei Ellfeld ihr Hauptquartier, während die französisch = weimarsche Armee sich in Alzei, Kreuznach bis Oberwesel hinauf lagerte.

Nichts ahnend, hatte die baierische Armee, bessere Winterquartiere suchend, Mitte December sich nach dem Würtembergischen zurückgezogen, nur wenige Truppen am Rhein lassend, als plötzlich auch die französisch = weimarsche Armee sich andere Winterquartiere suchte. Am 28. December ging man bei Bacharach und Oberwesel über den Rhein und bereits am 4. Januar standen 4500 Mann am rechten Rheinufer, die der Herzog von Longueville nach Hessen führte, wo sie Winterquartiere bezogen.

Banner, von allen Seiten bedroht, entschloß sich Anfangs März 1640 aus seinem Lager von

Leitmeritz aufzubrechen und über das Erzgebirge nach Thüringen zu gehen. Die Elbe bei Leitmeritz überschreitend, gelangte er am 3. April nach Zwickau, wohin Königsmark, der zu Banner gerufen worden war, sengend und brennend die Bahn gebrochen hatte. Von Zwickau aus machte Banner die ersten Versuche zur Vereinigung der französisch-weimarschen, hessischen, lüneburgschen Armee mit der seinigen, die endlich nach langem Unterhandeln alle drei auch zu ihm stießen, als alle gemeinsame Gefahr bedrohte. In Folge dieser in Thüringen stattgefundenen Vereinigungen konnte Banner, der, als im April sein linker Flügel durch die Kaiserlichen unter Bredow im Voigtlande gesprengt worden war, sich nach Erfurt zurückgezogen hatte, dort am 15. Mai eine Musterung über 40,000 Mann halten.

Das kaiserliche Heer war inzwischen aus Böhmen über Hof vorgedrungen, hatte die Brücken über die Saale hergestellt und stand Mitte Mai wohlverschanzt bei Saalfeld; die Baiern standen um Kronach und Hildburghausen.

Die Kaiserlichen bei Saalfeld anzugreifen, war Banners Plan, der deshalb am 17. Mai mit der ganzen Heeresmasse dorthin aufbrach. Die Kaiserlichen, unter Piccolomini, ließen sich

aus ihrer festen Stellung nicht herauslocken und nachdem man vier Wochen lang unter gegenseitigen Neckereien einander gegenübergestanden hatte, zog Banner am 23. Juni aus der Umgegend von Saalfeld ab und nahm die Richtung nach Franken, während die hessischen und lüneburgischen Truppen unter Melander und Klitzing nach dem Eichsfeld marschirten.

Aber auch Piccolomini hatte sein Lager bei Saalfeld verlassen, sich mit den Baiern vereinigt und trat bei Neustadt an der fränkischen Saale Banner wehrend in den Weg. In einer zu guten Stellung, um mit Erfolg angegriffen zu werden, mußte Banner vor Piccolomini weichen und sich nach der Werra zurückziehen, während jetzt Letzterer nach Niederhessen vordrang.

Banner hatte sein Hauptquartier zu Eschwege, wo die größte Uneinigkeit unter den verschiedenen Heerführern stattfand; Melander, der Hessengeneral, nahm und erhielt seinen Abschied.

Die bitterste Noth und das Heranrücken der Kaiserlichen zwangen Banner, sich über Niedersachsen nach Schlesien zurückzuziehen; man zog auf beiden Ufern der Werra nach Minden und ging dort auf Schiffbrücken über die Weser. Auf diesem Zug brachen zu wiederholten Malen unter

dem weimarischen Korps ernste Unruhen aus, die jedoch durch Geld und Versprechungen noch glücklich beseitigt wurden.

Inzwischen waren die Kaiserlichen und Baiern bis Fritzlar vorgedrungen, wo sie in fester Stellung den Angriff Banners erwarteten, der von Münden herabkam, am 21. August den Gegner erfolglos angriff und dann wieder wochenlang wie bei Saalfeld scharmuzirend demselben gegenüber lag. Während Banner unthätig und zwiespältig mit seinen Heerführern um Wildungen lag, hatte Piccolomini bedeutende Verstärkungen herbeigezogen, verließ am 24. September sein Lager und bedrohte das Lüneburgische. Schon hatte Hörter am 1. Oktober sich ergeben, Kroaten waren über die Weser gegangen, und es war eine Schiffbrücke bei Hörter geschlagen worden, als Banner erschien und seine Gegner zwang, die Weser abwärts zu ziehen und im Münsterschen Winterquartiere zu nehmen, aus denen sie jedoch die Noth bald trieb. Wahl in Westphalen zurücklassend, ging Hatzfeld am Niederrhein zu Lamboy, während die Hauptarmee nach Baiern und Schwaben aufbrach. Auf diesem Zuge hatte dieselbe bei Ziegenhain noch einen harten Kampf mit Rosen zu bestehen, der im Zwiespalt sich

von Banner in Wildungen getrennt, Friedberg erobert hatte und den Kaiserlichen bei ihrer Annäherung auf Ziegenhain kühn in den Weg trat. Er brachte den Kaiserlichen einen empfindlichen Verlust bei und nahm sogar den Feldmarschall-Lieutenant Bredow gefangen.

Aber auch Banner, der nach dem Rückzug der Kaiserlichen im Lüneburgischen Winterquartiere bezogen hatte, wollte noch einen Zug wagen und war entschlossen, Regensburg, wo der Kaiser Ferdinand III. sich aufhielt, zu überfallen.

Bei Erfurt zog Banner allmählich und in aller Stille seine Truppen zum Zuge nach Regensburg zusammen und rückte dann über Hof gen Regensburg vor. Guebriant, der nach der Abreise des Herzogs von Longueville nach Paris, das Oberkommando über die französisch-weimarsche Armee übernommen hatte, mußte dem Willen seiner Soldaten sich fügen und Banner auf diesem kühnen Abentheurerzuge folgen; bei Neustadt a. D. stieß er mit 6000 Mann zu ihm. Groß war die Furcht und der Schrecken, als plötzlich die Schweden im Januar 1641 erschienen, Alles flüchtete sich in die festen Städte.

Durch das Erscheinen der Schweden vor Regensburg ließ sich der dort weilende Kaiser Ferdi-

nand nicht beirren; ruhig ordnete er die zum Schutz der Stadt nöthigen Maßregeln an und ließ alle in Winterquartieren liegenden Truppen nach der Mitteldonau zusammenrufen. An der Ruhe und Fassung des Kaisers scheiterte Banners Plan, den Reichstag in Regensburg zu überrumpeln und unverrichteter Dinge mußte wieder abgezogen werden, nachdem man jedoch vorher gleichsam dem Kaiser zum Hohn die Stadt kurze Zeit beschossen hatte. Banner und Guebriant uneinig, wohin man sich zurückziehen sollte, trennten sich; die französisch-weimarsche Armee blieb vorerst in Franken stehen, zog aber später bei der Kunde von Banners Rückzug, in der strengsten Kälte, wo der Schnee so hart gefroren war, daß man die Geschütze darüber hinwegbringen konnte, über Schleiz in das Voigtland, wo die Armee am 29. März in der Nähe von Zwickau eintraf. Während daß Banner in Cham, wohin er sich von Regensburg aus zurückgezogen hatte, unschlüssig über das, was er eigentlich thun solle, weilte, hatten die Kaiserlichen und die Baiern alle Kräfte vereint und rückten gegen Banner vor, den sie mit einem Schlag zu vernichten drohten. Jetzt in dem Augenblicke der größten Gefahr erwacht Banner aus seiner Betäubung, vom Feind von

allen Seiten gedrängt, brach er noch rechtzeitig aus seinen Quartieren auf und führte die Armee am 20. März durch den Böhmerwald nach Tauß, Teinitz, Kaaden, Annaberg und Zwickau, wo er am 30. März todtkrank ankam. Viel zur Rettung der Armee trug der tapfere Schwede Slange bei, der sich in Neuenburg mit einem kleinen Häuflein Tapferer einschloß und mehre Tage hindurch die feindliche Uebermacht auf sich lockte und von Banners Verfolgung abzog; später wurde die kleine Schaar gefangen genommen und nach Regensburg geführt.

Doch nicht nur die Verfolgten, sondern auch die Verfolgenden waren durch diesen Zug, wo man auf fast unwegsamen Pfaden täglich 6 bis 7 Meilen marschirte, die Reiter in 11 Tagen nicht absattelten, fast bis zum Tode ermüdet worden, so daß Alle der Ruhe bedurften. Dieses und die Uneinigkeit unter den kaiserlichen Generalen, welche sich gegenseitig die Schuld des Entschlüpfens der Banner'schen Armee zuschrieben, waren die Ursache, das Letzterer etwas Ruhe und Luft bekam.

Nachdem sich Banner und Guebriant in Zwickau ausgesöhnt hatten, bezog die französisch-weimarsche Armee zwischen der Elster und Saale

Quartiere, während Banner sich mit den Seinen zwischen der Mulde und Elster einlagerte.

Nach kurzer Rast mußte wieder aufgebrochen werden, denn die Kaiserlichen und die Baiern hatten sich am 22. April bei Oelsnitz gesammelt und drangen wieder vorwärts. Um diese Zeit standen die Verbündeten auf dem linken Ufer der Saale und Banner war in Merseburg, wo er die betrübende Nachricht von dem Tode des Herzogs Georg von Lüneburg empfing. Inzwischen waren die Kaiserlichen bis Weißenfels vorgedrungen und hatten dort in der Nacht vom 9. zum 10. Mai bereits einen Theil ihrer Truppen über die Saale gesetzt, und Verschanzungen aufgeworfen, als Guebriant und Banner, der sich todtkrank in einer Sänfte tragen ließ, erschienen. Nach einem verzweifelten Kampfe mußten die Kaiserlichen weichen, die aber später am 17. Mai unter Piccolomini bei Bernburg über die Saale gingen. Guebriant, welcher diesen Uebergang wehren wollte, wurde geworfen und mußte sich nach Halberstadt zurückziehen.

Banner, dessen Zustand sich immer mehr verschlimmerte, hatte sich nach Halberstadt bringen lassen, von wo er noch am 19. Mai an die braunschweigisch-lüneburgischen Herzöge um schnelle

Zusendung von Hülfsvölkern schrieb. Als Banner dieses Schreiben unterzeichnet hatte, verschied er bald darauf im 45sten Jahre seines Lebens. Banner, obgleich dem Wein und der Liebe sehr ergeben, war ein Feldherr von außerordentlicher Entschlossenheit und Thatkraft und übertraf an Feldherrntalent fast alle seine Zeitgenossen. Als Guebriant am 21. Mai in Halberstadt einzog, fand er Banners Leiche und alles in der Stadt in voller Verwirrung.

Kaum war Banner todt, als auch schon unter seinem Heere die Uneinigkeit ausbrach; die Obersten geriethen über den Oberbefehl in Streit, und sandten nach Stockholm zur Königin eine Deputation, um ihre Forderungen auf Sold und Entschädigungsgelder u. s. w. geltend zu machen. Außerdem schlossen 23 Obersten einen sogenannten Verbündungsvertrag mit einander, Kraft dessen sie sich zur gegenseitigen Unterstützung verbindlich machten. Auch in der französisch-weimarschen Armee waren Uneinigkeiten ausgebrochen, die Soldaten und Offiziere verlangten den rückständigen Sold und schon waren die Banden der Disciplin der Auflösung nahe, da gelang es Guebriant durch ein entschiedenes männliches Auftreten den drohenden Sturm zu beschwichtigen.

Hätten in dieser Zeit die Kaiserlichen ihre Vortheile benutzt und die Verbündeten in ihren Quartieren im Halberstädtischen angegriffen, gewiß wäre bei deren allgemeiner Uneinigkeit der Sieg den Kaiserlichen sicher gewesen und leicht hätte hier der furchtbare Krieg sein Ende erreichen können. So aber hielt man sich kaiserlicher Seits zu lange in Sachsen auf und rückte erst später weiter vor, als der Erzherzog Leopold Wilhelm bei der Armee erschien, der dieselbe nach Wolfenbüttel führte, um diese Stadt zu entsetzen.

Von der andern Seite hatten auch die Verbündeten ihre Quartiere verlassen und waren nach Wolfenbüttel vorgerückt, wo sie fast mit den Kaiserlichen zusammen, am 26. Juni eintrafen, nachdem sie noch unterwegs den lüneburgschen General Klitzing mit 1300 Mann an sich gezogen hatten. Die Verbündeten verschanzten sich auf Guebriants Rath bei Wolfenbüttel und erwarteten den Angriff ihrer Gegner. Gegen Mittag rückte die ganze kaiserliche und baierische Infanterie des linken Flügels, von Mercy geführt, gegen den Busch an, um den herum, aus Mangel an Zeit, von den Schweden keine Verschanzungen aufgeworfen worden waren; ihre Reiterei zog sich links am Busche vorbei, um von der Ebene aus in

das schwedische Lager zu dringen. Um den Besitz des Busches wurde lebhaft von beiden Seiten gestritten, und die Krieger entfalteten in diesem Gefechte einen bewundernswerthen Muth. Da die Kaiserlichen um jeden Preis Meister dieses Punktes werden wollten, so sandten sie beständig neue Truppen dahin ab, die ihre vom Kampf ermüdeten Kameraden ablösen mußten. — Zur Unterstützung der Seinen befahl Wrangel drei Brigaden Infanterie und einigen Eskadrons Kavallerie, während des Gefechts um den Busch herum zu gehen, um den Gegnern in Rücken zu kommen. Als sich die Kaiserlichen und Baiern von allen Seiten gedrängt sahen, ging ein Theil ihrer Streiter bis auf die Reserve zurück; andere flohen in der Bestürzung in das schwedische Lager, und wurden dort meistentheils zusammengehauen. — Damit die kaiserliche und baierische Kavallerie des linken Flügels im Vorrücken gegen das schwedische Lager aufgehalten werde, stellte Wrangel derselben den General Königsmark mit der Kavallerie des rechten Flügels entgegen. Es entspann sich zwischen beiden Theilen ein heftiges Reitergefecht, in welchem anfänglich die schwedische Reiterei gegen ihre Gegner, die auf diesem Punkte ihre besten Truppen aufgestellt hatten, Terrain verlor.

Raum bemerkten der Graf von Nassau und der General Taupadel, die auf dem linken Flügel standen, daß Königsmark im Gedränge war, als sie an der Spitze von zwei weimarischen Reiterregimentern demselben zu Hülfe eilten, und dadurch nicht nur das Gleichgewicht wieder herstellten, sondern auch die kaiserliche und baierische Cavallerie zurückwarfen.

Während daß sich die Reiterei auf beiden Flügeln schlug, hatte sich die kaiserliche und baierische Infanterie, die aus dem Busche gedrängt worden war, wieder gesammelt, und rückte, von mehreren Brigaden verstärkt, nochmals gegen diesen Punkt vor. Aufs Neue stritt man sich hartnäckig um den Besitz des Busches, und der Kampf wurde hier drei Stunden lang mit einer solchen Erbitterung fortgesetzt, daß die Truppen von beiden Theilen meistentheils mit blanker Waffe fochten. Endlich ließ Wrangel gegen diesen Punkt eine bedeutende Brigade Infanterie und mehrere Escadrons Reiterei vorrücken, die mit fliegenden Fahnen dem Feinde entgegen gingen und denselben so herzhaft angriffen, daß die Kaiserlichen und Baiern auf dieser Stelle das Schlachtfeld räumten und sich nach Wolfenbüttel zurückzogen.

Der kaiserliche und baierische rechte Flügel, welcher bis an die Verschanzungen, die vor dem linken Flügel ihrer Gegner aufgeführt waren, vordrang, wurde mit einem so lebhaften und gut gerichteten Kanonenfeuer empfangen, daß er sich schwenkte und, ohne irgend eine Diversion gemacht zu haben, bis unter die Kanonen von Wolfenbüttel zurückging, wo der Erzherzog Leopold seine Armee auf dem links von dieser Stadt gelegenen Berge aufstellte.

Die Kaiserlichen und Baiern verloren 2000 Todte, 1500 Verwundete und 45 Fahnen und Standarten. — Die vereinigte Armee des Marschalls Guebriant und des Generals Wrangel zählte 4600 Todte und 500 Verwundete. — In dieser Schlacht bedeckte sich der Graf von Nassau, der einen Theil der Truppen des Herzogs Bernhard befehligte, die Generäle Wrangel und Königsmark mit Ruhm, und ihrer Tapferkeit war vorzugsweise der Gewinn der Schlacht zuzuschreiben.

Am 2. Juli verließen die Kaiserlichen ihre Stellung bei Wolfenbüttel und zogen sich nach Aschersleben zurück. Die Verbündeten, durch 6000 Mann Hessen verstärkt, setzten die Belagerung von Wolfenbüttel ernstlich fort, entzweiten-

Kaum bemerkten der Graf von Nassau und der General Taupadel, die auf dem linken Flügel standen, daß Königsmark im Gedränge war, als sie an der Spitze von zwei weimarischen Reiterregimentern demselben zu Hülfe eilten, und dadurch nicht nur das Gleichgewicht wieder herstellten, sondern auch die kaiserliche und baierische Cavallerie zurückwarfen.

Während daß sich die Reiterei auf beiden Flügeln schlug, hatte sich die kaiserliche und bairische Infanterie, die aus dem Busche gedrängt worden war, wieder gesammelt, und rückte, von mehreren Brigaden verstärkt, nochmals gegen diesen Punkt vor. Aufs Neue stritt man sich hartnäckig um den Besitz des Busches, und der Kampf wurde hier drei Stunden lang mit einer solchen Erbitterung fortgesetzt, daß die Truppen von beiden Theilen meistentheils mit blanker Waffe fochten. Endlich ließ Wrangel gegen diesen Punkt eine bedeutende Brigade Infanterie und mehrere Escadrons Reiterei vorrücken, die mit fliegenden Fahnen dem Feinde entgegen gingen und denselben so herzhaft angriffen, daß die Kaiserlichen und Baiern auf dieser Stelle das Schlachtfeld räumten und sich nach Wolfenbüttel zurückzogen.

Der kaiserliche und baierische rechte Flügel, welcher bis an die Verschanzungen, die vor dem linken Flügel ihrer Gegner aufgeführt waren, vordrang, wurde mit einem so lebhaften und gut gerichteten Kanonenfeuer empfangen, daß er sich schwenkte und, ohne irgend eine Diversion gemacht zu haben, bis unter die Kanonen von Wolfenbüttel zurückging, wo der Erzherzog Leopold seine Armee auf dem links von dieser Stadt gelegenen Berge aufstellte.

Die Kaiserlichen und Baiern verloren 2000 Todte, 1500 Verwundete und 45 Fahnen und Standarten. — Die vereinigte Armee des Marschalls Guebriant und des Generals Wrangel zählte 4600 Todte und 500 Verwundete. — In dieser Schlacht bedeckte sich der Graf von Nassau, der einen Theil der Truppen des Herzogs Bernhard befehligte, die Generäle Wrangel und Königsmark mit Ruhm, und ihrer Tapferkeit war vorzugsweise der Gewinn der Schlacht zuzuschreiben.

Am 2. Juli verließen die Kaiserlichen ihre Stellung bei Wolfenbüttel und zogen sich nach Aschersleben zurück. Die Verbündeten, durch 6000 Mann Hessen verstärkt, setzten die Belagerung von Wolfenbüttel ernstlich fort, entzweiten-

sich aber bald wieder und mußten, als Hatzfeld Dorsten bedroht und Piccolomini sich den Weg zu ihm gebahnt hatte, die Belagerung nach achtwöchentlicher Umschließung am 12. September aufheben und bei Sarstedt an der Leine ein festes Lager beziehen. Von hier aus sandte man nach Dorsten Hülfe, doch kehrten die Soldaten unterwegs schon wieder um, als sie die Uebergabe der Festung erfuhren.

Von seinen eigenen Bürgern in Braunschweig hart bedrängt, machte der Herzog August von Braunschweig mit dem Kaiser Frieden und entzog so den Schweden seine Hülfe.

Nach dem Abzug von Wolfenbüttel eroberten die Kaiserlichen die wichtigsten Städte im Lüneburgschen; Piccolomini belagerte Göttingen, hob aber am 17. November die Belagerung auf, da der Winter hereingebrochen und die Sachsen und Baiern nach Hause wollten. Piccolomini nahm in der güldenen Aue und im Eichsfeld Winterquartiere, die Baiern zogen auf Eisenach und Frankenhausen und Hatzfeld ging nach Thüringen.

Im Lager der Schweden und Weimarer hatte es inzwischen bedeutende Unruhen gegeben, die jedes Vorrücken unmöglich machten; das La-

ger von Sarstedt mußte, als Mangel eintrat, aufgegeben werden und die Verbündeten bezogen zwischen der Aller und Leine ihre Quartiere. Hier stieß am 25. November zu Winsen der lang erwartete Oberbefehlshaber Torstenson mit 8000 Mann zu dem Heere. Kaum war Torstenson eingetroffen, als Guebriant mit dem französisch-weimarschen Heere und den Hessen sich von den Schweden trennten; Guebriant zog über den Rhein.

Am Oberrhein, wo ein Theil der französisch-weimarschen Armee stand, gelang es den Kaiserlichen, ihre Gegner aus dem Felde zu schlagen; später eroberten sie Kreuznach und schritten zur Belagerung der berühmten Bergfeste Hohentwiel, deren Commandant Wiederhold sich hartnäckig vertheidigte und später die Belagerer, als Ersatz heranrückte, aus dem Felde schlug.

In Schlesien und in der Lausitz waren die Schweden unter Stallhanß gegen die Kaiserlichen nicht glücklich; letztere eroberten nach hartnäckiger Belagerung Görlitz und trieben Stallhanß zwischen die Oder und die Warthe, wo er kümmerliche Winterquartiere fand und von wo er aus Torstenson seine unglückliche Lage klagte.

Während daß in Deutschland die Kriegsfurie wüthete, arbeitete der Kaiser in Regensburg un-

ermüdlich an dem großen Friedenswerk. Mild und edel, wie er war, erließ er ein allgemeines Amnestiegesetz und gab den gefangenen Pfalzgrafen Rupprecht frei. Am 25. December unterzeichneten die Gesandten des Kaisers, Frankreichs und Schwedens den Präliminar-Friedensvertrag und die Friedensberathungen selbst sollten im Frühjahr 1642 in Münster und Osnabrück beginnen.

Guebriant, der mit französischem Geld die Obersten der weimarschen Armee bestochen und jetzt ganz auf ihre Treue an Frankreich rechnen konnte, überredete auch noch den Grafen von Eberstein, ihm mit den Hessen zu folgen. Auf einer Schiffsbrücke führte am 12. Januar 1642 Guebriant die Seinen und die Hessen bei Wesel über den Rhein und bedrohte das Klevesche und Jülichsche Gebiet. Um Guebriant aufzuhalten, hatte der Kaiser aus den spanischen Niederlanden den General Lamboy mit 9000 Mann herbeigerufen, der noch Verstärkung von Hatzfeld erwartend, welcher aus Thüringen herbeizog, zwischen Kempten und Crefeld bei dem Dorfe Hülst am 16. Januar ein festes Lager bezog. Lamboy anzugreifen, ehe Hatzfeld kam, war Guebriants Absicht, der demnach plötzlich am 17. Januar vor der Stellung seines Gegners erschien.

Bei der Kunde von diesem Angriff setzte sich Lamboy an die Spitze mehrerer Regimenter, und ging der weimarschen und hessischen Infanterie entgegen, die im Begriff stand, die Verhaue und Brustwehren des Lagers zu ersteigen. Guebriant wurde hierdurch im Vorrücken aufgehalten und konnte nicht eher in das Lager eindringen, als bis der General Taupadel mit dem linken Flügel die Kaiserlichen angriff und deren rechten Flügel zurückdrängte. Während dieser Zeit war auch der rechte Flügel der Weimarschen und Hessischen in das Lager eingedrungen: Die kaiserliche Cavallerie wurde von allen Seiten angegriffen und zurückgeworfen, so daß sie ihre Infanterie nicht mehr unterstützen konnte. — Guebriant eroberte das feindliche Geschütz und beschoß aus diesem die kaiserliche Infanterie, welche noch Stand hielt. Endlich nach einem zweistündigen Kampfe neigte sich der Sieg auf die weimarsche und hessische Seite. Die Kaiserlichen verließen in Unordnung das Schlachtfeld, und die Generäle Lamboy und Mercy mußten sich mit 5000 Mann, worunter sich viele Offiziere befanden, als Gefangene ergeben. In diesem Gefecht fielen 2000 Kaiserliche. — Guebriant erbeutete die ganze Artillerie und Bagage seiner Gegner, so wie auch sämmtliche Fahnen derselben. —

Nach diesem Sieg breiteten sich Guebriants Schaaren unaufhaltsam im Jülichschen und dem Erzbisthum aus; die festen Plätze fielen fast alle in ihre Hände. Mit Freuden empfing der französische Hof die Nachricht von dem wichtigen Siege seines Generals, der zur Dankbarkeit von seinem König den Marschallstab so wie die Zusicherung erhielt, ihm neue Truppen zuzuführen.

Unterdessen waren jedoch auch die Gegner nicht müßig geblieben; Hatzfeld, der nach dem Siege von Hulst ins Bergische gezogen war, hatte den baierischen Theil des Reichsheeres unter Wahl in der Nähe von Köln an sich gezogen und ging Mitte Juni über den Rhein. Die hessischen Völker in ihren Quartieren zurücklassend, zog sich Guebriant, durch 3000 Holländer verstärkt, nach Urdingen, wo ihm die vielmal versprochene französische Hülfe von 4000 armseligen Bauern wurde, die man wie Sclaven in Ketten gelegt, nach dem Lager aus der Bretagne geschleppt hatte. Diese Hülfe war nur der Spott der kriegsgewohnten Weimarer und nur eine Plage für Guebriant; innerhalb zweier Monate zerstreuten sich die armen Bretagner fast gänzlich. Ohne einen entscheidenden Schritt zu thun, zog man am Rhein auf und ab. Nachdem Guebriant im Lager zu

holten seine unzufriedenen Offiziere nochmals mit Versprechungen aller Art beruhigt hatte, brach er, außer Stand, sich noch länger am ausgehungerten Rhein zu halten, mit seinem Heere nach Deutschland auf, um sich mit Torstenson zu verbinden und mit Hülfe der Hessen Winterquartiere am Neckar zu suchen. Am 2. October überschritt Guebriant bei Wesel den Rhein und ging durch das Osnabrücksche nach Thüringen, wo er bei Mühlhausen die hessische Hülfe vergebens erwartete. Nach der am 17. December zu Buttstädt mit Torstenson getroffenen Uebereinkunft, sollten beide Heere gleichzeitig aus ihren Quartieren aufbrechen, Guebriant nach dem Neckar gehen, um sich Hatzfeld entgegenzustellen, während die Schweden in die Oberpfalz rückten, um Piccolomini festzuhalten. Demzufolge zog Guebriant am Thüringer Wald hin nach Schmalkalden, wo er am 26. December die Trauerkunde vom Tode seines Gönners, des Cardinals Richelieu, erhielt. Da Torstenson den verabredeten Zug nicht unternommen hatte, so eilte Guebriant, empört über dessen Wortbrüchigkeit, sein Heer und seine Leute zwischen dem Main und der Tauber in Winterquartiere zu bringen.

Auf diesem Zug nach Deutschland hatten die

Holländer die Weimarer und Franzosen nicht begleitet, ihnen sowie den am Niederrhein zurückgebliebenen Hessen hatte Guebriant die Beschützung der von ihm eroberten Städte gegen Hatzfeld anvertraut. Aber kaum war Guebriant fort, als auch schon die kleineren Städte von den Holländern schlecht vertheidigt, in die Hände der Kaiserlichen fielen und wohl alle würden gleiches Schicksal getheilt haben, wenn nicht die Kaiserlichen und Baiern vom Niederrhein abberufen worden wären. Am Niederrhein sehen wir Johann von Werth, der jahrelang in französischer Gefangenschaft gewesen und im Januar 1642 gegen Gustav Horn ausgewechselt worden war, zum ersten Mal auf dem Kriegsschauplatz wieder.

Torstenson, den wir an der Aller verlassen haben, ging, als ringsherum die Seinen keinen Proviant mehr fanden, Anfangs Januar 1642 nach der Elbe und Altmark und bezog am 12. Januar bei Salzwedel ein Lager. Hier war es, wo er ein strenges Gericht über die Meuterer hielt und einen ihrer Hauptschreier, einen von Seckendorf, hängen ließ. Es war Torstensons Plan, durch Schlesien den Krieg in die östreichischen Erblande zu spielen, weshalb er am 3. April bei Werben auf das rechte Ufer der Elbe ging, durch

die Lausitz zog und sich am 27. April mit Stallhanß, der Schlesien hatte räumen müssen, verband. Rasch drang nun Torstenson nach Schlesien vor, erstürmte am 4. Mai Groß-Glogau, wo er bedeutende Munitionsvorräthe und 8000 Centner Mehl erbeutete und nahm schnell hintereinander alle Städte wieder ein, welche Stallhanß im vorigen Jahr verloren hatte. Während daß die Schweden Schweidnitz, dessen Besitz für sie als der Schlüssel zu Böhmen, höchst wichtig war, hart belagerten, war der Herzog Franz Albrecht von Lauenburg, der Besieger des Schweden Stallhanß, von Breslau her mit seiner Armee zum Entsatz der Festung herbeigeeilt. Am 1. Juni kam es zwischen beiden Heeren zu einem heftigen Kampf, in welchem Torstenson Sieger blieb und der Herzog selbst schwer verwundet gefangen wurde. Die Kaiserlichen verloren an diesem Tage 3000 Todte, 2000 Gefangene, 40 Fahnen und 4 Kanonen. Der Herzog endete am 10. Juni in Gefangenschaft an den empfangenen Wunden sein Leben. Die unmittelbaren Folgen dieses Sieges waren der Fall von Schweidnitz und Torstensons Vordringen nach Mähren, dessen Hauptstadt Ollmütz er am 15. Juni besetzte und von wo aus Wrangel brennend und sengend bis 6 Meilen vor Wien

streifte. Von Mähren auf Schlesien zurückgehend, fallen rasch hintereinander Kosel und Oppeln in die Hände Torstensons. Hartnäckiger wehrte sich zu Brieg die kaiserliche Besatzung unter dem Obrist Mörder, die sich so lange vertheidigte, bis der Erzherzog Leopold und Piccolomini, die beide von Meißen und Thüringen her ihre Völker führten, Entsatz brachten. Beim Herannahen derselben wich Torstenson über die Oder und die festen Orte besetzend, bezog er bei Guben ein festes Lager, um dort die ihm von Schweden versprochenen Hülfsvölker zu erwarten. Inzwischen hatte der Erzherzog Leopold Groß-Glogau belagert, das schon dem Falle nahe war, als Torstenson, dem inzwischen Wrangel aus Schweden Verstärkung zugeführt hatte, wieder im offenen Felde in der Nähe jener Festung erschien. Das kaiserliche Heer hob die Belagerung auf und zog sich nach Lübben zurück, während Torstenson über Lauban und Görlitz gehend, am 8. October in Zittau stand, einen Eingang nach Böhmen suchend.

Unterdessen war Königsmark, dieser kühne Abenteurer, wieder brandschatzend in Meißen, Thüringen, Sachsen herumgezogen, ja hatte sogar dem Bischof in Würzburg, wenn auch ungebeten, einen Besuch abgestattet.

Das kaiserliche Heer, das Torstenson auf seinem Zug stets gefolgt war, hatte sich bei Friedland verschanzt und wehrte den Eingang nach Böhmen. Deshalb so wie auch, weil er in Böhmen nichts mehr ausrichten konnte und sich die mit Sachsen angeknüpften Neutralitäts-Unterhandlungen zerschlagen hatten, beschloß Torstenson, den Kriegsschauplatz nach Sachsen zu verlegen. Die Schweden zogen auf dem rechten Ufer der Elbe abwärts, gingen bei Torgau über dieselbe und drangen dann, als sich noch Königsmark mit der Hauptarmee vereint hätte, auf Leipzig, wo Torstenson am 30. October sein Fußvolk zum Sturm aufstellte. Am 1. November mußte jedoch Torstenson seine Stellung an der Stadt verlassen, um den Kaiserlichen entgegenzugehen, die Angesichts der Gefahr Leipzigs rasch den Schweden nachgerückt waren und jetzt durch eine offene Schlacht die Dinge entscheiden wollten. Am 2. November stellte Torstenson die Seinen vor den Dörfern Breitenfeld und Seehausen in Schlachtordnung auf. Den linken Flügel der Schweden commandirten die Generäle Königsmark und Schlangen, den rechten die Generäle Wittenberg und Stallhanß. Im Centrum standen außer dem Feldmarschall Torstenson die Generäle Liljehök und Axel-Lillie.

Nachdem die Kaiserlichen durch den Wald, der seitwärts Wiederitzsch liegt, defilirt waren, stellte der Erzherzog Leopold die Truppen den Schweden gegenüber auf. —

Von schwedischer Seite begann man die kaiserliche Armee, sowie sie sich auf Kanonenschußweite genähert hatte, aus den Geschützen zu beschießen, welches Feuer später von den Kaiserlichen, als sie ihre Batterien aufgefahren hatten, mit gleicher Heftigkeit erwidert wurde.

Die schwedische Cavallerie des rechten Flügels war unterdessen bei Wiederitzsch vorgegangen, und hatte sich auf die Cavallerie des linken kaiserlichen Flügels geworfen. Bei diesem Angriff war der Choc so heftig, daß der größte Theil der Kaiserlichen Cavallerie in Unordnung und in die Flucht gerieth. Vergebens suchte der Erzherzog Leopold die gesprengte Reiterei zu sammeln; durch nichts konnte sie wieder zum Vorrücken gebracht werden. Nur 3 Escadrons fochten wie tapfere Krieger und wichen nicht eher vom Wahlplatze, als bis der größte Theil der ihrigen verwundet oder getödtet und ihr heldenmüthiger Oberst Nicola erschossen worden war.

Dadurch, daß die Cavallerie aus der Linie wich, wurde die Infanterie des kaiserlichen linken

Flügels, den der General-Feldzeugmeister Borneval und der General Graf von Buchheim befehligten, in ihrer linken Flanke blosgestellt. In derselben von der schwedischen Cavallerie angegriffen, zog sich die Infanterie nach dem Walde zurück. Damit die Schweden die Infanterie, deren Reihen schon in Unordnung waren, nicht zu sehr drängen konnten, stellte sich der Markgraf Don Camillo Gonzaga, an der Spitze des Leibregiments des Erzherzogs Leopold, denselben entgegen. Doch auch durch diese Bewegung konnte die fliehende Infanterie nicht wieder gesammelt werden.

Auf der andern Seite des Schlachtfeldes hatte der kaiserliche rechte Flügel, unter dem General-Feldzeugmeister Don Hannibal Gonzaga und dem General Graf Bruay, den linken schwedischen angegriffen. Es entspann sich ein hitziges Gefecht, in Folge dessen die Schweden auf diesem Punkte, mit Zurücklassung ihres Geschützes, zurückweichen mußten. Glücklicher Weise gelang es dem General Königsmark, seine Truppen wieder zu sammeln und nochmals dem Feinde entgegen zu führen. Piccolomini, der sich, nachdem der linke Flügel geschlagen war, auf den rechten begeben hatte, befahl der Reiterei, den linken schwe-

dischen Flügel, welcher sich wieder gesetzt hatte, anzugreifen.

In dem Augenblicke, als die kaiserliche Cavallerie des rechten Flügels zum Angriffe vorrückte, avancirte auch die auf dem Schlachtfelde stehen gebliebene Reiterei des rechten schwedischen Flügels und nahm die kaiserliche Cavallerie im Rücken, die bei dieser drohenden Gefahr schleunigst die Flucht ergriff. Von der ganzen Cavalleriemasse hielten nur zwei Escadrons Stand; die eine war von dem Leibregiment des Erzherzogs Leopold, die andere von dem des Grafen Piccolomini. Diese tapfere Schaar schlug sich, als sie noch mehrere Male, ungeachtet ihrer Schwäche, die Schweden attaquirt hatte, mit dem Degen in der Hand durch.

Da sich die kaiserliche Infanterie von allen Seiten eingeschlossen und bedrängt sah, so löste sich dieselbe, nachdem sie eine Zeit lang alle Angriffe der Schweden abgehalten hatte, in Unordnung auf und suchte ihr Heil in der Flucht.

In diesem Treffen zeichnete sich der Erzherzog Leopold durch seinen Muth und seine Entschlossenheit aus; nicht die Gefahr scheuend, ritt er durch die Reihen der Krieger und munterte durch Wort und That dieselben zur Erfüllung

ihrer Pflicht auf; zu wiederholten Malen sammelte er die fliehenden Truppen und führte sie zum Kampfe zurück.

Die kaiserliche Armee verlor an diesem Tage an Gefangenen und Todten 10,000 Mann, sowie ihren Artilleriepark, der aus 46 Stück Geschützen bestand, und ihre sämmtliche Bagage. — Torstenson sendete als Trophäen dieses Sieges 121 Fahnen und 69 Standarten nach Stockholm. Der schwedische Verlust betrug 4000 Mann an Verwundeten und Todten; unter den letzteren befanden sich die Generäle Schlangen, Guben und Liljehök.

Die Kaiserlichen zogen sich unverfolgt von Torstenson, der zu schwach war, um den Sieg vollkommen benutzen zu können, über Dresden nach Böhmen zurück, wo bei Rokitzan der Erzherzog über die Feldflüchtigen strenges Gericht hielt. Das Regiment Medlo, welches zuerst feig die Flucht ergriffen hatte, wurde aufgelöst, dessen Fahnen verbrannt, den Offizieren der Degen zerbrochen und diese so wie die Soldaten decimirt.

Leipzig war am 5. December durch Capitulation in Torstenson's Hände gelangt und mußte, um von der Plünderung verschont zu bleiben, bedeutende Contributionsgelder zahlen. Torsten-

sons Plan, nun nach Böhmen zu gehen, um dort das sich wieder sammelnde kaiserliche Heer zu sprengen, scheiterte an Guebriants ernstlicher Weigerung, den Schweden dahin zu folgen, der anstatt der Verabredung mit Guebriant gemäß zunächst nach der Oberpfalz zu dringen, sich jetzt mit der Belagerung Freibergs beschäftigte.

Was die Friedensunterhandlungen anbelangt, welche dem in Hamburg geschlossenen Vertrage zu Folge im März 1642 beginnen sollten, so suchte Frankreich die Sache hinauszuziehen; aber auch von Wien aus zog man alles in die Länge. Endlich aber als nun Torstenson immer siegreich war, bestätigte der Kaiser Ferdinand zu Wien den ganzen Inhalt des geschlossenen Präliminar-Friedensvertrages, dem auch später Frankreich, auf Dänemarks Vermittelung, seine Genehmigung gab. Unter solchen Verhandlungen war das Jahr 1642 hingeflossen und die Zusammenkunft zur Friedensversammlung wurde bis in den Juli 1643 hinausgeschoben, wo dieselbe zu Münster und Osnabrück beginnen sollte.

Die Belagerung Freibergs, das durch 1200 Sachsen unter dem Freiherrn von Schweinitz vertheidigt wurde, zog sich ungemein in die Länge und Torstenson mußte am 17. Februar 1643

dieselbe aufgeben, als Piccolomini mit 14,000 Kaiserlichen zum Entsatz heranrückte. Von Kroaten umschwärmt zog sich Torstenson über die Elbe in die Niederlausitz zurück und nahm bei Bautzen eine feste Stellung, wo Verstärkungen aus Obersachsen zu ihm stießen.

Die Kaiserlichen, welche Piccolomini nach dem Entsatz von Freiberg nach Böhmen zurückgeführt hatte, wo Ende April in Königsgrätz ihr Hauptquartier war, hatten inzwischen neue Oberbefehlshaber bekommen; der Erzherzog Leopold Wilhelm und Piccolomini traten vom Kriegsschauplatze ab und Gallas und Götz übernahmen wieder das Kommando; ersterer kommandirte in Böhmen, letzterer in Mähren und Schlesien.

Geldmangel und Unzufriedenheit der Seinen zwangen Torstenson, das Lager bei Bautzen zu verlassen und einen Zug durch Böhmen und Mähren zu machen. Ohne sich mit Gallas in eine Schlacht einzulassen, den Torstenson nach Mähren nach sich gezogen hatte, rückte letzterer unaufhaltsam bis an die österreichische Grenze und die Reiterei streifte sogar bis Wien. Dieser kühne Zug, weit hinein in die kaiserlichen Staaten, war von Torstenson in der sicheren Voraussetzung geschehen, daß Georg Rakoczi, Fürst von Sieben-

bürgen, bei Annäherung der Schweden den Kaiser angreifen, Torstenson dann Luft bekommen würde und über die Donau setzen könnte. Da sich jedoch Rakoczi still verhielt, so mußte Torstenson sich wieder über Ollmütz nach der schlesischen Grenze zurückziehen.

Eben hatte derselbe die felsenfeste Eulenburg erobert, als ihm am 3. Oktober von der schwedischen Regierung der Befehl würde, schleunigst nach Holstein zu ziehen, da man Dänemark den Krieg erklärt habe. Das Geheimniß des Marsches für sich bewahrend, führte Torstenson, die Kaiserlichen über die eigentliche Richtung seines Marsches immer täuschend, die Seinen durch Schlesien, die Lausitz, auf dem rechten Elbufer abwärts und verkündete erst in Havelberg am 26. December den Soldaten, welche über das Herummarschiren mißmuthig geworden waren, daß sie nach Holstein die Waffen tragen sollten. Am Ende des Jahres 1643 waren alle wichtigen Städte Holsteins und Jütlands in Torstensons Gewalt, den nur die Jahreszeit hinderte, die Kriegsfackel nach Seeland und Fühnen zu tragen. Diesseits der Elbe, im Halberstädtschen, war nur Königsmark, der waghalsige, kühne Freibeuter, mit 14 Regimentern zurückgeblieben. Dieser Kö-

nigsmark hatte auch in diesem Jahre fast ganz Deutschland mit seinen Schaaren durchschwärmt; er hatte das Voigtland, Franken, das Darmstädtische, Fuldasche und Thüringische gebrandschatzt und war im September dem kaiserlichen General-Wachtmeister von Krokow nach Pommern gefolgt, um diesen dort zu vertreiben. Er setzte seinem Gegner so hart zu, daß derselbe schon am 12. November über das neutrale Gebiet von Polen aus Pommern sich zurückzog. Nach diesem stieß Königsmark bei Luckau zu der Hauptarmee unter Torstenson.

Um das südwestliche Deutschland gegen Guebriants Angriffe zu schützen, stellte der Kurfürst Maximilian von Baiern, unter Franz Mercy, der den alten Feldmarschall Wahl im Kommando ersetzt hatte, zeitig genug in Würtemberg ein bedeutendes Corps auf. Auch der Herzog von Lothringen wurde zur Hülfe aufgefordert, der auch, nachdem er bei Worms den Rhein passirt, Ende Januar 1643 zu Heilbronn mit Mercy sich verband. Guebriant befand sich in der traurigsten Lage, die Hessen, welche, um den etwaigen Rückzug zu sichern, den wichtigen Paß von Miltenberg besetzten, verlangten nach Hause und überließen den Paß den fränkischen Bauern. Von

der anderen Seite drang Mercy gegen ihn vor, während Guebriant bei heftiger Kälte zwischen Eßlingen und Kanstadt mit seinen Truppen auf dem Schnee lagerte.

Um aus diesem elenden Zustande herauszukommen, bot Guebriant seinen Gegnern bei Waiblingen eine Schlacht an, die diese jedoch vermieden, aber durch den unermüdlichen Johann von Werth die Quartiere Guebriants beunruhigen ließen. Bei dem Ueberfall auf Heppach gerieth Werth beinahe wieder in Gefangenschaft und konnte sich, von allen Seiten umringt, nur dadurch retten, daß er mit seinen Reitern durch die eisige Remse schwamm. Da Mercy, durch den Lothringer verstärkt, Guebriant hart drängte, so beschloß dieser durch das Markgrafenthum Baden nach dem Rhein zu gehen. Johann von Werth ließ Guebriant nirgends Ruhe, seine Reiter umschwärmten den Gegner beständig. Bei Offerdingen überfiel in dunkler Nacht Werth die Wittgensteinschen und Kanoffskyschen Quartiere, stürmte das Dorf, hieb eine große Anzahl der Gegner nieder und eilte mit einer Beute von 800 Pferden und vielem Gepäck wieder davon, ehe Guebriant Hülfe brachte; bei Hemmendorf überfiel Werth drei Regimenter und hieb die Infanterie nach tapferer Gegenwehr, bis

auf den letzten Mann nieder. Im Markgrafenthum konnte Guebriant nicht bleiben, da Mercy bereits vor seinem Erscheinen alle festen Städte hatte besetzen lassen und deshalb mußte er im Breisgau von Offenburg bis Waldshut in verwüstetem Lande Quartier nehmen.

Unterdessen hatte man aus Frankreich Guebriant Geld gesandt, um die meuternden Soldaten zu beruhigen und ihn auch durch Zuzug französischer Hülfsvölker verstärkt, die aber zum größten Theil liederliches Volk waren, welches bei der ersten, besten Gelegenheit davon lief. Am 18. Juni brach Guebriant aus seinen Quartieren auf und ging nach vergeblichen Hin- und Herzügen, von den Baiern immer gedrängt, Ende August bei Rheinau über den Rhein und lagerte sich bei Benfelden. Nach Niederelsaß mit den ausgehungerten Soldaten zurückgedrängt, hatte Guebriant Prüfungen und Drangsale aller Art zu bestehen. Endlich am 23. Oktober führte Condé bei Dachstein dem arg bedrängten Guebriant 7000 Mann zu, die ein Graf von Ranzau, ein Holsteiner, befehligte. Nun ging er wieder mit 18,000 Mann über den Rhein, in der Absicht nach Baiern vorzubringen. In zwei Colonnen zog man durch das Kinzig- und Höllenthal an den obern Neckar

auf Rottweil, welche Stadt Guebriant am 19. November einnahm.

Inzwischen hatte Johann von Spork, von Mercy auf Kundschaft gegen die Franzosen ausgesandt, den General Rosen bei nächtlicher Weile in Geislingen überfallen. Während das Dorf hell brannte, hieb Spork 3 Regimenter nieder, erbeutete 300 Pferde und machte 200 Gefangene.

Bei Rottweil sollte Guebriant, der so schwer Geprüfte und bitter Getäuschte, endlich das Ziel seiner Leiden mitten in seinem Feldherrnberuf finden; denn als er bei der Belagerung am 17. November in einer unvollendeten Batterie gedankenvoll stand, zerschmetterte ihm eine Kugel den rechten Arm. Den Tod ruhig und gefaßt wie ein Mann erwartend, hatte er noch die Freude, Rottweil in seine Hände fallen zu sehen. Nachdem er die Seinen zur Einigkeit ermahnt, verschied Guebriant am 24. November im Jakobiner-Kloster zu Rottweil. Wieder hatte der unglückselige Krieg ein edles Opfer verlangt. Guebriant war im höchsten Grade tapfer, klug und ausdauernd; ohne sein entscheidendes, besonnenes Handeln hätte Frankreich seine meuternde Armee nicht so lang in Deutschland zusammenhalten können. Seine und Frankreichs Ehre war der hohe Preis,

um den er kämpfte und litt, keiner war wie er dem Vaterlande und dem König so treu ergeben.

In einem Kriegsrath hatte der Graf Ranzau, welcher nach Guebriants Verwundung den Oberbefehl übernommen hatte, sich zum Vorwärtsgehen entschieden; es wurde das Hauptquartier zu Tuttlingen aufgeschlagen und die Regimenter wurden in den nächst gelegenen Dörfern eingelagert. Rosen stand mit der Vorhut bei Mühlheim. Keine Gefahr besorgend, lag am 24. November das ganze 16,000 Mann starke Heer in tiefer Ruhe, da man allgemein glaubte, die Baiern zögen in ihr eigenes Land.

Die Baiern hatten sich am 14. November mit dem Herzog von Lothringen vereint und letzterer war entschlossen, die Franzosen in ihren Quartiren zu überfallen, nachdem er noch vorher die Kaiserlichen unter Hatzfeld an sich gezogen hatte. Bei Sigmaringen am 23. November über die Donau gehend, bestätigten Kundschafter die Sorglosigkeit der Franzosen und einmüthig wurde der Angriff auf den folgenden Tag festgesetzt. Bei Möskirch stellte sich längs dem Walde das Heer in der Nacht vom 23. zum 24. November in Schlachtordnung auf.

Früh am Morgen rückten die Verbündeten durch die Wälder nach Tuttlingen vor, auf welchem Marsch Johann von Werth die Avantgarde führte. Unter dem Schutze eines heftigen Schneegestöbers überfiel letzterer am Nachmittage das feindliche Geschütz, das unter wenig Bedeckung bei einer Kapelle, zwischen Tuttlingen und dem Schlosse Hornberg, aufgefahren war. Im Hauptquartier zu Tuttlingen war man nicht eher allarmirt, als bis die Truppen von ihren eigenen Kanonen beschossen wurden.

Inzwischen waren die Verbündeten unaufhaltsam gen Tuttlingen vorgerückt, das eng umschlossen wurde. Das Schloß Hornberg fiel nach kurzer Gegenwehr und Rosen, der von Mühlheim her Hülfe bringen wollte, wurde von Hatzfeld geschlagen. Nach Möhringen, wo die französische Reiterei stand, rückte Johann von Werth mit 2000 Reitern, bei deren Anblick jene von Schrecken ergriffen, flohen, während 500 Mann Infanterie, welche den Feigen als Deckung dienen sollten, den Tod der Braven starben und sich bis auf den letzten Mann von Werths Reitern zusammenhauen ließen. Möhringen, das ebenfalls wie Tuttlingen umschlossen wurde, hielten 7 Regimenter französische Infanterie besetzt, die sich nach heftiger Be-

schließung am 25. November ergaben. Auch Ranzau, in Tuttlingen festgehalten, mußte an diesem Tage mit allen im Hauptquartier befindlichen Truppen sich ergeben. Zehn Reiterregimenter, die zwar retirirten, aber noch zusammen waren, wurden von Spork auf ihrem Marsch eingeholt und mit vielem Verlust auseinander gesprengt. Der Verlust der französisch-weimarschen Armee betrug an diesen Tagen 3000 Todte und 7000 Gefangene. Die Trümmer der geschlagenen Armee gingen nach der Schweiz; Blumenberg und Rosen, der noch 6 Regimenter nach Rottweil geführt, zog sich über den Schwarzwald nach Freiburg und dann bei Neuenburg über den Rhein zurück.

Am 27. November standen die Sieger vor Rottweil, das der Herzog Friedrich von Würtemberg besetzt hielt, der nach kurzem Unterhandeln die Stadt übergab.

Jetzt trennten sich die Verbündeten; Hatzfeld zog an den Main, Karl von Lothringen in das Lütticher Gebiet und Mercy nahm mit den Baiern in Riedlingen das Hauptquartier.

Dem im Jahre 1642 gefaßten Beschluß gemäß waren 1643 in Münster und Osnabrück allmälig die Herren eingezogen, welche Deutschlands Frieden berathen sollten; nur Wenigen lag

wohl Deutschlands Glück am Herzen, sie allein wollten aufrichtig den Frieden; die meisten hegten böse Pläne für unser deutsches Vaterland; waren doch die Berathenden Fremdlinge, welche Deutschlands eigene Erniedrigung und Ohnmacht zu Helfern und Vermittlern herbeigerufen hatten. Von Fremdlingen konnte damals und kann auch jetzt Deutschland nie Heil und Segen erwarten, sie alle haben bis zum heutigen Tage nur immer dahin gestrebt, unser geliebtes Vaterland zu zerstückeln und den Deutschen vom Deutschen zu trennen. Gab man Deutschland den Frieden wieder, so fiel der Einfluß der Fremden, sie hörten auf, uns zu demüthigen und unser bestes Mark zu verzehren. Das wollte man nicht und eben deshalb schickte man zu den Friedensverhandlungen Männer, die in der Schule der Diplomatie frühzeitig die Kunst erlernt hatten, mit zweierlei Zungen zu reden, zu überlisten und zu intriguiren. So kam auch in diesem Jahre nichts zu Stande, man stritt sich in Münster und Osnabrück um Lappalien, rufte Gesandte ab und sandte neue hin.

Um den Krieg mit Dänemark schnell zu beenden, hatte der schwedische Kanzler Oxenstierna außer Torstenson noch Gustav Horn mit 20,000 Mann nach Holstein geschickt. Von den siegreichen

schwedischen Waffen immer mehr bedrängt, wandte sich der König von Dänemark im Frühjahr 1644 nach Wien und bat den Kaiser um Hülfe. Diese sollte Gallas mit Colloredo bringen, der Anfangs Juni bei Falkenau in Böhmen seine Truppen sammelte und mit 15,000 Mann die Elbe abwärts nach Holstein zog. Bei Havelberg über die Elbe gegangen, vereinte sich Gallas mit 3000 Dänen und nahm Kiel im Sturm.

Dieser Zug der Kaiserlichen kam den Schweden ganz unerwartet, denn sie hatten mit Gewißheit darauf gerechnet, daß Gallas in Mähren durch Ragoczy festgehalten werde. Aber kaum war Gallas auf dem Kampfplatze erschienen, als Torstenson schnell bei Rendsburg seine in Jütland erfrischten Truppen am 18. August sammelte, bei Boitzenburg über die Elbe ging und Gallas mit sich nach dem Magdeburgschen und Anhaltschen zog. So hatte der listige Torstenson die Kaiserlichen aus Holstein unverrichteter Dinge wieder herausgelockt. Dieser Zug des kaiserlichen Generals Gallas wurde in ganz Deutschland zum Gespött, ja in Hamburg schlug man sogar eine Münze, auf deren einen Seite die Worte standen: „Was Gallas in Holstein gethan, das findet man auf der andern Seite.“ Wenn man

aber diese sah, so war sie schlecht und ohne alles Gepräge.

Am 18. September bezog Gallas, der stets sichere Quartiere liebte, bei Bernburg ein verschanztes Lager, dem gegenüber sich Torstenson lagerte, der inzwischen den Königsmark wieder an sich gezogen hatte, der seit Januar 1644 Franken, das Lüneburgische, Hildesheimische und Bremische Gebiet, sowie Meißen durchstreift und gebrandschatzt hatte. Im Lüneburgschen und Hildesheimschen trieb sogar Königsmark einen bedeutenden Holzhandel; er ließ nämlich die Waldungen niederhauen und verkaufte das Holz an die Kaufleute Bremens und Hamburgs; der Herr wußte sich zu helfen. Im Lager bei Bernburg erhielt Gallas sächsische Hülfe von Enkefort zugeführt, aber auch jetzt wagte er keinen entscheidenden Schlag, sondern von Noth getrieben schlich er sich in der Nacht vom 21. zum 22. November aus seinem Lager nach Magdeburg, wohin ihm Torstenson, der ebenfalls hessische Hülfe unter Geiso erhalten hatte, folgte. Von Unglück und von Noth verfolgt und von den Schweden eingeschlossen, wollte Gallas wenigstens die Reiterei retten und dieselbe unter Enkefort über Wittenberg nach Böhmen senden. Aber kaum hatte Torstenson hiervon Kunde er-

halten, als er die kaiserliche Reiterei bei Jüterbogk am 3. December überfiel, Enkefort gefangen nahm und jener einen Verlust von 3500 Mann zufügte; der Rest rettete sich durch die Mark nach Böhmen.

Jetzt theilte Torstenson seine Armee; mit einem Theil ging er nach Sachsen und wartete in Pegau und Zeitz auf die Kunde von Gallas Vernichtung, sowie er auch von hier aus mit Sachsen wegen eines Waffenstillstandes unterhandelte. Der andere Theil der Armee war unter Königsmark und Geiso im Magdeburgschen zurückgeblieben und diese setzten, als Gallas am 28. December 1644 über Wittenberg und Dresden nach Böhmen aufbrach, ihm so sehr zu, daß er von seiner ganzen Armee nur noch 4000 Mann nach Böhmen brachte, wo er das Kommando niederlegte.

Auf dem Kriegsschauplatz in Schlesien und Mähren fiel in diesem Jahre nichts von Bedeutung vor; die Kaiserlichen belagerten vergeblich Groß-Glogau und Ollmütz und nur Schweidnitz fiel Ende Mai in ihre Hände.

Den Baiern war für das Jahr 1644 die Aufgabe gestellt, alle festen Punkte diesseits des Rheins, unter denen Freiburg und Ueberlingen die bedeutendsten waren, wieder in ihre Hände zu

bekommen. Schon Anfangs Januar mußte Johann von Werth Ueberlingen blockiren, das später Mercy eng belagerte und wo nach kräftiger Gegenwehr die französische Besatzung unter dem tapfern Commandanten de Courval am 20. Mai capitulirte. Johann von Werth befand sich zu dieser Zeit theils in Köln, wo die Stände des westphälischen Kreises versammelt waren, um sich über die Vertheidigungs-Maßregeln des Kreises sowie über die Aufbringung des Reichskontingents zu berathen, theils zog derselbe, Werbegeschäfte betreibend, am Rhein auf und ab. So lockend war der Dienst unter seinen Fahnen, daß sogar die Besatzung von Breisach meuternd zu ihm übergehen wollte, und so Breisach in Werth's Hände gefallen wäre, hätte nicht Erlach noch rechtzeitig den Aufruhr gedämpft.

Türenne, dem nach der Niederlage von Tuttlingen der Oberbefehl über die französischen Truppen übertragen worden war, hatte im Elsaß und Sundgau die Trümmern der französisch-weimarschen Armee gesammelt und stand mit 10,000 Mann auf dem linken Rheinufer von Breisach bis zur Schweiz hinunter. Im Anfang Juni war Türenne über den Rhein gegangen und seine Streifcorps zeigten sich bereits bei Donaueschingen, als Mercy mit dem ganzen Heere entgegenrückte,

in Folge dessen Türenne durch den Schwarzwald wieder an den Rhein ging. Mercy, dessen Heer durch Johann von Werth bis auf 16,000 Mann verstärkt worden war, dachte nun ernstlich an die Belagerung von Freiburg, das ein polnischer Oberst Namens Kanoffsky vier Wochen lang vertheidigte und nur erst, nachdem elf Stürme blutig abgeschlagen worden waren und man kein Pulver mehr hatte, am 28. Juli übergab. Bei der Kunde von Freiburgs Gefahr war auch Türenne 12,000 Mann stark über den Rhein gegangen und nach Freiburg vorgerückt. Zu schwach jedoch, um die Belagerten entsetzen zu können, begnügte er sich, dem baierischen Lager gegenüber Stellung zu nehmen und die Hülfe des Prinzen Condé zu erwarten, der von Metz her in Eilmärschen heranrückte. Kurz nach dem Fall Freiburgs fand die Vereinigung der beiden französischen Heerführer statt, die jetzt über ein Heer von 20,000 Mann geboten, mit dem Condé die Baiern unter Mercy in ihrer festen Stellung bei Freiburg angreifen wollte.

Condé sollte mit seinem Armeecorps den linken Flügel des Feindes in der Front angreifen, während Türenne mit seinen 8000 Mann und 20 Kanonen diesen linken Flügel durch ein enges Thal umgehen würde.

Den 3. August mit Tagesanbruch setzte sich die Armee in Bewegung. Die Infanterie bestand aus 6 Bataillonen, jedes von 800 Mann. Graf von Espenan mit 2 Bataillonen erhielt Befehl, den Angriff zu beginnen. Der Graf von Tournon sollte ihn mit den Regimentern Conti und Mazarin unterstützen.

Der Generalmajor von Palüau hatte die Bewegung der Bataillone mit dem Cavallerie-Regiment Enghien zu decken. Die Gensd'armen wurden am Eingange aufgestellt, um die Feinde zu verhindern, der Infanterie, während sie angriff, in die Flanke zu fallen.

Der Prinz Condé hatte den Marschall Grammont und den Grafen Marsin unter seinen Befehlen.

Die französischen Truppen gingen äußerst hitzig vorwärts, obgleich sie, um zu dem Feinde zu gelangen, eine ziemlich steile Anhöhe, auf welcher in gewissen Zwischenräumen vier Fuß hohe Mauern befindlich waren, zu ersteigen hatten und in ihrem Vorgehen ein lebhaftes und mörderisches Feuer aushalten mußten. Es gelang ihnen aber nicht, die Schanzen zu nehmen, ohne auseinander zu kommen. Der ungestüme Condé beschloß nun einen zweiten Angriff auf die Mitte der Linie;

er stieg vom Pferde und stellte sich selbst an die Spitze zweier Regimenter, die die Reserve bildeten. Die Soldaten, begeistert durch seine Gegenwart, erkletterten die Schanzen und verjagten die Baiern aus den Redouten. Aber das Fort hielt noch Stand und die Nacht rückte heran. Türenne, aufgehalten durch seine Artillerie, genöthigt, auf einer nicht recognoscirten Straße einen großen Umweg zu machen, und gehemmt durch allerlei Hindernisse, konnte erst gegen Abend den Angriff beginnen, der noch überdies nur aus Scharmützeln bestand. Dies war der erste Tag bei Freiburg.

Der Prinz Condé beschloß nun, den folgenden Tag über die Höhen gegen das Lager der Baiern vorzurücken, um diese zu nöthigen, ihm mit einem Theile ihrer Kräfte entgegenzurücken und so dem Marschall Türenne den Einmarsch in die Ebene zu erleichtern. Der baierische General aber durchschaute den Plan seines Gegners, verließ das Fort und zog seine Truppen auf einen Berg bei Freiburg zurück, woselbst sie sich verschanzten.

Der linke Flügel der neuen Linie Mercys lehnte sich an einen sehr steilen Berg; 7 Geschütze vertheidigten diese Seite. Die übrige Linie

dehnte sich auf einem langen und schmalen Plateau aus, dessen Saum mit Verschanzungen, welche von einigen Geschützen vertheidigt wurden, versehen war; an der äußersten rechten Seite des Plateaus war eine Batterie von 10 Geschützen, die das enge, zwischen dem Plateau und Freiburg befindliche Thal bestrich. Mit 5 Geschützen besetzte Schanzen versperrten dies Thal; das grobe Geschütz Freiburgs endlich flankirte vollständig den ganzen rechten Flügel der Stellung.

Nachdem Condé seine Vereinigung mit Türenne bewerkstelligt hatte, beschloß er einen kräftigen Angriff auf den linken Flügel des Feindes; die Reiter und ein Theil der Artillerie sollten während dessen den rechten Flügel, der ein wahrer Feuerschlund war, beobachten, und ein blinder Angriff sollte auf das Centrum gemacht werden. Die Anstalten zu diesem neuen Versuche nahmen den ganzen Tag des 4. in Anspruch und gestatteten den Truppen, sich zu erholen. Den folgenden Tag, am 5. August, als der Prinz in Begleitung der Marschälle Türenne und Grammont einen hohen Berg bestiegen hatte, um den Rücken des Feindes zu recognosciren und die Arrieregarde, welche wegen der schlechten Wege nicht früher hatte zu ihm stoßen können, erwartete,

wurde er plötzlich durch ein unvorhergesehenes Ereigniß gezwungen, seine Disposition zu ändern, wodurch das Schicksal des Tages entschieden wurde. Der General Echelle, der 1000 Musketiere commandirte, hatte nämlich Befehl, nicht eher anzugreifen, als bis der blinde Angriff auf das Centrum begonnen hätte. Espenan, welcher die Infanterie des Prinzen commandirte, hatte einige Mann detachirt, um eine kleine, vor der feindlichen Stellung gelegene Redoute zu nehmen, wodurch unmerklich ein Gefecht auf beiden Seiten herbeigeführt wurde. Die Baiern unterstützten ihre Leute, Espenan verstärkte die seinigen und bald wurde das Scharmützel so lebhaft, daß der General Echelle glaubte, es sei Zeit zum Handeln. Diese Bewegung zerstörte Condé's Pläne. Er eilte so schnell als möglich auf diesen Punkt, fand aber den General getödtet und die Truppen in der größten Unordnung. Seine Gegenwart gab ihnen neuen Muth und trieb sie zu wiederholtem Kampfe. Zwei Bataillone Baiern, welche die Schanze besetzt hielten, fingen an zu wanken, die daneben befindlichen feuerten aber so heftig, daß die Franzosen noch einmal genöthigt waren, zurückzuweichen. Condé befahl, den Angriff auf diesem Punkte einzustellen. Der Prinz setzte sich

bei dieser Gelegenheit der größten Gefahr aus und gab Beweise der kaltblütigsten Tapferkeit, denn er blieb auf 30 Schritt von der Schanze fast immer zu Pferd. Die 20 Offiziere seines Gefolges wurden fast sämmtlich verwundet; eine Kanonenkugel riß den Sattelknopf von Condé's Pferde weg und seine Degenscheide wurde von einer Musketenkugel zerschmettert.

Er mußte sofort seine Dispositionen ändern, gab daher den Angriff auf den linken Flügel des Feindes auf, ließ einige Truppen auf diesem Punkte, raffte was ihm an disponiblen Kräften noch übrig blieb zusammen, stieß damit zu der in der Ebene stehenden Reiterei und stürzte sich auf den rechten Flügel des Feindes.

Hier entspann sich ein furchtbarer Kampf unter dem unausgesetzten Feuer einer zahlreichen Artillerie. — Die Franzosen thaten Wunder der Tapferkeit, aber Alles war umsonst; der Feind behauptete seine Stellung.*)

Ohngeachtet die Baiern ihre Stellung nach den blutigen Tagen von Freiburg behaupteten, so mußten sich doch dieselben, als die Franzosen ihren Rücken bedrohten und die Lebensmittel man-

*) Heilmann, Feldzüge der Baiern.

gelten, durch den Schwarzwald nach Würtemberg auf Villingen zurückziehen.

Condé beschloß, Philippsburg zu belagern, wo er am 25. August mit der Armee eintraf. Während die Belagerung dieser wichtigen Feste begann, fielen Speyer und Germersheim und am 12. September öffnete auch Philippsburg seine Thore dem Sieger. Rasch fielen nun nach einander Mannheim, Worms, Speyer, Mainz und andere feste Punkte, und nach so glänzenden Eroberungen eilte Condé nach Paris, nachdem er vorher das Oberkommando der Armee Türenne übergeben hatte.

Inzwischen hatte Mercy sich bei Heilbronn mit Hatzfeld vereint, rückte gegen den Rhein und lagerte sich zwischen Heidelberg und Mannheim, wo Johann von Werth Rosen so unvermuthet überraschte, daß letzterer sich auf einen Kahn rettete und seine Soldaten niederhauen ließ. Auch der Herzog von Lothringen und der kaiserliche General Geleen waren über die Mosel gegangen und bedrohten ebenso wie Mercy Türenne, da erscholl die Kunde von Gallas unglücklichem Feldzug, Hatzfeld mußte zur Deckung Böhmens aufbrechen und die Verbündeten ihre Winterquartiere in Fran-

ken und Schwaben nehmen. Türenne lagerte sich im Elsaß und Lothringen.

Das zu Münster und Osnabrück betriebene Friedensgeschäft wurde wohlweislich in die Länge gezogen, so daß man am Schluß des Jahres 1644 noch immer zu keinem Resultat gekommen war.

Wohin wir unsere Blicke richten, finden wir zum Anfang des Jahres 1645 Oestreich am Abgrund des Verderbens stehen, noch ein Unglücksschlag und das Haus Habsburg hatte für immer seinen Einfluß in Deutschland verloren.

Torstenson's Plan war, den Krieg nach Böhmen zu tragen, wohin er auch, nachdem die Armee bei Penig an der Mulde gesammelt worden war, mit 16,000 Mann über Annaberg vordrang. Um die drohende Gefahr zu beschwichtigen, eilte Kaiser Ferdinand III. im Januar selbst nach Prag, wo unter seinen Augen das kaiserliche Heer sich sammelte. Dasselbe war 16,000 Mann stark, und bestand aus dem Götz'schen Corps, das aus Schlesien und Ungarn herbeigerufen worden war, aus 3000 Mann Reichstruppen unter Johann von Werth und aus den Truppen Hatzfelds, der mit seinem Corps noch die Trümmern des Gallasschen Heeres vereint hatte. Ueberall herrschte Thätigkeit

im kaiserlichen Heere und um die Soldaten zu begeistern, verbreitete man die Nachricht, dem Kaiser sei im Traum die heilige Jungfrau erschienen und habe ihm den Sieg verkündet. Die kaiserliche Armee hatte den Befehl zu schlagen und zu siegen.

Von den Kaiserlichen gefolgt, war Torstenson über Kaden, Pilsen bis Glattau gedrungen, am 2. März über die Moldau gegangen und hatte bei Jankowitz, 3 Meilen von Tabor, die Kaiserlichen aufgesucht, die am 5. März dort Stellung genommen hatten. Am 6. früh ließ Torstenson die ihm zur rechten Hand liegenden Höhen besetzen.

Um diese Höhepunkte zu besetzen, rückten die Kaiserlichen ebenfalls vorwärts; sie fanden aber bei ihrer Ankunft dieselben schon von den Schweden besetzt, und mußten wieder zurückgehen. Hierauf ließ der Feldmarschall Götz sowohl mit Infanterie, als wie auch mit Cavallerie alle ihm zunächst liegenden Höhen und Wälder besetzen. Die in dem Walde postirte Reiterei wurde, auf Torstensons Befehl, durch Freiwillige und die Avantgarde des schwedischen rechten Flügels angegriffen und zurückgetrieben.

Inzwischen ging der Feldmarschall Götz mit dem linken Flügel durch das Defilé zwischen dem Walde bei Jankowitz und dem See bei Woritz

ken und Schwaben nehmen. Türenne lagerte sich im Elsaß und Lothringen.

Das zu Münster und Osnabrück betriebene Friedensgeschäft wurde wohlweislich in die Länge gezogen, so daß man am Schluß des Jahres 1644 noch immer zu keinem Resultat gekommen war.

Wohin wir unsere Blicke richten, finden wir zum Anfang des Jahres 1645 Oestreich am Abgrund des Verderbens stehen, noch ein Unglücksschlag und das Haus Habsburg hatte für immer seinen Einfluß in Deutschland verloren.

Torstenson's Plan war, den Krieg nach Böhmen zu tragen, wohin er auch, nachdem die Armee bei Penig an der Mulde gesammelt worden war, mit 16,000 Mann über Annaberg vordrang. Um die drohende Gefahr zu beschwichtigen, eilte Kaiser Ferdinand III. im Januar selbst nach Prag, wo unter seinen Augen das kaiserliche Heer sich sammelte. Dasselbe war 16,000 Mann stark, und bestand aus dem Götz'schen Corps, das aus Schlesien und Ungarn herbeigerufen worden war, aus 3[illegible]00 Mann Reichstruppen unter Johann von Werth und aus den Truppen Hatzfelds, der mit seinem Corps noch die Trümmern des Gallasschen Heeres vereint hatte. Ueberall herrschte Thätigkeit

im kaiserlichen Heere und um die Soldaten zu begeistern, verbreitete man die Nachricht, dem Kaiser sei im Traum die heilige Jungfrau erschienen und habe ihm den Sieg verkündet. Die kaiserliche Armee hatte den Befehl zu schlagen und zu siegen.

Von den Kaiserlichen gefolgt, war Torstenson über Kaden, Pilsen bis Glattau gedrungen, am 2. März über die Moldau gegangen und hatte bei Jankowitz, 3 Meilen von Tabor, die Kaiserlichen aufgesucht, die am 5. März dort Stellung genommen hatten. Am 6. früh ließ Torstenson die ihm zur rechten Hand liegenden Höhen besetzen.

Um diese Höhepunkte zu besetzen, rückten die Kaiserlichen ebenfalls vorwärts; sie fanden aber bei ihrer Ankunft dieselben schon von den Schweden besetzt, und mußten wieder zurückgehen. Hierauf ließ der Feldmarschall Götz sowohl mit Infanterie, als wie auch mit Cavallerie alle ihm zunächst liegenden Höhen und Wälder besetzen. Die in dem Walde postirte Reiterei wurde, auf Torstensons Befehl, durch Freiwillige und die Avantgarde des schwedischen rechten Flügels angegriffen und zurückgetrieben.

Inzwischen ging der Feldmarschall Götz mit dem linken Flügel durch das Defilé zwischen dem Walde bei Jankowitz und dem See bei Moritz

vor. Die Schweden griffen ihn mit vielem Ungestüm an und warfen dessen Corps, nachdem ihr Anführer getödtet worden war, über den Haufen. — Da der Feldmarschall Hatzfeld mit dem rechten Flügel nicht durch den Wald bei Jankowitz gehen konnte, so marschirte er mit seinen Truppen links um denselben herum, und kam in dem Augenblicke auf dem Wahlplatze an, als die zerstreuten Truppen des Feldmarschalls Götz denselben in eilender Flucht verließen. Auf diesem Punkte blieb ihm weiter nichts zu thun übrig, als durch Aufstellung einiger Geschütze und mehrerer Reitergeschwader den Rückzug zu decken. Hatzfelds Corps nahm hierauf etwas rückwärts, auf einer Anhöhe, seine Stellung, in welcher die Kaiserlichen von der Infanterie und Cavallerie des schwedischen rechten Flügels angegriffen wurden. Das Gefecht endigte sich zum Nachtheile der schwedischen Infanterie, die, von Kampfbegierde fortgerissen, zu weit vorgerückt war. Auf allen Seiten von der feindlichen Cavallerie und Infanterie angegriffen, wurden die schwedischen Brigaden mit vielem Verluste zurückgeschlagen. — Der schwedische linke Flügel hatte mittlerweile eine Bewegung gegen den rechten der Verbündeten gemacht und diesen dadurch gezwungen, das Geschütz, wel-

ches in dem Walde stecken geblieben war, den Schweden zu überlassen. — Hatzfeld ließ alle seine Truppen, um eine für dieselben vortheilhafte Stellung einzunehmen, zurückgehen, und stellte sich bogenförmig, mit dem rechten Flügel an Jankowitz, mit dem linken an Wòritz, auf. Anfänglich beunruhigten die Schweden bei diesem Rückzuge die Kaiserlichen, Sachsen und Baiern mit ihren Kanonen. — Diese Verfolgung wurde aber später eingestellt, da Torstenson nicht glaubte, daß Hatzfeld nach den Verlusten, die er bereits erlitten hatte, den Schweden noch einmal den Kampf anbieten würde. — In diesem Zustande der Unthätigkeit von schwedischer Seite brachte man dem Feldmarschall Torstenson die Nachricht, daß die Kaiserlichen, zur Deckung ihres Rückzugs, den Wald bei Jankowitz mit Infanterie besetzt hielten und Verhaue anlegten. Sogleich rückten schwedische Freiwillige mit 10 Stück Geschütz gegen den Wald vor; da aber Hatzfeld, der auf diesem Punkte in eigener Person befehligte, eine größere Macht, als wie man glaubte, gegen sie entwickelt hatte, so wurden sie mit Verlust ihrer Kanonen zurückgetrieben. Jetzt bewegte sich die ganze schwedische Infanterie gegen den Wald; es entspann sich ein heftiges Gefecht auf diesem Punkte, das,

weil beide Theile mit gleicher Erbitterung fochten, lange zweifelhaft war. Nachdem aber Hatzfelds beide Flügel geschlagen waren, zogen sich die Kaiserlichen auch hier vom Kampfplatze zurück. — In demselben Augenblicke, wo es im Walde zum Gefechte kam, begann man auch den Angriff auf den Flügeln der beiden Armeen.

Johann von Werth griff mit dem linken Flügel den rechten der Schweden an, bevor noch alle Regimenter sich in Schlachtordnung gestellt hatten, und brachte denselben zum Weichen. Die Schweden gewannen jedoch wieder Zeit, sich zu sammeln, da ein Theil ihrer Gegner mit dem Plündern der Bagage sich beschäftigte. Sie ergriffen nochmals die Offensive, und zwar mit einem solchen Glücke, daß die Feinde das Feld räumen mußten. — Auf dem linken schwedischen Flügel war der Kampf viel schwieriger; denn die Verbündeten hatten, zur Unterstützung der Cavallerie ihres rechten Flügels, zwischen demselben die Infanterie-Brigade des Don Felix aufgestellt, hinter die sich allemal die Cavallerie, sobald sie geschlagen war, zurückzog und wieder sammelte. Um der kaiserlichen Cavallerie diesen Vortheil zu entziehen, ließ der General Douglas, der den linken Flügel commandirte, diese Brigade durch drei Escadrons angreifen und

in die Pfanne hauen. Hierauf floh der ganze rechte Flügel der Gegner; der Graf Broy, unter dessen Befehlen der rechte Flügel stand, wurde gefangen genommen. — Schon glaubten die Schweden den Sieg in ihren Händen zu haben, da erschienen fünf Escadrons Kürassiere im Rücken der schwedischen Stellung; dieselben waren nach der Plünderung der schwedischen Bagage durch den Wald gegangen, um ihre Feinde im Rücken anzugreifen. Von mehreren Regimentern des linken Flügels attaquirt, wurden sie zum Theil gefangen genommen, zum Theil niedergehauen. — Nachmittags 4 Uhr war die Schlacht, welche um 8 Uhr Morgens begonnen hatte, zu Gunsten der Schweden entschieden. — Dieselben eroberten als Trophäen dieses Tages 26 Kanonen, 45 Standarten und 32 Fahnen. Außerdem verloren die Kaiserlichen und Reichstruppen 3500 Mann an Todten, worunter der Feldmarschall Graf Götz und der Oberst Graf von Waldeck sich befanden, so wie auch 4000 Mann an Gefangenen. — Der schwedische Verlust betrug nicht viel über 2000 Mann an Todten und Verwundeten.

Johann von Werth suchte vergebens die Flüchtigen wieder zu sammeln und dem Feinde entgegen zu führen, es blieb ihm weiter nichts

übrig, als mit seinen Truppen über Glattau in die Oberpfalz zu eilen.

Nach diesem Sieg fiel Torstenson in Mähren ein, eroberte Iglau, entsetzte Ollmütz und stand am 29. April 7 Meilen von Wien, wo alles in der größten Bestürzung und der Hof nach Grätz geflohen war. Als Rokoczy, auf dessen Beistand Torstenson gerechnet hatte, anstatt mit ihm sich zu vereinen, mit dem Kaiser Frieden schloß, dachte Torstenson wieder an den Rückzug. Die Belagerung Brünns aufhebend, führte er seine Armee nach Böhmen zurück, wo er Ende December von Gicht geplagt, das Commando niederlegte, welches bis zum Eintreffen seines Nachfolgers, Karl Gustav Wrangel, der General Arwid Wittenberg übernahm. —

Türenne und Rosen hatten nach einander im Anfang des Jahres 1645 den Rhein überschritten und Mercy in seinen Winterquartieren beunruhigt, waren aber ohne etwas Entscheidendes unternommen zu haben, wieder über den Rhein zurückgegangen, als Mercy mit einem Theil seiner Macht sich gegen sie wandte. Nach der Niederlage von Jankowitz wollte auch Türenne Lorbeeren pflücken und ging deshalb ohnweit Speyer auf einer Schiffbrücke im April mit 11,000 Mann über den

Rhein. Bei dem Vorrücken der Franzosen zogen sich die Baiern unter Mercy nach Schwaben zurück, wohin Türenne folgte, der nach der Einnahme von Stuttgart über Heilbronn nach Hall rückte. Hierauf legte Türenne seine ermüdeten Truppen in der Umgegend von Mergentheim in Quartier und nahm das Hauptquartier selbst in Mergentheim. Die baiersche Armee stand bei Feuchtwangen. Als Mercy und Johann von Werth, der sich nach der Jankowitzer Schlacht wieder mit der baierschen Armee vereint hatte, die Nachricht erhielten, daß die Franzosen, in dem Wahn, die Baiern bezögen weitläufige Quartiere, sorglos in ihren Quartieren lägen, so beschlossen beide, dieselben zu überfallen. In dieser Absicht brachen sie in der Nacht vom 4. zum 5. Mai in aller Stille von Feuchtwangen auf und erschienen mit Tagesanbruch vor Herbsthausen, wo sich die Feldwache der Franzosen befand.

Kaum hatte Türenne von dem Anrücken Mercys Kunde erhalten, als er an alle Truppen schnell den Befehl ergehen ließ, nach Herbsthausen zu rücken. Es waren erst 3000 Mann Infanterie und 8 Reiterregimenter gesammelt, als schon die baiersche Avantgarde erschien. Türenne, alle Vortheile des Terrains benutzend, stellte sofort die

Seinen in Schlachtordnung. Der rechte Flügel, aus der Infanterie bestehend, die Rosen befehligte, stand in dem Wäldchen vorwärts Hollenbach, den linken Flügel unter Türenne, bildete die ganze Reiterei, die in einer Linie vor dem Holz vor Herbsthausen stand.

Merch stellte dagegen seine Infanterie ins Centrum und die Reiterei auf die Flügel.

Nach heftigen aber erfolglosem Kanonenfeuer griff Türenne den rechten feindlichen Flügel unter Merch an und warf ihn über den Haufen. Nicht so glücklich war Rosen, dessen Infanterie, als Johann von Werth gegen sie anrückte, in Unordnung kam und von den Baiern auseinander gesprengt wurde; bei diesem Angriff gerieth Rosen in Gefangenschaft. Jetzt ließ Johann von Werth seinen ganzen linken Flügel vorrücken, um Türennes rechten Flügel im Rücken zu nehmen, der aber bei der drohenden Gefahr durch seine Reiterei geschickt eine Schwenkung machen ließ und den Rückzug befahl. Türenne selbst ging mit einigen Offizieren durch das Holz, fand jenseits noch 3 Reiterregimenter, die eben aus den Quartieren ankamen und zu denen noch 1500 im Gefecht gewesene Reiter stießen. Mit diesen erwartete Türenne in Schlachtordnung die Baiern, wenn sie

durch das Holz gehen und ihn angreifen sollten, was aber letztere, über Türennes Ausdauer erstaunt, nicht wagten.

Nach dem Verlust bei Mergentheim zog sich Türenne nach Hessen zurück, während der Sieger Mercy vorerst an den Rhein ging, Gernsheim eroberte und dann bei Höchst den Main überschritt.

Türenne, der in Hessen die Trümmern seiner Armee gesammelt, hatte sich Anfangs Juni mit Königsmark, der von der obern Weser herabgekommen war, und mit den Hessen unter Geiso vereint. Jetzt zogen nun die Verbündeten an den Rhein, um sich mit Condé zu verbinden, der ein Hülfsheer herbeiführte. Nach der bei Ladenburg am 4. Juli stattgefundenen Vereinigung, zählte das Heer 32,000 Mann, über die Condé den Oberbefehl führte. Letzterer zog nach Schwaben, um Mercy, der unterdessen auch durch den kaiserlichen General Geleen Verstärkung erhalten hatte, bei sich günstig zeigender Gelegenheit eine Schlacht anzubieten.

Bei Wimpfen am Neckar, trennte sich Königsmark von Condé und eilte, hinter jeden Reiter einen Fußgänger auf das Pferd setzend, nach Sachsen, wo er gerade noch rechtzeitig eintraf, um den Kurfürsten zu einem Waffenstillstand zu

vermögen, durch den Niederdeutschland bis Böhmen entwaffnet wurde.

Nachdem die beiderseitigen Armeen längere Zeit in Schwaben hin- und hergezogen waren und man sich am 1. August bei Dürrwangen heftig beschossen hatte, nahm Mercy, die Absicht Condés auf die Donau errathend, seinen Marsch nach der Donau, um dem Gegner zuvorzukommen. Während beide Armeen ihre Richtung dahin nahmen, ereignete sich der sonderbare Vorfall, daß die Franzosen und Baiern zusammen den Oettinger Forst durchzogen, ohne von einander etwas zu wissen. Endlich am 3. August erwarteten Mercy und Johann von Werth zwischen Nördlingen und Donauwörth bei Allerheim in Schlachtordnung den Feind, der ganz überrascht war, die Baiern so plötzlich zum Kampfe bereit zu finden.

Der rechte Flügel unter dem General Geleen lehnte sich an einen steilen Weinberg und der linke unter Johann von Werth an eine Anhöhe, auf deren Gipfel das feste Schloß Allerheim stand. Das Centrum unter Mercy war hinter dem Dorfe Allerheim aufgestellt, das mit Verschanzungen umgeben wurde. Ohngeachtet dieser starken Stellung beschloß doch Condé den Angriff und ließ

um 4 Uhr Nachmittags einen Theil der Infanterie des Centrums zum Angriff gen Allerheim vorrücken. Mit wechselndem Glück um dem Besitz des Dorfes streitend, führen Condé und Merch in eigner Person immer frische Truppen zum Kampfe. Merch sinkt von einer Kugel durchbohrt todt zur Erde und noch dauert der Kampf wüthend fort; da läßt Condé das Dorf anzünden und übergiebt dem Marschall Bellenave den Befehl über die Truppen, welche noch mit den im Kirchhofe und in der Kirche festgesetzten Baiern kämpften. Ein Versuch Condés, den linken Flügel unter Johann von Werth zu schlagen, scheiterte, Letzterer griff dagegen, als Condé zu seinem linken Flügel eilte, die Franzosen unter Grammont an und sprengte sie auseinander, worauf sich die Baiern beutedurstig plündernd auf die französische Bagage stürzten, die bei den Dörfern Wetisheim und Maginheim stand.

Inzwischen hatte Türenne den rechten feindlichen Flügel angegriffen und das erste Treffen durchbrochen, als Geleen mit dem zweiten Treffen die Franzosen zurückdrängte. So standen auf der ganzen Schlachtlinie für die Franzosen die Dinge äußerst mißlich, da führte Condé die hessischen Hülfsvölker zum Sturm herbei. Die Tapfern

stürzten sich ungestüm auf den rechten Flügel unter Geleen und warfen Alles vor sich her über den Haufen. Zugleich wurde Allerheim noch einmal angegriffen und die dort befindlichen Baiern, welche fünf Stürme abgeschlagen, mußten sich ergeben. Zu spät kehrte Johann von Werth, der sich von seiner Hitze zu weit hatte fortreißen lassen, von der Verfolgung des französischen rechten Flügels zurück, es war Alles verloren, ihm blieb nichts, als der Rückzug nach Donauwörth.

Die Baiern und Kaiserlichen verloren an diesem Tage 4000 Todte, worunter Feldmarschall Merch, 2000 Gefangene, 15 Kanonen, und 353 Wagen, doch auch die Franzosen verloren an diesem Tage 4000 Mann an Todten und Verwundeten.

Die nächste Frucht des Sieges von Allerheim war der Fall von Nördlingen und Dinkelsbühl, die beide nach kurzer Gegenwehr capitulirten. Condé, bei Allerheim verwundet, ging nach Frankreich und übergab das Oberkommando Türenne, der Ende August zur Belagerung von Heilbronn schritt, die er jedoch am 14. September wieder aufhob, als ihm die Kunde von dem Herannahen der baierschen Armee wurde. Der Kurfürst Maximilian I. hatte nämlich bei Donauwörth wie-

der ein Heer gesammelt, zu dem später noch der Erzherzog Leopold Wilhelm und Gallas stießen. Ohne von den Gegnern beunruhigt zu werden, ging Türenne bei Wimpfen über den Neckar und zog Angesichts der Kaiserlichen und Baiern unter den Kanonen von Philippsburg auf Schiffbrücken über den Rhein.

Während jetzt die Franzosen ihre Winterquartiere im Elsaß suchten, die Hessen nach Hause gingen, zogen die Kaiserlichen nach Böhmen und die Baiern lagerten sich in Würtemberg und Franken. Am Schlusse dieses Feldzuges waren den Franzosen alle diesseits des Oberrheins gemachten Eroberungen von den Baiern wieder entrissen worden.

Zu den Friedensverhandlungen hatten sich in Münster und Osnabrück bis zum Juni 1645 allmählig viele deutsche Bevollmächtigte eingefunden und am 11. Juni überreichten die Franzosen und Schweden ihre Vorschläge. Man verlangte unbeschränkte Amnestie, Bezahlung der fremden Kriegsvölker und Bundesgenossen, Sicherheit für die Aufrechthaltung der Reichsverfassung und sollte der Kaiser sich nicht ferner in die spanischen Händel mischen. Auch sollte noch eine gütliche Ausgleichung der Beschwerden der Reichsglieder unter einander stattfinden.

Der Kaiser, für den unterdessen das Waffenglück wieder günstiger gewesen war, lehnte zum Theil diese Vorschläge, als mit dem Rechte nicht vereinbar, ab. So standen die Dinge, als einer der tüchtigsten Staatsmänner des Hauses Habsburg, der Graf Maximilian von Trautmannsdorf, am 5. December in Münster erschien und den Franzosen und Schweden neue Vorschläge machte, die jedoch ebenfalls verworfen wurden. Auch dieses Jahr hatten die Friedensverhandlungen wieder zu keinem Resultat geführt, da die Forderungen der Fremden an den Kaiser von der Art waren, daß sie nicht erfüllt werden konnten.

Des Kaisers Hauptsorge war, die Schweden, über die inzwischen Gustav Wrangel das Commando übernommen hatte, aus Böhmen zu vertreiben. Zu diesem Zweck ließ er im Anfange des Jahres 1646 ein ansehnliches Heer sammeln, zu dem noch unter Johann von Werth und Geleen 8000 Baiern stießen. Wrangel, welcher sich dieser Macht gegenüber zu schwach fühlte, verließ Böhmen, marschirte nach Meißen, durchs Voigtland und das Altenburgsche an die Saale; auf diesem Marsche zog er Königsmark an sich. So wie die Schweden Böhmen räumten, rückte auch der Erzherzog Leopold Wilhelm, der die kaiser-

liche Armee befehligte, aus Böhmen gegen die Oberpfalz, um diese gegen einen etwaigen Einfall der Schweden zu schützen.

Während des Aprils war Wrangel nach der Weser gezogen, hatte Hörter, Paderborn und Stadtbergen erobert und zog nach Wetzlar hinab, um sich mit Türenne zu vereinen. Statt der Franzosen kam aber die Nachricht, daß für jetzt Türenne sich nicht mit den Schweden vereinen könne, weshalb Wrangel, die spätere Verbindung erwartend, bei Amöneburg ein festes Lager bezog. Inzwischen hatte auch der Erzherzog Leopold Wilhelm seine Truppen nach Hessen geführt und bei Homburg a. M. ein festes Lager bezogen. Noth und Elend so wie eine Pferdeseuche zwangen jedoch den Erzherzog am 16. Juli das Lager abzubrechen und sich durch die Wetterau und Franken nach der Donau zu ziehen.

Kurz nach dem Abzug der Verbündeten fand die Vereinigung Wrangels mit Türenne statt, die ihre Gegner täuschend, in zwei getrennten Corps, durch Franken und Würtemberg nach Baiern auf die Donau loszogen. Nirgends fanden sie ernsten Widerstand, die schwach besetzten Orte öffneten allenthalben die Thore. Nachdem Türenne und Wrangel bei Schwäbisch-Hall sich wieder vereint

hatten, bedrohten sie Baiern, dessen Kurfürst bei der drohenden Gefahr Alles aufbot, um das Land zu retten. Je der zehnte Mann mußte Soldat werden und Geleen und der Erzherzog wurden zur schleunigen Hülfe herbeigerufen. Aber ehe diese Hülfe kam, waren Freisingen und andere Orte gefallen, das Land auf dem linken Ufer der Isar geplündert und Augsburg belagert. Ueberall, wo die Franzosen und Schweden erschienen, rettete sich alles was fliehen konnte durch die Flucht; die Bauern schleppten ihre Habe in die Alpenthäler oder hinter den Inn.

Schon war Augsburg, das sich tapfer wehrte, dem Falle nah, als sich am 22. October die Vorhut des kaiserlich-baierschen Heeres unter Johann von Werth zeigte; ihm folgte zum Entsatz von Augsburg die ganze Armee, die durch Franken und die Oberpfalz herbei kam und der brennende Dörfer den Weg bezeichneten. Jetzt hoben Türenne und Wrangel die Belagerung Augsburgs auf, schnitten aber durch eine geschickte Bewegung den Erzherzog von Baiern ab, wo sie selbst zwischen dem Lech und der Isar alles verbrennend und zerstörend hausten. Das Unglück seines Landes ging dem Kurfürsten Maximilian sehr zu Herzen, die Liebe für seine Unterthanen überwog die

Anhänglichkeit an das Kaiserhaus und trieb ihn, mit Frankreich und Schweden in Waffenstillstands-Unterhandlungen zu treten, in welchem Schritt er die einzige Rettung seines unter dem Fluch des Krieges fast erliegenden Landes sah. Die ersten Folgen dieses Schrittes waren, daß Türenne und Wrangel die Waffen ruhen ließen und Baiern räumten, wo Maximilians Truppen die Winterruhe fanden. Die Franzosen nahmen ihre Quartiere an der obern Donau und im Würtembergschen, die Schweden besetzten das Land nach dem Bodensee zu und hatten Donauwörth und einen Theil der Oberpfalz inne. Wrangel, des Vaters goldne Lehre befolgend, „wer etwas nimmt, hat was", drang gegen Ende des Jahres in die Bregenzer Klause, wohin die Landleute alle ihre Habe geflüchtet, und raubte dort unermeßliche Güter; er soll 40 Tonnen Gold erbeutet haben.

Bei der Räumung Baierns von den Schweden und Franzosen zog der Erzherzog Leopold über die Donau und trat mit Hatzfeld zugleich vom Commando ab, das Gallas übertragen wurde.

Nach Schlesien hatte Wrangel, als die Hauptarmee aus Böhmen zog, Arwid Wittenberg gesandt, der die Kaiserlichen unter Montecuculi nach Böhmen drängte, sie dorthin bis Tabor verfolgte

und dann durch Mähren nach Oberschlesien zog, wo er Ende des Jahres bei Ohlau Winterquartiere bezog und so den wenig thatenreichen Feldzug beendete.

Ein trostloses Bild von Deutschlands Zerrüttung und Ohnmacht zeigten die in diesem Jahre fortgesetzten Friedensverhandlungen, wo Schweden und Frankreich ein Drittel unseres Vaterlandes für sich begehrten, und ihre Genossin, die Landgräfin von Hessen, übertriebene Forderungen stellte. Unter solchen Umständen mußte der kaiserliche Gesandte, Graf Trautmannsdorf, befürchten, daß der Kaiser außer Schlesien, der Lausitz und dem Elsaß auch noch Oberöstreich einbüßte. Je nachgiebiger der Kaiser war, je mehr steigerten sich die Forderungen der Franzosen und Schweden, die denselben durch die Gewalt der Waffen Nachdruck zu geben suchten. Ja, als Türenne und Wrangel mit Glück ihre Waffen nach Baiern getragen hatten und Maximilian zum Waffenstillstand entschlossen war, äußerten die übermüthigen Gesandten Frankreichs und Schwedens: „man müsse dem Kaiser noch ein Erbland abnehmen, die Adlerfittige kürzen; ohne gänzliche Erniedrigung desselben sei kein Frieden zu schließen.“ Das waren die Worte, welche am Schluß des Jahres das im Jammer

daliegende Deutschland von den fremden Friedens-vermittlern vernahm, das war die Trauerbotschaft, welche alle Hoffnungen auf einen baldigen Frieden hinwegscheuchte; solche höhnende Worte waren die Folgen der inneren deutschen Streitigkeiten.

Wie ich bereits schon weiter oben erwähnt, hatte Maximilian am Ende des Jahres 1646 zu einem Waffenstillstand mit Frankreich und Schweden sich bereit erklärt, und wurde dieser nach längeren Verhandlungen zu Ulm mit beiden Kronen und mit Hessen am 14. März 1647 bis zum Frieden abgeschlossen. Mit tiefem Unwillen nahm der Kaiser die Kunde von diesem Vertrag auf, in Folge dessen die ganze Kriegslast nun noch allein auf seinen Schultern lag. Vor allem galt es, sich nun ein schlagfertiges Heer zu schaffen und an Gallas Stelle, den der Tod von seiner dornenvollen Laufbahn abgerufen, einen tüchtigen Führer für seine Soldaten zu haben. Die Wahl fiel auf den ehemaligen hessischen General Melander von Holzapfel, einen Mann von entschiedener Thatkraft,, dem es gelang, das völlig aufgelöste kaiserliche Heer wieder zu organisiren und auf eine Stärke von 25,000 Mann zu bringen.

Nach Abschließung des obenerwähnten Waffenstillstandes zog Wrangel im Frühjahr 1647 vor-

erst nach der Oberpfalz, eroberte die freie Reichsstadt Schweinfurt und brach dann nach Böhmen auf, wo bei Budweis Melander von Holzapfel mit dem kaiserlichen Heere stand.

Während des Marsches nach Böhmen, führte Johann von Werth, dem der Kurfürst die Sicherung seiner Gränze gegen die Räubereien der Schweden übertragen hatte, den langgenährten Plan, zum Kaiser überzugehen, aus; er haßte den Kurfürsten seinen Herrn ob der Trennung vom Kaiser. Die baierschen Truppen dem Kaiser zuzuführen, gelang jedoch nicht, denn die Obersten führten, schon auf dem Weg nach Böhmen, als sie die eigentliche Absicht Johann von Werths erkannten, ihre Truppen nach Baiern wieder zurück und Werth entkam mit Noth in Begleitung weniger Diener ins kaiserliche Feldlager. Der Kurfürst Maximilian erklärte Johann von Werth für vogelfrei und setzte auf dessen Kopf einen Preis von 10,000 Thaler, während der Kaiser ihm die Herrschaft Benatek in Böhmen schenkte und ihn zum General der Reiterei ernannte.

Eger fiel am 15. Juli in die Hände der Schweden, und Wrangel nahm dort auf dem Galgenberge eine feste Stellung ein, wo er am 28. Juli von Johann von Werth und Holzapfel

erfolglos angegriffen wurde. Am 29. begnügte man sich mit einer heftigen Beschießung aus beiden Lagern, wobei eine Kugel in des Kaisers Zelt flog und Johann von Werth einen Streifschuß erhielt. In der Nacht vom 30. Juli ließ Wrangel einen Ueberfall auf das kaiserliche Lager unternehmen, wodurch der Kaiser selbst in die größte persönliche Gefahr gerieth. Helmold Wrangel, mit dem Beinamen „der Tolle", setzte mit 3 Reiterregimentern über die Eger, und drang, die feindlichen Vorposten niederhauend, plötzlich ins kaiserliche Lager, wo er überall Schrecken und Bestürzung verbreitete. Schon waren drei verwegene Reiter in des Kaisers Zelt gedrungen und der Kaiser wäre in ihre Gefangenschaft gerathen, wenn nicht noch rechtzeitig Hülfe erschienen wäre; die Majestät floh im Nachtgewande. Als später die Regimenter im Lager sich sammelten, wurden die Schweden mit Verlust über die Eger zurückgetrieben.

Am 8. August brachen die Kaiserlichen von Eger auf und zogen nach Pilsen, während Ferdinand mit seinen Räthen nach Prag eilte; es war hohe Zeit, daß diese Herren mit ihrer Stubengelehrsamkeit vom Heere sich entfernten, dem sie mit ihren verkehrten Rathschlägen viel Unheil gebracht hatten. Die Schweden folgten den Kaiserlichen

erst nach … ager bezogen.
stadt Sch … aiserlichen un-
auf, wo … berfall auf das
mit dem … arf zwar im An-
Kö- … Vorposten auf-
Johann … ußte aber, als die
rung f. … ich stellten und die
Schwed … die Schanzen zu
Plan, … hartnäckigen Ge-
den K … 5. September ver-
vom K … Lager, ihnen folg-
zuzu … Armeen verschanzten
führte … von einander bei Tö-
sie die … r Kaiserlichen auf das
kann … rden blutig abgewiesen.
und … richen nach Triebel in
nia … nd Wrangel zog nach
für … ren, welche Königsmark
vo … ziehen.
vo. … chen Feldzuges hatte sich
K … n, wohl einsehend, daß
… Böhmen und Schlesien
… Kaiser im Kampf unter-
… Schweden gegenüber einen
… n würde, dem Kaiser wie-
… demselben im September

ein Bündniß geschlossen. Am 14. September kündigte Maximilian den Waffenstillstand Wrangel auf, der die Vereinigung der Baiern und Kaiserlichen nicht abwartete, sondern sich am 7. Oktober nach Meißen zurückzog. Von hier ging der Zug über Thüringen, Niedersachsen an die Weser, welchen Fluß am 8. November Wrangel bei Hörter überschritt und sich hinter ihm aufstellte. Die Kaiserlichen, welche sich in Saatz mit den Baiern unter Gronsfeld vereint hatten, folgten den Schweden auf dem Fuße durch Thüringen nach und zogen durch Hessen, wo Melander vergebens die Landgräfin Amalie einzuschüchtern und für des Kaisers Sache zu gewinnen suchte. Melander war entschlossen, Wrangel hinter der Weser anzugreifen, wo dann letzterer gewiß vernichtet worden wäre, als der baiersche General Gronsfeld den ihm von seinem Kurfürsten zugesandten Befehl vorzeigte, welcher ihm verbot, den Kaiserlichen über die Weser zu folgen und die Schweden anzugreifen. Dieser Befehl des Kurfürsten Maximilian war eine Folge der Drohung Frankreichs, sofort ein Heer in Baiern einrücken zu lassen, wenn des Kurfürsten Truppen noch ferner Wrangel angriffen. Gronsfeld versagte gänzlich seine Mitwirkung an den ferneren Unternehmungen der

bis Triebel, wo beide Theile ihr Lager bezogen. Am 22. August unternahmen die Kaiserlichen unter Johann von Werth, einen Ueberfall auf das Lager der Schweden; Werth warf zwar im Anfang mit seinen Reitern die als Vorposten aufgestellten schwedischen Reiter, mußte aber, als die Schweden in Schlachtordnung sich stellten und die kaiserliche Infanterie vergebens die Schanzen zu erstürmen suchte, nach einem hartnäckigen Gefechte sich zurückziehen. Am 5. September verließen die Kaiserlichen ihr Lager, ihnen folgten die Schweden und beide Armeen verschanzten sich auf Kanonenschußweite von einander bei Töpel; mehrere Angriffe der Kaiserlichen auf das Lager der Schweden wurden blutig abgewiesen. Plötzlich gingen die Kaiserlichen nach Triebel in ihr altes Lager zurück und Wrangel zog nach Kaden, um die Hülfstruppen, welche Königsmark gesandt hatte, an sich zu ziehen.

Während des böhmischen Feldzuges hatte sich der Kurfürst Maximilian, wohl einsehend, daß wenn die Schweden in Böhmen und Schlesien Sieger wären und der Kaiser im Kampf unterliege, er selbst den Schweden gegenüber einen harten Stand bekommen würde, dem Kaiser wieder genähert und mit demselben im September

ein Bündniß geschlossen. Am 14. September kündigte Maximilian den Waffenstillstand Wrangel auf, der die Vereinigung der Baiern und Kaiserlichen nicht abwartete, sondern sich am 7. Oktober nach Meißen zurückzog. Von hier ging der Zug über Thüringen, Niedersachsen an die Weser, welchen Fluß am 8. November Wrangel bei Hörter überschritt und sich hinter ihm aufstellte. Die Kaiserlichen, welche sich in Saatz mit den Baiern unter Gronsfeld vereint hatten, folgten den Schweden auf dem Fuße durch Thüringen nach und zogen durch Hessen, wo Melander vergebens die Landgräfin Amalie einzuschüchtern und für des Kaisers Sache zu gewinnen suchte. Melander war entschlossen, Wrangel hinter der Weser anzugreifen, wo dann letzterer gewiß vernichtet worden wäre, als der baiersche General Gronsfeld den ihm von seinem Kurfürsten zugesandten Befehl vorzeigte, welcher ihm verbot, den Kaiserlichen über die Weser zu folgen und die Schweden anzugreifen. Dieser Befehl des Kurfürsten Maximilian war eine Folge der Drohung Frankreichs, sofort ein Heer in Baiern einrücken zu lassen, wenn des Kurfürsten Truppen noch ferner Wrangel angriffen. Gronsfeld versagte gänzlich seine Mitwirkung an den ferneren Unternehmungen der

Kaiserlichen, trennte sich Ende November von letzteren und nahm, über Fulda ziehend, in den fränkischen Bisthümern Winterquartiere.

Melander blieb dagegen in Hessen stehen und schickte blos einige Regimenter nach Thüringen. Er selbst versuchte sich an der Belagerung Marburgs; am 14. December in Besitz der Stadt gekommen, sollte auch das Schloß um jeden Preis in seine Hände fallen. Bei dieser Belagerung hätte Melander beinahe sein Leben eingebüßt, denn als er am 28. December eben bei Tafel sitzt, ließ der Kommandant des Schlosses, Johann Georg Stauff, ein heftiges Kanonenfeuer auf des Generals Quartier richten, die Kugeln schlugen in das Zimmer und zerschmetterte Balken verwundeten im Fallen den alten Melander am Kopf und an der Brust. Im Anfange des Jahres 1648 zog sich Melander, ohne das Schloß erobert zu haben, mit seinem Heere nach Franken und an die Donau zurück, als Wrangel sich drohend nahte.

Türenne, der seine Winterquartiere, wie bereits erwähnt, an der obern Donau und in dem Würtembergschen genommen hatte, erhielt im Frühjahr 1647 vom französischen Cardinal Mazarin den gemessenen Befehl, über den Rhein zurück zu

gehen und den Kampfplatz auf deutschem Boden zu verlassen. Frankreich fürchtete, bei dem siegreichen Erfolg der schwedischen Waffen das Uebergewicht der schwedisch-protestantischen Partei in Deutschland und glaubte dieses dadurch zu verhindern, wenn es seine Truppen vom Kampfplatz abziehe und den Schweden den Kampf allein überließe. Nur wenig Regimenter im Würtembergschen zurücklassend, ging Türenne bei Straßburg über den Rhein und war eben im Begriff, nach Zabern aufzubrechen, da empörten sich die weimarschen Reiterregimenter, denen man Sold schuldete und die sich nicht mit nach Frankreich schleppen lassen wollten. In dieser kritischen Lage fehlte ein Guebriant, der mit seiner Geschmeidigkeit und Beredtsamkeit die meuternden Soldaten zu beruhigen verstand. Von Rosen geführt, gingen die Weimarer bei Straßburg über den Rhein nach Rastatt, wo es Türenne, der mit einem kleinen Corps den Abziehenden gefolgt war, durch französische und deutsche Vermittelung gelang, die aufgeregten Gemüther zu beruhigen, so daß die Weimarer gelobten, der Krone Frankreich, jedoch nicht außerhalb Deutschland und Luxemburg für die Freiheit Deutschlands und der Protestanten zu dienen. Doch die Ruhe sollte nicht von langer

Dauer sein, denn schon am 4. Juli verbreitete sich das Gerücht, Türenne wolle die Weimarer nur über den Rhein locken und sie dann mit französischen Truppen zum Gehorsam bringen. In Folge dessen machten die Weimarer auf ihrem Marsch nach dem Rhein wieder Kehrt und gingen nach Ettlingen. Als hier Türenne, der gefolgt war, den General Rosen *) gefangen nehmen ließ und alle Offiziere des Gehorsams gegen ihn entband, wurde der Bruch unheilbar; die Offiziere und zwei Regimenter schlossen sich Türenne an, aber acht Regimenter, und zwar gerade die entschlossensten, fielen für immer ab und zogen unter der Anführung eines ehemaligen Studenten, Wilhelm Hempel aus Weimar, zu Königsmark. Türenne, der bis nach Königshofen den Flüchtigen erfolglos gefolgt war, zog mit den Resten seiner Armee nach dem Luxemburgschen, erschien aber bereits im October wieder an dem Rhein, um nach der Kündigung des zwischen den Baiern und Schweden abgeschlossenen Waffenstillstandes, die

*) Dieser Reinhold von Rosen mußte ein Jahr zu Vincennes in französischer Gefangenschaft schmachten, trat dann in französische Dienste und starb, vom König Ludwig hochgeehrt, 1667 auf seinem Gut im Elsaß.

Schweden mit seiner ganzen Armee zu unterstützen.

Königsmark, der im Anfang des Jahres 1647 in Hessen stand, ging später nach Westphalen und erschien Anfangs September in der Gegend von Paderborn, dessen bereits begonnene Belagerung wieder aufgehoben werden mußte, als Lamboy in Ostfriesland einbrach. Während Königsmark die von den Kaiserlichen in Ostfriesland besetzten Orte wieder eroberte, streifte Lamboy in Westphalen.

Auf dem Kriegsschauplatz in Schlesien und Mähren trug sich in diesem Jahre nichts Entscheidendes zu.

Durch die Zwistigkeiten Melanders und Gronsfelds hatte der arg bedrohte Gustav Wrangel Zeit gewonnen, seine ermatteten Truppen wieder in kampffähigen Stand zu setzen und seine Reiterei, die fast alle ihre Pferde verloren hatte, beritten zu machen, zu welchem Zweck die braunschweigschen Lande 11,000 Pferde liefern mußten. So gerüstet, überschritt Anfangs Januar 1648 Wrangel mit seinem 22,000 Mann starken Heer bei Minden die Weser und drang, da der kaiserliche General Melander sich schleunigst zurückzog, unaufhaltsam durch Hessen nach dem Main vor, um sich dort mit dem inzwischen bei Mainz über den Rhein

gegangenen Türenne zu vereinen, was auch am 23. März bei Feuchtwangen stattfand.

Unterdessen hatten sich die Baiern wieder mit den Kaiserlichen in Franken vereint, aus dem sie jedoch schon im Februar bis an die Donau zurückgedrängt wurden, wo sie bei Neuburg, Ingolstadt und Regensburg festen Fuß zu gewinnen suchten. Als sich jedoch Türenne und Wrangel der Donau näherten, wich Melander nach dem Lech zurück, wo er von Thierhaupten aus am 31. März an den Kurfürsten Maximilian, der sich bitter über das Plündern und Rauben der Soldaten beschwerte, jenen merkwürdigen Brief schrieb, in welchem er erklärte: „daß sich in beiden Armaden sicherlich über 180,000 Seelen befänden, welche, es seien gleich Jungen, Feuerknechte, Weiber und Kinder, doch alle sowohl als die Soldaten leben müßten. Auf 40,000 Mann gebe man zwar das Proviant her, aber mehr nicht, als der Mensch auf 24 Stunden nöthig habe, wie nun die übrigen 140,000 Menschen leben könnten, wenn sie nicht hin und her ein Stück Brod suchten, sei wider seinen Verstand, und wenn schon zu Zeiten ein armer Soldat ein wenig Geld habe, so sei doch kein einziger Ort vorhanden, wo er etwas kaufen könne. Er sage

das nicht, um die mitunter vorkommenden Räubereien und Gewaltthätigkeiten zu billigen, sondern allein zur Nachricht, daß nicht alles aus Muthwillen, sondern von vielen aus lauter Hunger geschehe. Es sei auch kein General in der ganzen Welt, welcher ein Heer dermaßen beisammen halten könne, daß nicht unterschiedliche leichtfertige Gesellen das Gebot übertreten, wie der Kurfürst im Anfange des Krieges, da doch die Armada alle Monat richtig bezahlt worden, selbst gesehen. Was der Graf Tilly viele Jahre nach einander, da doch die Armada ebenfalls richtig aus der Kassa oder den Quartieren unterhalten worden, für Mühe und Arbeit gehabt, die Zucht zu erhalten, indem er alle Jahr dergleichen Exorbitanzien halber nicht nur einen, sondern wohl 200 aufknüpfen lassen, solches sei denen bekannt, die unter seinem Commando die Waffen getragen."

Wrangel unternahm Ende März noch einen Zug nach der Oberpfalz und sandte Königsmark mit 2000 Reitern nach Eger, um diesen Ort zu verproviantiren. Mitte April von diesem Zug nach Franken zurückgekehrt, vereinte sich Wrangel wieder mit Türenne und Königsmark, der seine Mission erfüllt hatte und von Eger zurückgekommen war, und nun zogen die Verbündeten lang-

gegan
23.

den
jedo
rück
sta
fü

drang der feindlichen Cavallerie und bei der Eile, mit der sie ihren Rückzug bewerkstelligte, in Unordnung. Zwischen der Cavallerie beider Theile entspann sich, in der Nähe des Passes, ein Handgemenge, in welchem Melander durch einen Karabinerschuß getödtet wurde. Montecuculi, der wegen des Gedränges auf der Landstraße nicht zu seinen Truppen kommen konnte, mußte vom Pferde springen und links zu Fuße über den Morast hinter den Paß gehen. Während daß die Schweden und Franzosen den von den Kaiserlichen und Baiern hartnäckig vertheidigten Posten in der Front angriffen, ließ Wrangel denselben auf beiden Seiten durch einen Theil seiner Cavallerie umgehen. Dieses Manoeuvre gelang um so besser, da die kaiserliche und baiersche Hauptarmee durch den langen Bagagenzug gänzlich von der Arrieregarde getrennt und außer Stande war, ihr Hülfe zu leisten. Der größte Theil der mit der Vertheidigung des Passes beauftragten Infanterie blieb auf dem Platze, und die kaiserliche und baiersche Reiterei konnte nur mit großem Verluste, da der Feind bereits die Umgehung bewerkstelligt hatte, durch eine Furth sich über den Schmutterfluß zurückziehen, wo sie zur Hauptarmee stieß, die während der Action ihre Marschbewegung fortgesetzt

hatte, und bei dem Dorfe Bibra über die Schmutter gegangen war. Die Feldmarschälle Grafen Gronsfeld und Fernemont hatten mit dem Gros der Armee auf dem Sandberge Position genommen. — Da Nachmittags 2 Uhr schwedische und französische Infanterie auf dem Kampfplatze eingetroffen war, so versuchte dieselbe an mehreren Stellen, den Uebergang über die Schmutter zu erzwingen, woran sie aber durch die Kaiserlichen und Baiern gehindert wurde. Hier zeichnete sich vorzüglich die Reiterei unter dem tapfern Herzog Ullrich von Würtemberg aus, die, obgleich die Schwadronen bis auf die Hälfte herabgesunken waren, doch muthvoll fochten. Ein Versuch der Gegner, auf der rechten Seite durchzubrechen, wurde von drei kaiserlichen Cavallerieregimentern unter dem Feldmarschall Grafen Eberstein vereitelt.

Nach der Schlacht sandte Wrangel Königsmark zur Eroberung von Donauwörth und Rain ab, worauf dieser durch die Oberpfalz nach Böhmen drang. Gronsfeld und Montecuculi, der nach Melanders Tod den Oberbefehl über die Kaiserlichen erhalten hatte, gingen am 18. Mai auf das rechte Ufer des Lechs und suchten Wrangel und Türenne den Uebergang über diesen Fluß zu wehren. Als sich jedoch letztere anschickten, mit

Gewalt den Uebergang zu erzwingen, so zog sich die kaiserlich-baiersche Armee so eilig an die Isar zurück, daß sie sogar einen Theil ihrer Kriegsgeräthschaften am Lech stehen ließ. Die Schweden und Franzosen gingen bei Rain über den Lech und zogen, sich sengend und brennend über das unglückliche Baiernland ausbreitend, nach der Isar zu. Alles floh vor den Siegern, der Kurfürst Maximilian verließ München und eilte nach Salzburg. Angst und Schrecken hatte sich der armen Einwohner bemächtigt, die mit Weib und Kind und ihrer besten Habe hinter die Isar flohen. Groß war das Unglück des Landes, was der Kurfürst durch die Aufkündigung des Waffenstillstandes über dasselbe heraufbeschworen hatte; Schaarenweise durchzogen die Schweden und Franzosen das offene Land, wo brennende Schlösser und Dörfer den Jammer des Volkes bezeugten. Bis an den Inn vorgedrungen, mußten Wrangel und Türenne ihr Vorhaben, über diesen Fluß zu gehen und im Verein mit den lutherischen Bauern in Niederöstreich die Kriegsfackel bis nach Wien zu tragen, aufgeben, als hinter dem Inn ein neues kaiserlich-baiersches Heer unter Piccolomini und Werth sich gesammelt hatte. Die Schweden und Franzosen zogen sich an die Isar zurück und nahmen bei

Dingelfingen ein festes Lager; auch Piccolomini folgte seinen Feinden an die Isar und bezog in deren Nähe bei Landau, eine feste Stellung. Hier standen sich vom 31. Juli an bis Ende August beide Theile einander gegenüber, ohne daß mehr als kleine Gefechte vorfielen. Endlich, als das Land ringsherum ganz ausgesogen war, brachen Wrangel und Türenne aus ihrem Lager am 28. August auf, zogen über Landshut und Moosburg und nahmen zwischen der Amer und Isar ein Lager. Am 25. September wurde jedoch auch hier aufgebrochen, in der Absicht, über Dachau nach Landsberg zu kommen und im baierschen Hochlande bessere Quartiere zu finden.

Inzwischen war Piccolomini in München eingerückt, um den Feinden zuvorzukommen. Bei Dachau fiel das letzte erwähnenswerthe Gefecht im dreißigjährigen Krieg vor.

In einem Walde zwischen München und Dachau, von Morästen umgeben, wurde viel Wild gehegt. Um hier mit den vornehmsten Offizieren zu jagen, ließ Wrangel am 6. October den Wald durch Soldaten umstellen, und 600 Reiter nach München zu vor dem Gehölz auf Vorhut legen. Kaum hatte Johann von Werth, der diesseits der Isar stand, hiervon Kunde erhalten, als er den

Entschluß faßte, die Jäger zu überfallen. Hierzu wurden die besten Leute aus allen Regimentern ausgewählt und Johann von Werth gelangte mit den Seinen so still an die feindliche Vorhut, daß das Regiment auseinander gesprengt wurde, ehe die Jagenden es ahnten. Die Kunde von dem Ueberfall brachte die allgemeinste Bestürzung hervor; Wrangel befahl augenblicklich den Rückzug und glaubte mit 150 Dragonern die Feinde aufzuhalten, die jedoch ungestüm vordrangen und die Dragoner niederhieben. Nachdem auch Wrangels Leibregiment auseinander gesprengt worden war, standen alle zwischen einem Morast und den Feinden eingeengt, als plötzlich Gott ihnen einen Führer sandte. Ein fliehender Hirsch setzte vor Wrangels Augen durch den für ungangbar gehaltenen Morast; man ließ sogleich die Stelle durch einen Reiter untersuchen und fand, daß man hier durch den Morast gelangen konnte. So entging Wrangel der Gefahr, büßte jedoch das Jagdvergnügen mit der Gefangenschaft seines Bruders, des Obersten Gustav Wrangel, und einer Anzahl hoher Offiziere sowie mit mehren hundert Todten und Gefangenen.

Dem Plan, nach Landsberg zu marschiren, entsagend, zogen Wrangel und Türenne am 7.

October von Dachau fort, gingen bei Kauffringen über den Lech und nahmen die Richtung nach Donauwörth, in der Absicht, den Krieg wieder nach Böhmen zu tragen. Johann von Werth, der Unermüdliche, verfolgte den Feind bis Obernhausen, wo er mit ihm am 13. handgemein und bis Rain zurückgetrieben wurde. Als man sich im Handgemenge den Kanonen der Festung Rain näherte, begannen die Konstabler von dort aus ein Feuer auf Freund und Feind; hier hätte Johann von Werth beinahe das Leben eingebüßt, eine Kanonenkugel zerschmetterte seinen Nebenmann und der Luftdruck riß ihm den Hut vom Kopf.

Nach diesem Gefechte vereinigte sich Johann von Werth wieder mit dem Hauptheere, das sich am 15. Oktober zu Böhmens Rettung nach der Oberpfalz in Bewegung setzte; auf diesem Marsche erhielten bei Cham am 8. November Piccolomini und Johann von Werth die Friedenskunde, welche der Herrschaft des Schwertes, die so lange Tod und Verderben über Deutschland gebracht hatte, ein Ziel setzte.

Als Türenne und Wrangel bei Feuchtwangen am 6. November die Nachricht von dem Frieden erhielten, gerieth der Schwede sehr in Zorn und trat in Wuth seinen Generalshut mit Füßen.

Auf dem Kriegsschauplatz in Westphalen finden wir im Frühjahre 1648 den kaiserlichen General Lamboy, der bei Gesecke die Hessen unter Geiso so ungestüm angriff, daß letzterer sich nur mit Noth in das befestigte Gesecke zurückziehen konnte. Dort eng eingeschlossen, schlug sich unter Mitwirkung der Besatzung von Lippstadt, welche die Kaiserlichen im Rücken beunruhigen mußte, Geiso mit seiner Reiterei mitten durch die Feinde, die bald darauf die Belagerung aufhoben und sich in das Kölnische zurückzogen. Nach einem Zuge in das Jülichsche und den Rhein hinauf, wandte sich Lamboy plötzlich gegen die Hessen, die bei Grevenbroich an der Erf eine feste Stellung eingenommen hatten und den Kaiserlichen zum Angriff entgegen gingen. Am 14. Juni kam es unweit Hülkenrad bei Grevenbroich zu einem ernsten Treffen, in welchem die Kaiserlichen siebenmal von den Hessen angegriffen, nach einem bedeutenden Verluste an Todten und Verwundeten weichen mußten. Lamboy eilte jetzt nach Zons, wo er die Trümmer seiner Armee sammelte, neue Verstärkungen an sich zog und Ende August bei Woringen ein festes Lager einnahm. Hier war es, wo ihm die Hessen unter Geiso vergebens eine Schlacht anboten, die dann durch das Köl-

nische zogen und Düren eroberten. Eben waren die Hessen mit der Belagerung Paderborns beschäftigt, als die Friedensnachricht alle ferneren Unternehmungen beendete.

Königsmark, der nach der Schlacht von Zusmarshausen von Wrangel nach Böhmen entsandt worden war, hatte dort, vom Glück in seinen Unternehmungen begünstigt, den kühnen Plan gefaßt, Prag, Böhmens Hauptstadt, selbst in seine Hand zu bekommen, wozu ihm ein ehemaliger kaiserlicher Offizier, Graf Odowalsky, den Anschlag gegeben hatte. Unter dem Vorwande, das feste Schloß Elnbogen zu belagern, sammelte Königsmark bei Pilsen am 24. Juli sein aus 500 Reitern und 500 Fußgängern bestehendes Corps und rückte mit demselben schnell gegen Prag vor, wo Königsmark am 26. Juli vor Tagesanbruch anlangte. Um 3 Uhr Morgens erklimmten die Verwegenen, Odowalsky an der Spitze, zwei Schanzen in der Nähe des Klosters Strahow, jagten die Wachen davon und drangen dann durch das Strahower Thor, dessen Wache niedergehauen wurde, in die Kleinseite der Stadt, wo sich vor der Hand Königsmark festsetzte. Um die Soldaten zu belohnen, ließ Königsmark die Kleinseite Prags mehrere Tage plündern; hier sollen

die Soldaten zwölf Millionen Gulden erbeutet haben. Inzwischen war Wittenberg, den Königsmark aus Schlesien herbeigerufen hatte, am 31. Juli in Prag eingetroffen, und am 1. August begann die Beschießung der Alt- und Neustadt Prags, an deren Eroberung Königsmark allein nicht denken konnte. Ein Versuch des kaiserlichen Generals Buchheim, Prag zu entsetzen, wurde vereitelt; Wittenberg, der ihm bis Tabor entgegen gerückt war, lauerte ihm bei Budweis auf, schlug seine Bedeckung in die Flucht und nahm Buchheim selbst gefangen. Als jetzt Wittenberg nach Prag wieder zurückkehrte, war dort der Pfalzgraf Karl Gustav mit 8000 Schweden eingetroffen und man setzte nun die Belagerung mit Heftigkeit fort. Die Bürger, die Studenten, ja sogar die Geistlichkeit vertheidigten sich aber so tapfer, daß die Schweden, als am 25. October der kaiserliche General Golz zum Entsatz von Prag mit 8000 Mann herbeirückte, die Belagerung am 30. Oktober aufheben mußten. Im Begriff mit Wrangel sich zu vereinen, erhielten die Schweden, auf dem Marsche nach Eger die Kunde von dem Frieden, der auch hier dem unseligen Kriege ein Ende machte.

Unter dem Jammer und Elend des Krieges, dem Deutschland seit Jahren unterlag, war das

Friedenswerk allmählig seinem Schlusse näher gekommen; Schweden und Frankreich hatten Eile, den Frieden abzuschließen, wenn sie aus demselben den erwarteten Nutzen ziehen wollten. Schweden befürchtete, daß doch endlich den 84,000 Deutschen, die noch im Jahre 1648 unter seinen Fahnen stritten, die Binde von den Augen fallen, sie zur wahren Erkenntniß kommen und den Fremden ein gebietendes Halt zurufen möchten, wo dann Schweden, ohnmächtig ohne der deutschen Söldner Hülfe, von dem langjährigen Kampfe keine Früchte erhalten hätte. In Frankreich hatte die Volkspartei einen glänzenden Sieg über die Regentschaft errungen und in Furcht vor dem Verlauf der inneren Angelegenheiten, mußte man den Frieden mit dem äußeren Feinde wünschen. So kam denn nach jahrelangem Unterhandeln endlich zu Münster und Osnabrück der westphälische Friede zu Stande, der Deutschland, das so geknechtete und gedemüthigte, endlich von der eisernen Hand des Krieges befreien sollte.

Durch diesen Frieden wurde Deutschland getheilt und nach Norden und Westen wurden die Grenzen blosgegeben; aus ihm zogen die Fremden den Nutzen, die Deutschen wie immer den Schaden.

In Folge dieses Friedens erhielt Frankreich die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, ganz Elsaß, den Sundgau, die Festungen Breisach und Philippsburg; auch mußten die Deutschen mehrere Festungen am Rhein schleifen und durften zwischen Basel und Philippsburg keine neuen anlegen.

Schweden erhielt Vorpommern, Rügen und von Hinterpommern die Städte Stettin, Garz, Damm, Golnau und die Insel Wollin, die Stadt Wismar im Mecklenburgischen und die Bisthümer Bremen und Verden; noch mußten die sieben Reichskreise zur Zahlung von fünf Millionen Thalern für die Befriedigung des schwedischen Heeres sich verstehen.

Der Churfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg erhielt für den Verlust von einem Theile Pommerns als Ersatz Hinterpommern und die Bisthümer Magdeburg, Halberstadt, Minden und Kamin, wogegen er jedoch die magdeburgschen Aemter Querfurt, Jüterbog, Dahma und Burg an Sachsen abtreten mußte.

Mecklenburg erhielt für den Verlust Wismars die Bisthümer Schwerin und Ratzeburg.

Braunschweig-Lüneburg erhielt für den Verlust der Bischofsstellen in den an Schweden und

Brandenburg gekommenen Bisthümern, nur das Recht, das Bisthum Osnabrück abwechselnd mit einem seiner Prinzen zu besetzen.

Die Landgräfin von Hessen-Cassel, die so treu an Schweden gehangen, erhielt ungeachtet aller Widersprüche des Kaisers, der Katholiken und Protestanten, 600,000 Thaler, die Abtei Hersfeld, die Probstei Gellingen, Stücke der Grafschaft Schaumburg und den Antheil an der Marburger Erbschaft und Katzenellenbogen.

Der älteste Sohn des unglücklichen Friedrich V. von der Pfalz, Karl Ludwig, erhielt seine Erbländer bis auf die Oberpfalz wieder, welche Maximilian von Baiern behielt und man errichtete für Pfalz eine achte Churwürde.

Die Unabhängigkeit der Schweiz so wie die der vereinigten Niederlande vom deutschen Reiche erkannte man an.

Die jülich-bergsche Erbfrage sollte im Wege der Güte entschieden werden, was jedoch erst 1666 durch einen Hauptvergleich geschah, wonach Cleve, Mark und Ravensberg an Brandenburg, Jülich und Berg hingegen an Pfalz kamen.

Die Donauwörthsche Angelegenheit wurde auf den nächsten Reichstag verschoben, später jedoch nicht verhandelt und so blieb Donauwörth baiersch.

Das Wesentliche, was der westphälische Friede über das deutsche Staatsrecht, theils bestätigend, theils neuernd aussprach, bestand ohngefähr in Folgendem: der Kaiser soll nur mit Zuziehung der Stände Gesetze geben, wichtige Verfügungen erlassen, Frieden schließen, in die Acht erklären, Aushebungen anbefehlen, Festungen in den Ländern der Stände anlegen u. s. w. Den Fürsten wird die Landeshoheit bestätigt und ihnen erlaubt, Bündnisse zu schließen, nur nicht gegen Kaiser und Reich, den Landfrieden und den westphälischen Frieden. Ohne Zustimmung des Kaisers und der Churfürsten darf Niemand Zölle a...gen, und jede im Kriege entstandene Beschränkung des Handels hört auf. Die Reichsstädte erhalten eine entscheidende Stimme auf allen Versammlungen und bei allen Kreissachen und Deputationen gilt die Stimme einer Stadt der eines Fürsten gleich. Ueberall wo die Evangelischen auf eine, die Katholischen auf die andere Seite treten, gilt keine Stimmenmehrheit, sondern Alles hängt von gütlicher Uebereinkunft ab. Zu den Reichsdeputationen oder sonstigen Berathungen nimmt man von jeder Partei gleich viele Abgeordnete. Auch wurde bestimmt, daß die Beisitzer des Reichskammergerichts zu gleichen Theilen

nach der Religion ernannt und der Reichshofrath nicht ausschließlich von Katholiken besetzt werden solle, damit in Angelegenheiten der Religion für jede Confession eine gleiche Anzahl Richter den entscheidenden Spruch fällten.

Die größten Schwierigkeiten waren auf dem religiösen Gebiete zu überwinden, wo die Parteien, anstatt wie unser Heiland und Meister gelehrt, Duldsamkeit zu üben, sich mit den Waffen des Hohns und der Erbitterung bekämpften. Endlich einigte man sich jedoch auch dort und traf folgende Bestimmungen: Bei Streiten zwischen Katholiken und Protestanten bleibt die freie Religionsübung da, wo sie an irgend einem Tag des Jahres 1624 gewesen ist. Aenderungen sind nur bei wechselseitiger Einwilligung erlaubt. Fand in jenem Jahre die Duldung nicht statt, so dürfen die Ausgeschlossenen doch Hausandacht halten, Kinder in ihrem Bekenntnisse erziehen und an den bürgerlichen Rechten Theil nehmen. Die Protestanten behalten alle vom ersten Januar 1624 an besessenen Güter und Kirchen. Das Jahr 1624 wurde das Normaljahr genannt und das Restitutionsedikt aufgehoben und vernichtet. Kein Landesherr solle im Reich seine Unterthanen, welche sich zu einer andern Kirche als er selbst bekennen, drücken.

Das waren die wesentlichsten Punkte des westphälischen Friedens, deren gänzliche Vollziehung sich jedoch noch um zwei Jahre verzögerte, während welchen bis zur Erfüllung aller Friedenspunkte, Frankreich die eroberten Festungen noch besetzt hielt und Schweden seine Armee auf Deutschlands Kosten in unserem Vaterlande stehen ließ. Wieder hatten die Fürsten und Völker die Erfahrung gemacht, daß da, wo man den Samen der Zwietracht aussäet, Unglück, Blut und Mord geerndtet wird, daß im Parteikampf, wo die Söhne des Vaterlandes sich mordgierig in blinder, fanatischer Wuth zerfleischen, das Höchste, die Liebe zum Vaterlande, erlischt und demzufolge der deutsche Mann zum Söldling der Fremden herabsinkt. In diesem langjährigen Kampfe waren Deutschland durch die eigenen Söhne blutige Wunden geschlagen, die unter der allein Gedeihen bringenden Hand des Friedens nur allmählich heilten. Ueber diesem Krieg hatte man eine Menschengeneration zu Grabe getragen, neue Geschlechter waren entstanden, die den großen Segen des Friedens nur dem Namen nach kannten und unter Noth und Jammer aller Art verzweiflungsvoll ihr Leben dahin schleppten. Wohl hatte dieser Kampf der Parteien zwei Drittheile der Be=

völkerung als Opfer verlangt, denn was der Krieg verschonte, fraßen Seuchen und Elend aller Art, geht doch nie ein Unglück für sich allein. So groß war die Hungersnoth während der Jahre 1636 und 1637 in vielen Theilen Deutschlands, z. B. in Sachsen, Fulda, Hessen, am Rheine, dem Elsaß, daß man Fleisch vom Schindanger nicht verschmähte, Leichen vom Hochgerichte herabholte, die Kirchhöfe umwühlte, bis man zur Sicherung der Begrabenen Wachen dabei stellte; daß der Bruder die todte Schwester, die Tochter ihre verstorbene Mutter verzehrte, Aeltern ihre Kinder ermordeten und dann, über die That in Wahnsinn verfallend, sich selbst das Leben nahmen. Banden, welche sich zusammenthaten, machten auf Menschen, wie auf wilde Thiere Jagd, und als man in der Gegend von Worms Frevler solcher Art, die um siedende Kessel umhersaßen, plötzlich auseinanderscheuchte, fand man Arme, Hände und Beine von Menschen zur Speise bereitet. — Hand in Hand mit dem Hunger gingen furchtbare, ansteckende Seuchen, und die Soldaten, deren Frevel gutentheils all das Elend herbeigeführt hatten, erlagen ihm zuletzt selbst, so daß ein Berichterstatter sagt: ganze Heere, die keinen Feind gesehen, wurden

wie weggeweht und verschwanden von der Erde! Viele Leichen konnten nicht mehr begraben werden, auch wenn man 20 Dukaten für ein ehrliches Begräbniß bot und wurden dem Wolfe und Geier zur Speise. Ganze Koppel Hunde thaten sich an manchem verödeten Orte zusammen und fielen heulend vor Hunger über einzelne Menschen her.

Ein noch größeres Unglück, als wie Noth und Krankheit erzeugten, war die allmählige Verwilderung der Bevölkerung unter der rohen zügellosen Herrschaft der Soldateska. Alle, Freund und Feind, sahen in den ruhigen friedlichen Bewohnern der Städte und Dörfer nur die Geschöpfe, an welchen man unter Martern aller Art Erpressungen verüben und die schändlichsten, teuflischsten Gelüste befriedigen konnte. Es war eine Zeit, wo die Menschen, die Ebenbilder Gottes, des Teufels Spießgesellen geworden waren und auf jedem Schritt ihres lasterhaften Lebens ihnen der Fluch unseres Allvaters folgte; wo diese Höllengeister in Menschengestalt erschienen, da erstarb jedes Bessere unter ihren verruchten Händen; Mord und Brand war es, was sie brachten, und Verwilderung, Jammer und Elend bezeichneten die Spur ihrer Fußtritte.

Schon im Jahre 1629 werden die Kroaten bezüchtigt, daß sie überall raubten, brennten und Menschen aufs ärgste mißhandelten.

Auf ähnliche Weise verfuhren 1634 die Kroaten unter Isolani in Höchstädt. Sie durchstachen die empfindlichsten Theile mit Nadeln, zersägten die Schienbeine, zerrieben die Füße mit Scheitern bis auf die Knochen und brieten sogar Leute. — Nicht gelinder lauten die Berichte über das Benehmen der Kaiserlichen und der Schweden nach der Nördlinger Schlacht. Länder, die auf lange Zeit jedem Bedürfnisse hätten genügen können, wurden in der kürzesten Zeit, wie durch einen Blitz, in das äußerste Elend gestürzt. In Deutschland, erzählt ein Augenzeuge, ging es zu dieser Zeit erbärmlich her, die Landeskinder waren vertrieben und Fremde hatten das Reich inne. Welche aber noch zu Hause lebten, wurden dermaßen von den fremden Völkern behandelt, daß sie lieber das bittere Elend hätten bauen, als den Untergang des Vaterlandes sehen sollen. Auf einer Seite wütheten die Schweden, Finnen, Lappen, Irländer; auf der anderen Kroaten, Kosacken, Polen, Husaren, Spanier, Wallonen; und wußte Niemand, wer da Freund oder Feind sei. Wer Geld hatte, hieß ein Feind, und wer keins hatte, galt doch

für reich und ward deshalb gemartert. Da war kein Unterschied des Orts oder der Person, an Heiligen oder Unheiligen, Geweihten oder Ungeweihten, und die eingebornen Landeskinder befleißigten sich, ihre Meister in der Tyrannei noch zu übertreffen. Niemand suchte Frieden von Herzen, sondern ein Jeglicher das Seine; Ehrsucht und Geldsucht war das Maaß, nach welchen alle Dinge gemessen wurden, und der große Haufe litt wie das unvernünftige Vieh, das sich schlagen und raufen läßt, und sieht sich nicht einmal um nach dem, der es schlägt.

Selbst der Geschichtschreiber der Schweden, Chemnitz, erzählt zum Spätjahr 1634 von den Soldaten: Sie litten gar keine Ordnung, sondern hauseten, daß Obrigkeiten und Unterthanen gerechtes Grauen vor ihnen hatten. In Summa, sie erwiesen sich in stetem Zechen und Bankettiren, mit gewaltsamen Erpressungen und Abnöthigung von Geld und Geldeswerth, prügeln, hauen und stechen, ja todtschlagen und niederschießen der bestürzten und abgematteten Unterthanen, wie es kaum jemals beim Kriegswesen hergegangen. In Frankfurt insbesondere wurden ungeheure Steuern gefordert, worüber groß Winseln, Seufzen und Schreien entstand. Viele jagte man von Haus

und Hof, und bei Wirthen, Krämern, Handwerkern und Andern war inzwischen das Schinden und Schaben so groß, daß fast nicht auszusprechen, und während Viele arm wurden, bereicherten sich Wenige. — Dasselbe bestätigt Forstner und fügt hinzu: Soldaten gossen den Leuten so lange kalt Wasser in den Hals, bis es, wenn man ihnen mit dem Fuße auf den Bauch trat, oben wieder herauskam, und nannten dies den schwedischen Trank.

Im August 1637 schreiben die niederhessischen Stände von den Kroaten und andern kaiserlichen Söldnern: sie haben Zungen, Nasen, Ohren abgeschnitten, Augen ausgestochen, Nägel in die Köpfe und Füße geschlagen, heißes Pech, Zinn, Blei und allerlei Unflath durch die Ohren, Nase und den Mund in den Leib gegossen, Viele mit den Rücken an einander gekoppelt, auf freiem Felde in eine Reihe gestellt und auf sie, wie nach einem Ziele, geschossen, Weiber und Mädchen geschändet, ihnen die Brüste abgeschnitten, Kinder niedergesäbelt, gespießt, in den Backöfen gebraten und dergleichen mehr. Durch solche Grausamkeiten aufgereizt, ließen sich die Bauern, wo sie es vermochten, ähnliche Frevel zu Schulden kommen, wurden aber gewöhnlich dafür zuletzt hart bestraft.

Die Städte und Länder waren auf eine Weise zurückgekommen, wogegen die bittern Erfahrungen unserer Tage nur geringe sind. Dörfer z. B. im Freisingischen, die 400 Einwohner hatten, zählten nachmals nur 20, und Güter die 2000 Gulden werth gewesen, wurden für 70, 80 Gulden verkauft. Manche Pfarrer geriethen in solche Noth, daß sie den Brautleuten auch die Schuhe machten und zum Tanze aufspielten. In Eichstädt verbrannten im Jahre 1634 bei der schwedischen Belagerung 7 Kirchen, 1 Kloster und 444 Häuser. In Augsburg war die Menschenzahl von 80,000 auf 18,000 herabgesunken; in Hessen waren 17 Städte, 47 Schlösser und 300 Dörfer meist von den Kaiserlichen geplündert und verbrannt, und nur ein Viertel der früheren Bevölkerung übrig. Aehnliche Erscheinungen finden wir in der Altmark, Pommern, Thüringen und Böhmen. An vielen Orten zogen die Bauern aus Mangel an Zugvieh selbst den Pflug; von Schulen und Lehrern war fast nicht mehr die Rede. Göttingen zählte im Jahre 1642 statt 1000 nur 500 Bürger; in Nordheim standen über 300 Häuser leer, und die Stadt hatte kaum 150 Bürger, von denen nur etwa 40 Steuern zahlen konnten. Mehr als 320 Häuser waren

hier und in Göttingen 150 eingerissen worden; sie standen ja leer, und man bedurfte im Winter des Brennholzes. In Würtemberg waren 8 Städte, 45 Dörfer, 158 Pfarr- und Schulhäuser, 65 Kirchen und 36,086 Häuser abgebrannt. Es waren 57,721 Haushaltungen eingegangen, und die Kriegsschäden stiegen nach einer Abschätzung auf 58,743,000 Gulden. Dasselbe fand in Baiern statt, wo allein in dem Jahre 1646 über 100 Dörfer verbrannt wurden. In Dresden soll nur noch der 15. Hauswirth am Leben, in Schmiedeberg von 400 noch 1 Ehepaar übrig gewesen. Die Frau des an der Wahrenbrücke verstorbenen Geistlichen war im ganzen Orte allein noch übrig, um ihrem Manne das Grab zu graben. In Ohlau in Schlesien war ein Bürger übrig. Oft floh man aus bewohnten Orten in Wälder und Felsenklüfte und hielt in Bärenhöhlen und unzugänglichen Schluchten Wirthschaft.

Häufig war die Lust zur Beute und zum Mord die Triebfeder solcher Schandthaten, oft trieb jedoch die eigene Noth, ja wohl auch die Verzweiflung den Soldaten zu solchen an. Die vielgerühmte deutsche Sitte und Zucht waren verschwunden, ja Viele glaubten in ihrer Verzweiflung an keinen Gott mehr. Manche beteten nicht, sondern

äußerten: sie sagten alle Morgen das A B C her, in diesem steckten alle Gebete, da möge Gott sich die besten herausnehmen. Niemand wollte mehr arbeiten, ganz Deutschland wimmelte von liederlichem Gesindel, das bettelnd und raubend im Lande herum zog. All dieses namenlose Elend und Unglück, diese Verwilderung der Menschen, waren die Früchte eines Kampfes, der aus der Unduldsamkeit entsprossen, und von falschen Freunden genährt, mit einer so beispiellosen Wuth und Erbitterung gekämpft wurde, daß bei der Erinnerung an jene Unglücksjahren der gefühlvolle Deutsche mit Thränen in den Augen ein Wehe, Wehe Denen zuruft, die aus Starrsinn, Uebermuth und Stolz es wagen, den Saamen der Zwietracht unter den deutschen Brüdern auszustreuen und sie zum Kampf unter sich selbst in die Waffen rufen.

Während unter der eisernen Last des Krieges Kunst, Ackerbau und Gewerbe darniederlagen, bildete sich schnell das Kriegswesen aus, man machte rasche Fortschritte in der Vernichtung der Menschen. Gustav Adolph, Bernhard von Weimar, Maximilian von Baiern schufen wichtige Verbesserungen in der Taktik. Die schwedische Artillerie war die vorzüglichste der damaligen Zeit, während

hier und in Göttingen 150 eingerissen worden; sie standen ja leer, und man bedurfte im Winter des Brennholzes. In Würtemberg waren 8 Städte, 45 Dörfer, 158 Pfarr- und Schulhäuser, 65 Kirchen und 36,086 Häuser abgebrannt. Es waren 57,721 Haushaltungen eingegangen, und die Kriegsschäden stiegen nach einer Abschätzung auf 58,743,000 Gulden. Dasselbe fand in Baiern statt, wo allein in dem Jahre 1646 über 100 Dörfer verbrannt wurden. In Dresden soll nur noch der 15. Hauswirth am Leben, in Schmiedeberg von 400 noch 1 Ehepaar übrig gewesen. Die Frau des an der Wahrenbrücke verstorbenen Geistlichen war im ganzen Orte allein noch übrig, um ihrem Manne das Grab zu graben. In Ohlau in Schlesien war ein Bürger übrig. Oft floh man aus bewohnten Orten in Wälder und Felsenklüfte und hielt in Bärenhöhlen und unzugänglichen Schluchten Wirthschaft.

Häufig war die Lust zur Beute und zum Mord die Triebfeder solcher Schandthaten, oft trieb jedoch die eigene Noth, ja wohl auch die Verzweiflung den Soldaten zu solchen an. Die vielgerühmte deutsche Sitte und Zucht waren verschwunden, ja Viele glaubten in ihrer Verzweiflung an keinen Gott mehr. Manche beteten nicht, sondern

äußerten: sie sagten alle Morgen das A B C her, in diesem steckten alle Gebete, da möge Gott sich die besten herausnehmen. Niemand wollte mehr arbeiten, ganz Deutschland wimmelte von liederlichem Gesindel, das bettelnd und raubend im Lande herum zog. All dieses namenlose Elend und Unglück, diese Verwilderung der Menschen, waren die Früchte eines Kampfes, der aus der Unduldsamkeit entsprossen, und von falschen Freunden genähret, mit einer so beispiellosen Wuth und Erbitterung gekämpft wurde, daß bei der Erinnerung an jene Unglücksszenen der gefühlvolle Deutsche mit Thränen in den Augen ein Wehe, Wehe Denen zuruft, die aus Starrsinn, Uebermuth und Stolz es wagen, den Saamen der Zwietracht unter den deutschen Brüdern auszustreuen und sie zum Kampf unter sich selbst in die Waffen rufen.

Während unter der eisernen Last des Krieges Kunst, Ackerbau und Gewerbe darniederlagen, bildete sich schnell das Kriegswesen aus, man machte rasche Fortschritte in der Vernichtung der Menschen. Gustav Adolph, Bernhard von Weimar, Maximilian von Baiern schufen wichtige Verbesserungen in der Taktik. Die schwedische Artillerie war die vorzüglichste der damaligen Zeit, während

Oestreich, Baiern und Schwaben das beste Fußvolk und Niedersachsen und Franken die tüchtigste Reiterei lieferten. Die Infanterie trug schon zum größten Theil Feuergewehre anstatt der Piken; die Reiterei hatte Pickelhaube und Brustharnisch. Jeder trug sich wie ihm beliebte, doch war die spanische Tracht, weite Hosen und wollene Röcke mit kurzen Schößen, die gewöhnlichste. Die Treue zur Fahne im Glück und Unglück kannte man nicht, wie der Glücksstern eines Feldherrn unterging, lief man zu dem Sieger über. Die größte Plage der Heere war deren Troß, da die Soldaten ihre Weiber und Kinder mit ins Feld nahmen; bei Wallensteins Heere vor Nürnberg befanden sich 15,000 Weiber. Eine nicht minder große Geißel waren die sogenannten Marodebrüder, die wie die Vöglein unter dem Himmel weder säeten noch ernteten, aber dennoch lebten; diese Galgengesellen waren der Abschaum der Heere, hinter denen sie sich sengend und plündernd herschleppten; ihnen war nichts zu heilig, an das sie nicht ihre frechen mit Brand und Mord besudelten Hände legten.

Schnellpressendruck von J. G. Cramer in Erfurt.




WIDENER
SEP 10 1996
CANCELLED



